KARL SCHEFFLER

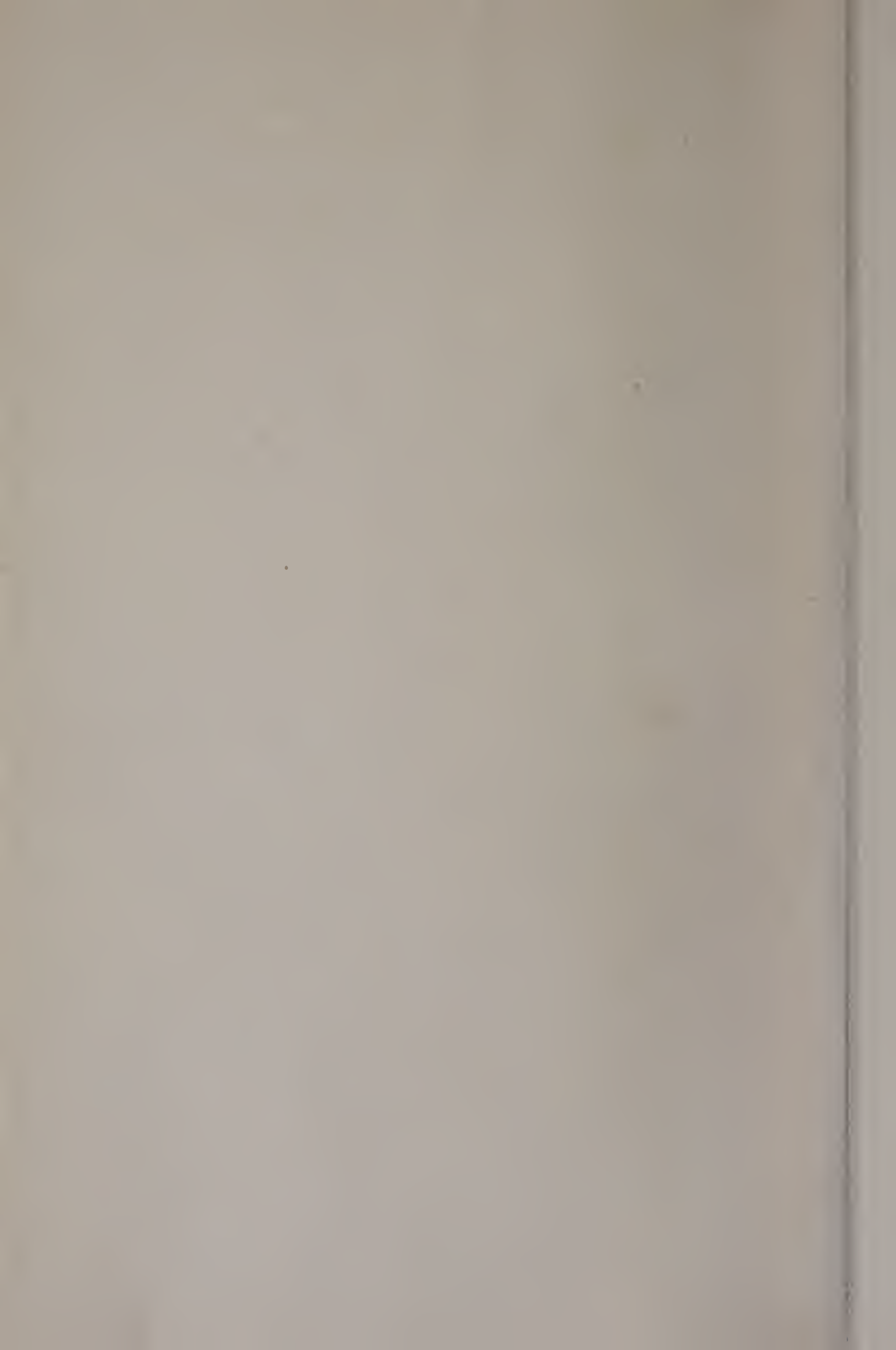
IDEALISTEN



S. FISCHER / VERLAG / BERLIN







Meinem lieben Freunde
Richard Engelmann

Karl Scheffler

16.IV.09




S F
V



IDEALISTEN

VON

KARL SCHEFFLER

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN
1·9·0·9

INHALT



DIE GEHORCHENDEN

Der Mann lerne gehorchen. Gehorsam ist seine edelste Tugend; denn sie ist das sicherste Mittel, um das Leben in die Gewalt zu bekommen und darüber zu herrschen. Aus rechtem Gehorsam erst geht siegreich die Freiheit hervor. Nur wer sich gehorchend hingibt, findet sich selbst in den Dingen und die Idee der Dinge in sich selber. Es ist ein gutes Wort, daß befehlen nur könne, wer zu gehorchen versteht, wenn es nicht irrig so verstanden wird, daß über den Subalternen allein zu herrschen vermöchte, wer selbst einmal subaltern gewesen ist, sondern so, daß jeder Herrschende sich beugen müsse vor einer höheren Idee — werde diese nun durch Individuen oder durch Grundsätze repräsentiert —, bevor er Gehorsam für Das verlangt, was er autoritativ vertritt. Der Befehl, der gegeben wird, ist legitimiert nur, wenn vorher ein höherer Befehl empfangen worden ist. Gehorsam sein heißt, das Verhältnis der Persönlichkeit zum Weltganzen empfinden; heißt Verantwortlichkeitsgefühl haben. Die unaufhörlich mahnende Empfindung: du bist für dein Wollen und Vollbringen Rechenschaft schuldig — nicht Diesem oder Jenem, nicht einem persönlichen Gott oder einem Gericht der Ewigkeit, sondern dem eigenen, unbestechlichen Bewußtsein —, die Einsicht, daß Keiner sich dem künstlichen Gewebe, das sich aus Ursachen und Wirkungen von Ewigkeit zu Ewigkeit lebendig fortspinnt, entziehen

kann, die Überzeugung, daß die Hingabe an Das, was der Gattung Weg und Ziel bestimmt, auch das Individuum zu Herrschaft, Freiheit und Glück führt, und der Entschluß, nichts zu wollen, was nicht gut wäre, wenn Jedermann es wollte, nichts zu tun, was man nicht von Allen getan sehen möchte und nur auf das Leben zu wirken, wie man wünscht, daß es zurückwirkt: das macht des Mannes Gehorsam aus. Er reicht vom Machtwillen bis zur Treue, vom fanatischen Erkenntnisdrang des Forschers bis zur Schönheitsempfindung, von der Mitleidslosigkeit des Helden bis zum Opfermut des Märtyrers. Wer diesen Gehorsam hat, gibt sich nie einem falschen Stolz hin, weigert dem höheren Menschen, dem stärkeren Willen, der edleren Erkenntniskraft niemals den Dienst; aber er läßt sich ebenso auch vom rechten Stolz leiten, niemals von geistig Unebenbürtigen, von Tieferstehenden innerlich verpflichtende Befehle entgegenzunehmen. Dieser intelligente Gehorsam, den man ruhig auch Gottesfurcht nennen mag, ist es, der Einen in großen Künstlern und Tatmenschen die geistig gewordene Natur verehren läßt und der Einem alles Gemeine, Halbe und Unwahre verächtlich macht. Er allein, der Wille zu Dem ist, was sein muß, schafft Sitte, Gesetz und geschichtliche Entwicklung. Er ist die bewußt anschauende Lebensenergie selbst.

Es ist gesagt worden, alles Richtige sei schon einmal gedacht worden, es käme nur darauf an, es nochmals zu denken. Diesen Satz kann man erweitern

und sagen: alles Wesentliche muß in jedem Geiste immer von neuem gedacht werden, weil in jeder Seele Welt und Leben unaufhörlich neu geboren werden. Dieses eben will die Natur: sich selbst in ihrer simpeln Notwendigkeit stets als ein scheinbar Neues fühlen. Reich und groß wird das Leben darum nur Dem, der alle ihn rings beschränkenden Formen des Zusammenlebens mit lebendigem Gefühl und klarem Geist nachschafft, sie anerkennt, indem er sie mit freiem Bewußtsein bestätigt oder erweitert und durch eigenes Denken zu denselben Resultaten kommt, die er als Staats- oder Gesellschaftsinstitutionen, als Konventionen oder Traditionen vorgefunden hat. Ihm verleiht dieser Gehorsam jene konservative Gesinnung, die wahrhaft fortschrittlich zu wirken vermag, gibt ihm die lebendige Treue, die nicht mit der zufälligen Autorität den Standpunkt wechselt. Dem Staatsgesetz ist nicht gehorsam, wer sich ihm ängstlich fügt, sondern wer ihm frei zustimmt; nicht Der anerkennt die Befehle der öffentlichen Ordnung, der sich dagegen nicht aufzulehnen wagt, sondern Der, der sich selber schon befohlen hat, was sie fordern. Die geltenden Sittengesetze ehrt nicht, wer sie nicht zu überschreiten wagt, sondern wer sie überzeugt als Wohltat empfindet und ihnen Opfer zu bringen bereit ist; und die Bedeutung der Berufskonventionen in allen Berufen erkennt nur, wer sich nicht gedankenlos den Metierregeln fügt, sondern sie als eine Summe aufgespeicherter Erfahrung in sich lebendig werden

fühlt. Die lebensvolle Kunst seiner Zeit zu verstehen und sie, als eine Blume der Notwendigkeit, zu lieben: auch das gehört zum rechten Gehorsam. Ihn übt jeder Tüchtige in seinem Kreise: der Minister, der seine Politik auf Wirklichkeiten stützt, der Architekt, der erwiesenen, profanen oder geistigen Bedürfnissen ausdrucksvolle architektonische Gehäuse schafft, der Kaufmann, der den Ehrgeiz hat einer aus natürlichen Trieben geborenen Nachfrage ein würdiges Angebot zu schaffen, der Richter, der die starren Gesetzesparagraphen in seinem Gefühl zu menschlich warmem Leben erweckt, der Künstler, der den ihm von der Zeit dargebotenen Stilgedanken zu einer ihm persönlich notwendigen Kunstform macht, und der Fürst, der sich ganz als ein Diener der idealgeborenen Volkskraft fühlt. Sie alle vermögen den von allen Seiten hart einengenden Zwang nur zu ertragen, wenn sie ihn sittlich machen, mittels der Idee. Indem sie dieses tun, füllen sie dann aber, das Gute wirkend, auch gleich den Platz, wohin Talent, Neigung und Schicksal sie gestellt hat. Und sind sie erst Meister in Einem, verrichten sie die ihnen überlieferte Berufsarbeit so, als hätten sie sie neu erfunden, so haben sie in dem Einen immer auch das Ganze. Oder, um mit Goethe zu reden: „der Beste, wenn er eins tut, tut er alles, oder um weniger paradox zu sein, in dem Einen, was er recht tut, sieht er das Gleichnis von Allem, was recht getan wird."

Selbst der leidenschaftliche Freiheitssinn des Jüng-

lings, der sich gegen physischen Zwang empört, ist im Grunde Sehnsucht zum Gehorsam. Die Jugend müht sich, überall das Naturgewollte zu erkennen, hat aber nicht Einsicht genug, es auch in der geordneten und zuweilen starren Form wahrzunehmen. Ganz von unten herauf, vom Ursprung her will der Jüngling das allen Menschen Notwendige geistig nachschaffen und das schon fertig Gedachte nochmals durchdenken. Die feurigsten Revolutionäre werden darum im Alter die besten Konservativen. Schädlich ist nur der Revolutionär, der nicht das geschichtlich, sozial, wirtschaftlich oder kulturell Notwendige meint, sondern mit trüber Halbbildung sich selbst nur in den Dingen eitel bespiegelt, der die Schranken hinwegwünscht, um seine materiellen Interessen selbstisch zu fördern und dessen Einsicht in egoistischer Verblendung nur ausreicht, die Härten der Lebensdisziplin zu erkennen, nicht aber die tiefere Ethik darin.

Ist dieser liberal gesinnte Dilettant des Gehorsams durchaus unerfreulich, so ist es mehr aber noch der knechtisch Beharrende, der sich aus Furcht, Servilität oder trägem Indifferentismus jeder Autorität beugt, nur weil sie die Macht ist. Dieser sklavisch vegetierende Geist ist der für das Staatsleben gefährlichste, weil von ihm nicht einmal Versuche ausgehen, zu freiem Gehorsam zu gelangen und weil er dem flüchtigen Blick doch als der beste und treueste Bürger erscheinen kann. Wieder zeigt es sich, daß gerade den edelsten Tugenden die häßlichsten Kon-

traste gegenüberstehen. Wie nichts höher steht als die Liebe und wie nichts ekler ist als sie, wenn sie entartet, so wird der nicht frei und intelligent geübte Gehorsam zu einem Laster, das ganze Völker in Gefahr zu bringen vermag. So groß und charaktervoll freier Gehorsam den Mann oder ein Volk erscheinen läßt, so sehr erniedrigt sie der gedankenlose und servile Gehorsam. Gelte er nun der Autorität eines Gedankens oder einer Person. Denn es zeigt sich dann, daß das Volk, das einem toten Gehorsam verfallen ist, die Unfreiheit von Stand zu Stand, von Stufe zu Stufe weitergibt. Wo sich der Arbeiter, um seine Existenz besorgt, vor der Geldmacht feige duckt, wo der Beamte sich vor seinem Vorgesetzten demütigt und Jedermann sein Schicksal von der übergeordneten Autorität abhängig macht, da beugen sich die hoch Gestellten immer auch versteinerten Begriffen, toten Vorurteilen und leblosen Prinzipien. Denn auch lebendig gehorchen kann ja, in der Umkehrung des Satzes, nur, wer lebendig zu befehlen versteht. Wer über Sklaven herrscht, muß Tyrann werden, auch wenn er es nicht möchte; und muß damit zum Sklaven seines Selbst werden. Und wer einem Tyrannen unfrei und sklavisch gehorcht, der kann seinen Untergebenen auch wieder nur ein Tyrann sein. Der Abhängige wendet um so mehr nach unten ideenlose Gewalt an, je mehr er selbst von oben — und sei es nur von seinen eigenen Vorurteilen — vergewaltigt wird. Daneben aber sieht man dann immer auch die Er-

scheinung, daß der blinde Gehorsam das sittlich Höhere, das neben ihm entsteht, mit Haß und Verleumdung verfolgt und nicht selten den Schein zu wecken vermag, als wären die Leistungen des freien, geistigen Gehorsams auf zerstörungslustigen Trotz zurückzuführen.

Wohl der Zeit, wo innerer und äußerer Gehorsam zusammengehen können. Nur in Zeiten reicher idealer Lebensentfaltung ist es möglich, daß der Mann seine Entwicklung dahin lenkt, wohin die Autorität deutet, daß er die innere Überzeugung mit dem äußeren Gehorchen in Übereinstimmung bringt und daß er in den Idealen, die ihm von der Zeit gezeigt werden, die lebendigen Sehnsüchte seines Herzens beglückt erkennt. Stark ist die Nation, der ein Fürst in der Tat Erzieher ist, weil er „weiter sieht, tiefer wurzelt als seine Untertanen“; edel ist das Volk, dessen Beamten mit einem aufs Ganze gerichteten Interesse den kraftvoll wirkenden Lebensmächten zu dienen suchen und dessen Adel „nicht nur königstreu, sondern königlich gesinnt“ ist; glücklich ist das Land, wo Titel und Orden die Würdigsten aus der Menge herausheben, wo nur die an Erfahrungen und Überzeugungen Reichen lehren dürfen und wo das Genie in Kunst und Leben etwas gilt. Unfrei aber ist das Volk, wo die Besten ihren Fürsten als Rute empfinden, den Adel mit den Drohnen des Bienenstockes zu vergleichen Lust haben, das bureaukratisch entartete Beamtentum verachten, über Titel und Würden lachen, geringschätzig auf

die verdienstlos sich Bereichernden blicken und in der politisch organisierten Opposition sogar alle Fehler des falschen Gehorsams wiederfinden; wo die Masse in gedankenlosem Gehorsam dahinlebt und sich kommandieren läßt, was sie für heilig, edel, schön und wirklich zu halten hat. Ein solches Volk leidet Schaden an seiner Seele. Denn Völker haben Seelen wie Individuen.

Die Ursache, daß die Nationen sich heute einem unintelligenten Gehorsam unterwerfen, überall in den Reichen, deren Staatsleben von den Revolutionen des vorigen Jahrhunderts determiniert worden ist, muß im Übergewicht materialistischer Lebensanschauungen gesucht werden. Das ist freilich ein bedenklich zu benutzendes Wort, da es leicht in den Verdacht bringt, als schätze man das sinnlich Wahrnehmbare und Wirkliche gering. Solche Auffassung wäre aber ein Fehler der Terminologie. Der schlechthin materielle Mensch hat niemals jenen rechten Realitätssinn, woraus allein das lebendige Ideal hervorwachsen kann. Denn er vermag, weil er zweckvoll begehrt oder zurückweist, profan tendenzvoll will oder nicht will und mehr die intellektuell bediente Begierde als die Vernunft regieren läßt, niemals objektiv im höheren Sinne zu sein. Er sieht an den Dingen nur Eigenschaften, die ihm ganz unmittelbar nützen oder schaden können und erfaßt die Erscheinungen und Ideen darum nicht wie sie nach vielen Richtungen zugleich wirken.

Da er aber nicht das sachlich Wesentliche sehen kann, vermag er auch die Wirkungen seiner Tätigkeit nicht aus dem Naturgegebenen abzuleiten und somit nicht für die Dauer zu schaffen. Denn ausdauern tut nur, was in Natur wurzelt. Der Materialist kennt nicht jenen freien Gehorsam, der dem Göttlichen den Willen abzulauschen sucht; er hat nicht ursprüngliche Idealität, weil er all seine Lebensenergie verbraucht, um die Existenz nur zu sichern oder zu verbessern.

Der Materialismus ist in diesen Jahrzehnten, wo es so schwer geworden ist sich nur zu behaupten, aus einer Not fast zu einer Weltanschauung geworden. Man müßte eine Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts schreiben, wollte man den Ursachen im einzelnen nachgehen. Von der Entstehung der Industrien müßte man sprechen und von den damit verbundenen Entwicklungen innerhalb des Arbeiterstandes, von den Konsequenzen des gesteigerten Verkehrs, von den sozialen und in der Folge wirtschaftlichen Umwälzungen, den politischen Neubildungen und davon, daß viele Probleme der bloßen Existenz auf ganz neue Grundlagen gestellt worden sind. Von Herrschern müßte die Rede sein, die Imperatoren noch sein wollen, wo sie es doch nicht mehr sind, von dem Volke, das sich parlamentarisch selbst regieren will und es noch nicht kann; von den Sklaven, die Herren zu sein glauben und den Herren, die ebensosehr wie sie Sklaven sind. Der Daseinskampf, der sich früher auf engem Bezirk

gemächlicher abspielte, geht nun auf weiter Basis vor sich; Alle kommen mit Allen kämpfend in Berührung, der Wettstreit verschärft sich grausam und keine feste soziale Gliederung verhindert das Durcheinanderfluten heterogener Elemente. Der Einzelne hat vollauf zu tun, um an der Oberfläche zu bleiben; er vermag über sich hinaus kaum noch zu denken. Und ist seine Existenz gesichert, so gewährt ihm der Lohn seiner Anstrengungen, das Geld, gleich so große Macht über die weniger Geschickten, daß nur der von Natur Edle den Trieb, dieses Machtgefühl zur Grundlage des sittlichen Selbstgefühls zu machen, widerstehen kann.

Mit freierem Blick wird in diesem Kampf um Dinge der Notdurft eigentlich nur das Wirtschaftliche selbst betrachtet. Nicht daß die Lebenden schon irgendwie ideal in ihrem wirtschaftlichen Wollen wären; aber es zucken doch durch die mächtigen Wettkämpfe des Erwerbs höhere soziale Instinkte; ein monumentales Ideal erhebt sich wie hinter Nebeln und Wetterwolken. Es übt freilich nirgend schon schöpferische Gewalt; aber es ist doch stark genug, um im Ökonomischen wenigstens idealistische Phrasen dauernd nicht zur Herrschaft kommen zu lassen. Was freilich nicht eben viel sagen will. Denn die Laster des Materialismus herrschen noch unerschüttert, so daß es nicht leicht ist, an die eines Tages wohl stattfindende geistige Selbstentzündung innerhalb der wirtschaftlichen Energieanhäufung zu glauben. Diese Laster äußern

sich nicht nur als Indifferenz gegen ideal geborene, freie und sachlich wertvolle Gedanken, sondern sogar als Haß gegen das lebendig Sittliche und Schöne. Trotz seiner Vermannichfaltigung ist das Leben darum unendlich arm geworden. Was wie höheres Interesse aussieht, ist immer fast geschäftlicher Vorwand. Fast nirgends mehr quillt es spontan aus dem Inneren. Überall herrscht die Furcht, die Geschäfte möchten gestört, die Möglichkeiten des Erwerbs noch mehr verwirrt werden. Was ist die ängstliche Kriegsfurcht unserer Tage doch anderes, als ein Zeichen von Materialismus! Nur weil man nicht Opfer für Ideen und Gefühle zu bringen fähig ist, flieht man den Gedanken an Gefahr, Wagnis, Opfer und Tod, fürchtet man die Leidenschaft, die zerstört um frei bauen zu können, die ungehorsam scheint aus einem tieferen Gehorsam. Es kommt nicht zu starkem Streit um Fragen des religiösen Empfindens oder des nationalen Ehrgefühls. Niemanden treibt es mehr zum Kampf um Imponderabilien, denn alle Welt hat mit dem Wägbaren vollauf zu tun, und die eigentlich brennenden Fragen des nationalen Lebens werden von Worten umschrieben wie: Absatzgebiete und Weltmärkte für die Industrie, Arbeitsgelegenheiten für das Proletariat.

Da es aber selbst eine solche Zeit nicht unterlassen mag, Idealität wenigstens vorzuschützen, um vor sich selbst gerechtfertigt dazustehen, so treten an die Stelle lebendiger Ideale überkommene Idealbegriffe und formalistisch gewordene Ideen des

Höheren, wie sie das kräftigere Leben der Vergangenheit einst geprägt hat. Selbst in der geistigen Verwilderung dieser Zeit erhält sich der Instinkt dafür, daß ein Volk Ideale so nötig hat wie Korn und Gesetze und daß es ohne Ideale dem Untergang entgegeneilt. Die Regierenden betrachten es als ihre Pflicht, dem Volke „die Ideale zu erhalten“ und machen sich so, als die eigentlichen Mandatare des allgemeinen Materialismus, zu Urhebern ungeheuerlicher Kulturlügen. Sie lassen dekorativ klingende Phrasen der Ethik, der Staatsmoral, der Kunst, des Patriotismus verkünden und vertreten die offiziellen Idealdogmen um so eifriger, je mehr diese Dogmen gewaltsamer Vertretung bedürfen. Gerade die Leblosigkeit der Ideale zwingt die Regierenden in die Rolle von tyrannischen Schulmeistern, die disziplinarisch anordnen, was das Gefühl spontan tun sollte. Das Volk leitet sich nicht mehr selbst, durch einen freien Willen zum Gehorsam, sondern wird in der verächtlichen Bedeutung des Wortes regiert.

In allen kapitalistisch sich entwickelnden Ländern wird heute von oben herab mehr oder weniger kommandiert, was ideal zu heißen hat. In Republiken wie in Monarchien. In England und Frankreich findet man ähnliche Erscheinungen wie in Deutschland; und im „freien“ Amerika ist es nicht viel besser. Überall sehen wir die Politik materielle Ziele verfolgen und es mutet schon bedeutend an, wenn das Profane wenigstens kühn und vollständig getan wird. Selbst die Ziele der offiziellen Kunst oder der

Staatsreligionen sind ganz ungeistig, trotzdem sie als über die Maßen idealistisch dargestellt werden. Auch sie sind Mittel der Staatsdisziplin. Und wie in Politik, Religion und Kunst ist es fast auf allen Gebieten. Mit größter Naivität wird jeden Tag die Sünde wider den heiligen Geist begangen. Freiwillig begeben sich Hunderttausende ihres angeborenen Adels, „fliehen erschrocken vor dem Gespenst ihrer inneren Größe und nennen Tugend, die selbstgeschmiedeten Ketten mit Anstand tragen.“ Größer und würdiger dünken sie sich unter dem Kommando. Es gibt nicht mehr allgemeine Ideale, die dem Fürsten wie dem Ärmsten gehören, sondern es gibt welche für Vornehme und andere für Subalterne. Das Ideal ist ein gesellschaftlicher Modewert. Der Eine dünkt sich edel, weil er sich das Heilige und Schöne von der Obrigkeit diktieren läßt und ein Anderer kommt sich charaktervoll vor, weil er, auch wiederum aus materialistisch denkendem Trotz, opponiert. Alles liegt an der Oberfläche. Kratzt man den Lack der Gesinnung ab, so kommt die nackte Barbarei zum Vorschein.

Daß man unter solchen Umständen in der idealen Forderung maßlos wird, ist eine natürliche Folge. Man kann das Höchste und Letzte fordern, wo nicht der kleinste Schritt getan wird, um das Ziel auf selbstgefundenen Wegen zu erreichen. Das lebendige Ideal will immer etwas Mögliches, weil es eben Gehorsam gegen das Naturgewollte, Ehrfurcht vor dem Notwendigen und Wirklichen

ist. Es ist nicht „über den Dingen, sondern in den Dingen, wie Gott nicht bloß Sonntags von neun bis elf in der Kirche, sondern jederzeit und überall ist und gefunden werden kann.“ Die künstlichen, die kommandierten Ideale aber dürfen in Wolkenkuckucksheim liegen, weil sie von der Natur ein für allemal separiert sind. Man verlangt im Handels- und Industrieland Großbritannien eine gotische, im Preußen des zwanzigsten Jahrhunderts eine renaissanceliche Kultur; fordert vom Apfelbaum Rosen und Zuckerwerk und von der trächtigen Kuh junge Pferde. Die „höchsten Forderungen“ sind wohlfeil wie Lügen. Die Menge aber nimmt aus der Entfernung die Papierblumen für lenzlich duftende Blüten; und während die allgemeine Moral vergiftet wird, prahlen die kommandierten Ideale mit dem Schein heroisch edler Menschlichkeit.

Der Deutsche gehorcht seiner ganzen Anlage nach, im guten wie im schlechten Sinne, mit Hingebung und Leidenschaft. In seinem geistigen Wesen ist ein ebenso schöner wie gefährlicher Zug zur Schrankenlosigkeit, ist die eingeborene Leidenschaft, das Universale zu fühlen, das allgemein Menschliche zu denken und eine Lust, sich spekulierend mit den letzten Dingen zu beschäftigen. Nur der Deutsche besitzt eine sein typisches Selbst symbolisierende Dichtung wie den „Faust“; nur in Deutschland konnte es geschehen, daß fast

alle großen Geister weltbürgerliche Gesinnung als höchste Stufe der Humanität verkündeten; nur ein deutsches Genie konnte die Vaterlandsliebe als „eine erhabene Schwäche“ definieren. Die Ziel und Weg weisenden Geister in England, Frankreich oder Italien waren in ihrem Denken und Wollen immer viel mehr national determiniert. Die Forderung, die alles oder nichts will, sitzt dem Deutschen um so tiefer im Blut, als sie nicht auf Temperamentswallungen beruht, wie etwa beim russischen Volke, sondern im wesentlichen eine Forderung klar sehender Vernunft ist. Die schwersten Lasten hat sich der Deutsche von je aufgebürdet. Den edlen und bewußt wählenden Gehorsam hat er oft zuweit getrieben, ist zu ausschließlich Idealist gewesen und hat es darum nicht vermeiden können, äußerlich in problematische Zustände zu geraten. Er ist ein eifriger Protestant geworden, weil er zwischen sich und dem Ewigen keinen Mittler dulden mochte, weil er für sich selbst die ganze Lebensverantwortung tragen wollte. Die heroische Unbesonnenheit, die hierin lag, hat er mit der Wohltat einer organisationsfähigen Religionsform, einer lebendigen kirchlichen Disziplin, ja, mit der anarchischen Entartung des religiösen Instinktes sogar bezahlen müssen. Und sein Weltbürgertum, das aus so edler Menschlichkeit stammt, hat ihm den Sinn für politisches Handeln oft derart gelähmt, daß er einer gesund eigennützigen Politik kaum je-

mals dauernd fähig gewesen ist. Der allzu peinlich geübte innere Gehorsam gegen das Naturgewollte hat dazu verführt, die naheliegenden nationalen Ideale auf Kosten des „absoluten Ideals“ fahren zu lassen. Nur aus diesem Punkte ist unsere ewige Sehnsucht nach dem Griechentum, als nach dem höchsten Menschheitsideal zu erklären. Unsere Genies stellen sich asketisch unter das Gesetz des kategorischen Imperativs und verbluten an ihrer inneren Unbedingtheit. Goethe und Bismarck haben so nützlich, so praktisch kulturfördernd gewirkt, weil sie im Denken und politischen Handeln dieser inneren deutschen Maßlosigkeit, die man von Schiller bis Hebbel, von Kant über Schopenhauer bis Nietzsche, von Cornelius bis Boecklin, von Beethoven bis Wagner, ja von Pöppelmann bis Schinckel verfolgen kann, regulierend und Schranken weisend entgegengetreten sind. Der Deutsche ist innerlich sehr individualistisch liberal und aristokratisch freiheitlich gesinnt. Vergleicht man ihn dem Franzosen, so findet man, daß er die viel konservativere Natur ist, die sich selbst strenge regiert, indem sie sich selbstgeschaffenen Konventionen und Lebensformen fügt. Nur darum kann der Franzose frei und ungebunden in den Fragen des äußerlichen Gehorsams sein. So paradox es scheinen mag: er ist revolutionslustig, weil er sehr konservativ empfindet; er kann die äußere Staatsform leichtherziger verändern, weil er nie zu fürch-

ten braucht, daß ihm die organisierenden und bewahrenden Grundinstinkte des Staatslebens verloren gehen. Seine Revolutionslust ist das natürliche Gegenspiel seines Konservativismus, ist ein Akt der Selbsterhaltung. Umgekehrt muß der Deutsche der Autorität äußerlich unbedingten Gehorsam schenken, weil er fühlt, daß seine innere Freiheitlichkeit und Schrankenlosigkeit des Zaums und Zügels bedarf. Bis zur Aufgabe seiner persönlichen Selbstbestimmung unterwirft er sich der staatlichen Gewalt, den Reglements und Paragraphen, weil seine innere Romantik ihm diese Disziplin als notwendig erscheinen läßt. Auch dieser äußerliche Gehorsam ist Selbsterhaltungstrieb und er wird darum mit Überzeugung und Hingabe geübt. Das macht den Deutschen zum guten Soldaten und zum brauchbaren Material für jeden Organisator. Keiner hat wie er die passiven Tugenden der Geduld, der Ordnung und der Unterordnung. Der Befehl hat ihm etwas Heiliges. Er fragt weniger als andere Völker, ob der Befehl auch gut und vernünftig ist, oder ob die ihn bevormundende Macht auch die höhere Idee vertritt. Sein Gehorsam ist zu Zeiten blind.

Das mag nun angehen, solange dem Wortgehorsam wirklich eine tiefe lebendige Idealität gegenübersteht, solange der äußere Gehorsam in der Tat nichts ist, als die freiwillige Selbstbegrenzung eines grenzenlosen Dranges. Indem die Kräfte sich dann balancieren und durchdringen, wird

notwendig etwas Harmonisches entstehen. Das ist bisher aber nur für kurze Zeitspannen und unter besonders günstigen Umständen geschehen, weil der Absolutismus der deutschen Idealität dem Gedanken nationaler Selbstbeschränkung im gewissen Sinne widerspricht. Nicht als ob das deutsche Ideal eigentlich unwirklich und phantastisch wäre; aber es geht stark aufs Weltpsychologische, setzt sich gern über die Grenzen nationaler Determination hinweg und ist darum selten nur praktisch in seinem ganzen Umfange zu verwirklichen. Der Deutsche sucht sein Nationalgefühl in so ganz anderen Dingen wie der Engländer oder Franzose, daß er nicht gut ideal zu bleiben vermag, wenn er im nationalen Sinne wirklich einmal real praktisch denkt und handelt. Wir erblicken den Deutschen darum in seiner Geschichte entweder als einen übertriebenen Idealisten, der realpolitisch zu kurz gekommen ist, oder, im Erfolg, als einen Nützlichkeitsmenschen, dem man tiefere Innerlichkeit kaum zutrauen möchte. Es ist kein Zufall, daß wir ihn als Idealisten sehen, wenn es der Nation äußerlich schlecht geht und als Materialisten in den Jahrzehnten des politischen Glücks.

Als Materialisten haben wir den neuen Reichsdeutschen eben jetzt so drastisch vor Augen, daß er dem Ausländer von einem andern Menschenschlag zu stammen scheint, als von den Zeitgenossen der Klassiker. Dieser Deutsche der Gegen-

wart, der im schweren Erhaltungskampf den freien, intelligenten Gehorsam, das heißt: seinen Idealismus verlernt hat, läßt nun aber keineswegs auch von dem äußeren, automatischen Gehorsam. Fester als je hängt er sich, innerlich steuerlos, an die Zeichen der äußeren Herrschaft und an die Idealismen, die ihm von staatswegen als Ersatz für die innerlich verlorenen dargeboten werden. Und darum sind große Teile der Nation in allen geistigen Fragen zu willenlosen Geschöpfen in den Händen der Autorität geworden, während sie wirtschaftlich doch in rastloser Arbeit einen Wert auf den andern häufen. Die Autorität aber ist ebenfalls ideenlos; denn lebendiges Wollen und schöpferische Gedanken könnten ihr wiederum nur aus den Tiefen des Volkes suggeriert werden.

Während es so im Volke aussieht, hat das Schicksal es gefügt, daß Deutschland in dieser Zeit von einem Kaiser regiert wird, dessen Art die Herrschaft auszuüben, die Ungunst der Verhältnisse außerordentlich verschärft, weil er sich zur Rolle eines Kommandierenden im Idealen besonders berufen fühlt. Ohne die Persönlichkeit Wilhelms des Zweiten wären viele Erscheinungen im heutigen Deutschland unerklärlich; darum muß notwendig auch von ihr gesprochen werden. Ihre Eigenart ist auf die Disposition der Zeit und der Nation getroffen wie der Ton auf seine Oktave, vorhandene Schwingungen zum schrillen Forte verstärkend.

In dem hier zu betrachtenden Zusammenhang sind vor allem zwei Eigenschaften des Kaisers wichtig. Er hat einerseits, gerade wie die Nation, eine entschieden materialistische Lebensanschauung und ist darum durchaus den Befehlen gewisser äußerlicher, autoritativ auftretender Ideen unterworfen und ganz unoriginell; und andererseits fühlt er einen unhemmbaren Trieb, seine Überzeugungen und Instinkte gewaltsam zu oktroyieren. Was gegenüber den Handlungen Wilhelms des Zweiten von Schmeichlern oder schlechten Psychologen oft genialische Impulsivität genannt wurde, ist die Ausdrucksweise eines heftigen, der Selbstdisziplin nicht leicht gehorchenden Naturells, das immer nur eines Gedankens, einer Empfindung, einer Beobachtung zurzeit fähig ist und dem es eben darum versagt ist, mit klarem Kausalitätsgefühl Ursache und Wirkung nebeneinander zu sehen und ein Ganzes mit beruhigter Sachlichkeit zu überblicken. Man kann vom Kaiser sagen, nicht er habe die Ideen, sondern die Ideen hätten ihn. Darum ist er aufs äußerste einseitig und infolgedessen unkritisch. Denn Kritik ist die Fähigkeit des Vergleichens. Er gelangt zu romantischen Übertreibungen, weil er das Eine nicht durchs Andere balanciert. Auch sein Gehorsam ist nicht frei, nicht schöpferisch.

Eine materialistische Menschlichkeit könnte heute auf einem Thron immerhin günstig genug wirken, wenn sie Das, worin sie stark ist: den profanen

Sinn für alles Gegenständliche, benutzte, um ein ideales Wollen der um sie versammelten Staatsbeamten durch nüchterne Einwände und selbst hausbackene Bedenken zu balancieren. In gewisser Weise ist der erste deutsche Kaiser vorbildlich nach dieser Richtung geworden, weil er, eine vornehme aber eigentlich profane Natur, in seiner bescheidenen Selbsterkenntnis einen feinen Spürsinn für die ihn überragende Geistigkeit hat reifen lassen. Bei seinem Enkel ist es nun aber fast tragisch, wie sich einer ungenialen Anlage ein selbstherrlicher Imperatorenwille gesellt. Wo der erste Kaiser es verstand, starke Schöpferkräfte zu seiner bürgerlichen Gestalt hinzuziehen und sich vom Glanze des fremden Talents verklären zu lassen, da zeigt Wilhelm der Zweite eine unglückliche Gabe, das Talent aus seiner Nähe zu verscheuchen und seinen Helfern das Niveau anspruchsvoller Subalternität anzuweisen. Wie er der Autorität unlebendiger Ideen gehorsam ist, so verlangt er von Anderen einen äußeren Gehorsam für seinen ihm selbst ideal erscheinenden Materialismus.

Die Art dieses Fürsten wäre nun eine durchaus zu ertragende Fügung der Geschichte, wenn die Nation seinem subjektiven Wollen sachlich gerichtete Ideale gegenüberzustellen hätte. Der allgemeine Materialismus der Zeit fühlt sich aber vortrefflich regiert von dieser im Grunde immer etwas Materielles meinenden Geistigkeit. Daß etwas Materielles gemeint wird, ist offenbar,

weil in den jähen Willensgebärden, in der dynastischen Repräsentationslust, in den Erfolg heischenden Imperatorengesten deutlich ein zweckvolles Begehren, ein stofflich gerichteter Genußwille zum Ausdruck kommt. Der Kaiser gibt weniger auf die unsichtbare Wirkung als auf den schnellen Erfolg, er will nicht so sehr das Notwendige als das ihm wünschenswert Erscheinende, will das Objektive nur im Subjektiven. Materialismus ist in seiner Politik der Drang zur Weltherrschaft und zu unmittelbar verblüffenden Wirkungen; in der Kunst ist es der Wille zur Wertanhäufung auf Kosten der Wertverfeinerung. Die Reflexe dieses Wollens zeigen sich denn auch deutlich in seiner Umgebung. Materialismus beherrscht die Minister, die ihre Stellung mehr lieben, als die Wirkung ihrer Tätigkeit, die Beamten, die durch äußeren Gehorsam Karriere machen wollen, die Abgeordneten des Volkes, die sich sehr oft gefügt haben, wo sie standhaft bleiben mußten, die Künstler, die mehr nach Würden, Titeln und Aufträgen streben, als nach der Verkörperung innerer Erlebnisse, und die Gemeinderegenten, die dem Imperatorgedanken schmeicheln, weil auch sie sich selbstsüchtig darin sonnen möchten.

Der Materialist gerade braucht am meisten ein repräsentationsfähiges Ideal. Denn mit hohen und edlen Formen der Vergangenheit täuscht er sich über seine profane Anschauungsweise hinweg. Der Kaiser ist unseren modernen Materialisten so

willkommen, weil er sie glauben macht, sie alle wären Idealisten und edle Kulturträger, wären den Griechen und Renaissancemenschen ähnlich. Die Beteiligten merken es nicht, daß sich die willkürlich aus aller Welt errafften Idealformen der Kunst, der Politik, der Ethik in den Händen des Materialismus schnell verändern. Es kann nicht anders sein, weil die lebendige Seele nicht schöpferisch dabei ist. Das in diesen Jahrzehnten so laut und anspruchsvoll Begonnene schlägt der Nation darum fast immer zum Schaden aus. Es fehlt stets die innere Notwendigkeit. Und für die Mißerfolge erscheint die Gestalt des Kaisers dann nahezu symbolisch. Eigentlich meint man nicht ihn, auch wenn man auf sein Handeln direkt hinweist. Denn schließlich ist er ein determinierter Mensch, durch Zufall auf seine Höhe gestellt. Erst weil große Teile der Nation, weil Minister, Beamte, Künstler und Pädagogen, der Adel und das Bürgertum förmlich wetteifern, in den Tendenzen dieses Fürsten ihre Überzeugungen zu erkennen, weil sie ihre eigene Unzulänglichkeit auf den Namen des Kaisers, als auf den eines Vorbildes häufen, muß man das Sein und Handeln dieser Zeit so oft als ein beschämendes Unglück empfinden. Wäre vom ersten Tage der Regierung Wilhelms des Zweiten ab die Nation anderen Sinnes gewesen als er, so hätte er nie die Macht gehabt, uns dahin zu leiten, wo wir nun stehen. Nur Wenige haben widersprochen; Viele haben es gehen

lassen, wie es ging; die Meisten aber waren überzeugt, gut regiert zu werden. Die Opposition hat sich immer darauf beschränkt, Einzelnes, Zufälliges und Nebensächliches nach den Leitsätzen der Parteidogmen zu bemängeln. Eben diesen Kaiser wollte die unendlich arbeitsame, aber in kalten Erwerbsinstinkten versunkene neudeutsche Nation. Fürst und Volk sind gleichmäßig den Suggestionen der Quantitäten unterlegen und Beide verstehen gleich schlecht den Adel der Qualität; Beide begeistern sich für Expansion, für die Anhäufung von Machtmitteln, für den Besitz an Arbeit, Geld, Wissenschaft oder Kunst, nur um des Besitzes willen; Beide verwechseln fortgesetzt Zivilisationswerte mit Kulturgütern, überschätzen die Phänomene des sichtbaren Erfolges und sind einig in der Abwehr der still wirkenden aristokratischen Geistesgewalten. Diese Zeit ist ganz unfaustisch. Es ist eine Zeit ungeheurer Güteranhäufung und kühnen Unternehmertums, glückloser Emsigkeit und eiliger Genußgier. Das deutsche Volk dieser Jahrzehnte ist stark, ja, beinahe groß im Materiellen und nicht eine Spur von Trägheit ist in ihm; aber es ist ohne Tiefe. Kühn ist es ohne Grazie, kräftig ohne Schönheit, klug ohne Weisheit, tugendhaft ohne schöpferische Sittlichkeit, gehorsam ohne frei dienende Ehrfurcht. Immer sind wir noch in Gründerjahren und schon darum gefällt der Nation die Gründerpolitik, der Parvenu-Imperialismus. Wilhelm der Zweite ist der Kaiser

aller merkantilen Interessen. Ein Kaiser des allgemeinen Industrie-Illusionismus, ein Fürst aller Fehler des Überganges. Der im Lande heute allmächtige Kaufmann hat ihn mit beleidigender Zärtlichkeit seinen „besten Geschäftsreisenden" genannt. Dieser gekrönte „Geschäftsreisende" ist es, dem die geschäftlich gewordene Nation so lange zugejubelt hat, denn unter seinem Regime ist sie reich geworden.

Die deutsche Politik dieser Jahrzehnte ist zugleich kaufmännisch und theatralisch betrieben worden, niemals staatsmännisch. Es wurden mit ihr alle materiell gerichteten Volksinstikte in Bewegung gesetzt, die wirklich idealen aber ignoriert oder unterdrückt. Die Politik war bisher wirr, ziellos und grundsatzlos; sie schmeichelt der Macht und ist hart und rücksichtslos gegen den Machtlosen. Sie scheut es, den Tatsachen ins Gesicht zu sehen und ist mehr eine Politik des Wortes als des Handelns. Ohne zu mehren, zehrt sie von Dem, was die im Rationellen noch unerschütterte Arbeitstüchtigkeit der Nation aufhäuft. Ihr Ziel ist äußeres Ansehen und ihr Mittel ist das Kompromiß; sie ist ohne wahren Mut, aber auch ohne Vorsicht. Unfrei in ihren Ideen, ist sie auf Personenkult angewiesen; unbeständig muß sie sein, weil sie nicht bleibende Ziele hat und dem Schein jedes Augenblicks nachrennt. Den schlimmen Instinkten ihrer Diener ist sie eine üble Gelegenheitsmacherin und der Kon-

vention gegenüber wirkt selbst ihr Konservativismus auflösend. Dem Sehenden zeigt sie in jeder Stunde wie wenig das nach außen geeinte Reich im Innern geistig schon geeint ist. Sie hat uns über viele Leidensstationen schon geführt und man brauchte nur Stichworte zu nennen, um gleich wieder daran erinnert zu werden, mit welchem Dilettantismus ein großes, mächtiges Reich seit nahezu zwei Jahrzehnten regiert worden ist. Deutschland steht heute, dank seiner ideenlosen Politik, isoliert da, mit Mißtrauen betrachtet von alten Freunden und alten Feinden. Die törichte Taktik, heute zu drohen und morgen zu schmeicheln, beides ohne zureichenden Grund, hat Völker, die sich früher mit Mißtrauen betrachteten, zu Bündnissen getrieben und Deutschland in ihrer Mitte, ist rings eingekreist vom klug vereinigten feindlichen Interesse. Man braucht nur die Worte Bismarck, China, Marokko und Polen, Tweedmouth, Krüger und viele andere auszusprechen, um moralische Niederlagen zu bezeichnen, die einer Weltmacht unwürdig sind; man braucht nur auf diesen ganzen Komplex von Unrast und Kopflosigkeit zu blicken, der deutsche Politik heißt, um einzusehen, daß die Motive, die dahinter stehen, schon hart zu schelten wären, wenn sie nichts sein wollten als was sie sind, daß sie aber in parlamentarischer Weise undiskutierbar sind, wenn sie gar als ideal bezeichnet und der Bewunderung mit imperatorischem Zwang empfohlen werden.

Ebenso drastisch spricht die offizielle Kunst vom unwahren Idealismus der Zeit. Diese vom Hof, von den Regierungsgewalten und den Staatshochschulen ausgehende und das ganze Reich mit üblen Bildungen unmöglicher Afterstile überziehende Kunst ist ohne Gefühl und darum auch ohne Können im tieferen Sinne. Sie sucht den leeren Schein, das pomphaft Dekorative und täuscht dem Auge eine Reife vor, die niemals wachsend geworden ist, eine Schönheit, die vom Baume der Vergangenheit gestohlen ist, eine Fülle, die gewaltsame Anhäufung ist und einen Adel, dessen Abglanz schmerzhaft nur auf pietätlose Vergewaltigung hinweist. Diese Regierungskunst ist in ihrer akademischen Leblosigkeit mehr handwerksmäßig als ideal und mehr industriell noch als handwerksmäßig. Die Künstler, die sich ihr hingeben oder sich zu ihr kommandieren lassen, prostituieren sich selbst, während sie unsere ganze Generation vor der Geschichte kompromittieren. Ohne Konvention und Tradition ist diese Kunst in all ihrer schulmäßigen Imitationslust. Den Besseren sind ihre Produkte ein „Gelächter oder eine schmerzliche Scham"; denn was im Fürstenschloß beginnt, das endet gleichen Geistes in den Singspielhallen und Massenkneipen.

Muß noch einmal von der Siegesallee gesprochen werden, von dem Kunstgraus vor dem Brandenburger Tor, von den Plänen, dieses Tor selbst zu verschandeln, oder von Bauten wie dem

Dom oder dem Kaiser Friedrichmuseum? Es ist gesagt worden und wiederum gesagt, was ausgesprochen werden mußte. Über Ägir, Lauff, Leoncavallo sind wir zum Kaiser Wilhelmdenkmal und zum Bismarckdenkmal gelangt, haben die Straßen der Hauptstadt von Jahr zu Jahr grotesker werden sehen durch eine fabrikmäßige Kunst, die erträglich war in den vereinzelten Kriegerdenkmalen, die in ihrer bewußten Organisation und Konzentrierung nun aber zerrüttend auf die künstlerische Moral wirkt; wir haben im Reich einen historischen Bau nach dem andern durch übereifrige, gelehrte Restauratoren zerstören sehen, haben hören müssen, wie der Kaiser eine ehrlich wollende Kunst, die sich um lebendige Werte müht, mit einem Schimpfwort belegt hat und haben es ertragen, daß sich freie Selbstverwaltungen deutscher Städte zur Regierungskunst haben kommandieren lassen. Auf hundert Jahre hinaus ist die Reichshauptstadt in ihren Stadtbildern kulturlos gemacht, die wichtigsten Bauaufgaben sind mit verderblicher Hast erledigt worden, in einer schöpferisch armen Zeit, die ruhig das Erstarken der jungen Kräfte abwarten sollte; und wo einmal etwas Bedeutendes organisiert worden ist, wie in der Nationalgalerie, da hat die willkürlich zugreifende Hand Wilhelms des Zweiten von neuem Verwirrung geschaffen.

Die Zukunft will einen neuen Fürstentyp. Aber Völker und Monarchen sehen es noch nicht ein;

und das ist die Ursache so vieler Verwirrungen. Wilhelm der Zweite sucht das Ideal seines Monarchenbewußtseins ungefähr so in der Vergangenheit, wie der Akademiker dort sein Kunstideal aufsucht; er empfängt sein Pflichtgesetz mehr aus toten Begriffen wie aus lebendigen Lebensgefühlen. Diesen Irrtum kann er ohne sonderliche Gefahr für sich begehen. Früher konnte eine mißverständliche Berufsauffassung den Fürsten Thron und Land kosten, weil es sein Thron, sein Land war; der Fürst aber, der heute Fehler begeht, tut es, wie etwa der mit festem Gehalt lebenslänglich angestellte Direktor einer Gesellschaft: sein Gehalt geht weiter und den Schaden tragen die Aktionäre. Nur wird er, wenn er vom alten Cäsarenschein nicht lassen mag, in allen Dingen das Unwirkliche packen; anstatt der modernste Mensch seines Volkes zu sein, wird er der unmodernste werden. Versteht er dagegen den neuen Sinn des Lebens und bescheidet er sich, nichts sein zu wollen als der Verwalter, als der Majordomus der sich ihrer selbst bewußt werdenden Willenskraft der Nation, so wird er finden, daß ihm immer noch ein ungeheures Machtgebiet bleibt. In anderer Weise müssen die Fürsten versuchen, wieder die Führenden der Völker zu werden. Sie erreichen es, wenn sie bürgerlich werden, wie die Zeit es ist, und es immer mehr sein will. Bürgerlich: das heißt nicht kleinlich krämerhaft, philistermäßig und unköniglich; es gibt

auch eine Bürgerlichkeit, die griechisch ist, gesättigt mit monumentalen und heroischen Zügen, die genial ist, stark und selbstherrlich.

Das großbürgerliche Oberhaupt eines frei gehorchenden Volkes wird freilich in der Kunst nicht mehr ein Mäcen sein, wie Julius der Zweite, der Michel Angelo Arbeitsgelegenheiten schuf, indem er seinem Regime Denkmale wünschte; er wird es aber auch nicht sein wie Wilhelm der Zweite. Mäcen wird er nicht heißen, weil er persönlich Aufträge erteilt, sondern weil er den still für sich, nach den selbstdiktierten Gesetzen innerer Verantwortlichkeit schaffenden Künstlern Gelegenheiten findet, ihre Fähigkeiten zu äußern, weil er die Nation mit ihren eigenen bildenden Kräften bekannt macht und der Schöpfer immer neuer Anlässe wird, die vorhandenen Bedürfnisse sich in schönen Formen entfalten zu lassen. Er darf dabei konservativ und bedächtig verfahren oder stürmisch genialisch, wie immer sein Temperament ihn treibt. Worauf es ankommt ist, daß Der, der über die Kräfte der Zeit herrscht, sie auch kennt, sie mit Ehrfurcht betrachtet und sich in ihren Dienst stellt.

Die überzeugtesten Anhänger der in dieser Weise von oben herab befohlenen Idealität findet man im allgemeinen leider dort, wo am meisten Ursache zu einem selbstbewußt freien Gehorsam wäre: im Adel. Er vor allem sollte königlich denken und

handeln, nicht aber subaltern. Das täte er, wenn er die ihm von alters her überkommenen Vorrechte durch selbstgesetzte Pflichten neu erkaufte. Immer noch wäre der Adel berufen, die Familie zu einer höchsten vorbildlichen und symbolischen Form hinaufzuentwickeln und dem Staatsgedanken durch die Ausbreitung und Erhöhung des Familiengedankens die stärkste Stütze zu schaffen, die er haben kann. Der Adel läßt diese Möglichkeit immer mehr aber fahren, weil er sich, recht wie ein absterbender Teil der Gesellschaft, vom lebendigen Leben der Nation absondert und in unfruchtbarer Inzucht, von Erinnerungen sich nährend, dahinlebt. Die einst große, staatserhaltende Familienidee des Adels ist allgemach zu einer starren Gesellschaftsidee geworden, deren Exklusivität alle schöpferisch erneuernden Kräfte abstößt. Das ist um so schlimmer, als anstelle des Adels noch kein anderer Teil des Volkes die so notwendige Aufgabe intensiver Familienzüchtung schon durchzuführen vermag. Denn in diesen Jahrzehnten der Erneuerungen steigen die neuen Energien immer aus dem Dunkel des Demos mit ihren Willensgebärden jäh ans Licht der Zeit, ohne Ahnenreihe, ohne Familientraditionen und darum ohne starkes Nationalgefühl. Und das Großbürgertum, das bürgerliche Patriziat, dem das Deutschland des 18. Jahrhunderts, zum Beispiel, so unendlich viel verdankt, ist längst schon bis auf kleine Reste zersprengt. Es sollte dem deutschen Adel zu denken geben, daß

er, wenn er sich nach einem Gegenbild seiner Pflichten umsieht, nirgend eines findet als nur vielleicht innerhalb der alten, traditiongesättigten jüdischen Familie. Sie ist im Laufe dieser Zeiten zu einer Art von Patriziat geworden, zu einer Stätte entwickelnder Tradition, nicht nur, weil sie von den Verhältnissen zur Konservierung ihrer Geschlechter bildenden Energie gezwungen worden ist, sondern weil sie sich zu gleicher Zeit dem lebendigen Zeitgeiste mit der Bereitwilligkeit des Hungers nach Zukunft hingegeben hat. Die jüdische Familienidee ist stark, weil sie an sich selbst festzuhalten vermag, während sie doch an allen Entwicklungen der Zeit lebendigen Anteil nimmt. Wenn sie trotzdem nicht eigentlich wertvoll für den Staat wird, so kommt das daher, weil diese Familienidee nicht von alters her in der Nation wurzelt, weil sie am frühesten Werden der Nation nicht Anteil hat. Das aber hat der Adel. Ihm könnte darum sehr wohl eine glänzende Erneuerung werden, wenn er das äußere Privileg bis zu gewissen Graden fahren ließe und sich entschließen könnte, dem Sinne nach wieder zu einer lebendig führenden Aristokratie zu werden, indem er aus dem Volke die mächtig sich regende neue Laienkraft, das zu schöpferischer Betätigung sich drängende Autodidaktentum, das ahnenlose Genie der Tat zu sich hinüberzöge und es nobilitierte. Ein Weg würde sich leicht finden, wenn der Wille nur lebendig wäre: der Wille zur Erneuerung

des Familienethos. Auf Familie ruht schlechterdings jeder Staat. Der Stand, der die machtvollste Familienkraft entwickelt, wird im Staate immer herrschen. Es genügt nicht, daß der Adel sich bis zu gewissen Graden noch mit dem Geist des Soldatenberufs identifiziert und daß er sich gerade im Heer, wo von jedem Einzelnen unbedingter Gehorsam gefordert wird, am meisten noch frei von den Lastern des falschen Gehorsams zeigt. Dieser Umstand hat ihn vielleicht vor der gänzlichen Desorganisation bewahrt; aber niemals wird der soldatische Berufsgeist dem Adel doch seine verlorene Position zurückgewinnen können. Um so weniger als dieser Geist selbst schon nicht mehr unbedingt fest in seinen Traditionen ruht. Der Adel wird dem Staat in demselben Maße nicht mehr gute Offiziere liefern können, wie er ihm nicht groß denkende Beamte und wahrhaft schöpferische Staatsmänner zuführt. Auch unser Heer ist durchaus dem Schicksal der Zeit unterworfen; es muß sich ebenso verbürgerlichen wie das ganze moderne Leben es tut. Macht der Adel diese Verbürgerlichung nicht mit, die ihm allein seinen Aristokratismus erhalten könnte, so wird er auch aus dem Heer langsam herausgedrängt werden. Diese Konsequenz sieht der deutsche Adel immer aber noch nicht ein. Die wenigen seiner Glieder, die ihre Geburt, ihre Vorrechte als tote Last empfinden und sie abwerfen, verlieren gleich den Zusammenhang mit der Tradition, und geraten

rettungslos in die Untiefen eines demokratischen Bohemelebens, werden wurzellos und damit untüchtig. Die Masse des Adels aber ist seit der Herrschaft der Reichsidee und der neuen wirtschaftlichen Entwicklung nicht nur zum Hemmschuh des nationalen Lebens geworden — das wäre noch zu ertragen, weil auch retardierende Energien nützlich sein können —, sondern, wie gesagt, zu einer Brutstätte falscher Idealität. Stets findet sich dieser reichsdeutsche Adel bereit, der herrschenden Politik Beamte zu liefern, die sich höhere Ideen, wie immer sie gerade beliebt werden, kommandieren lassen. Und immer mehr auch sucht dieser Adel Anteil an der allgemeinen Bereicherung. Er benutzt gar zu oft nur seine alten ererbten Vorrechte, um einen in seinen Reihen doppelt widerwärtigen Egoismus damit zu unterstützen. Sein Ansehen, seine Verbindungen benutzt er, um sich Vorteile zu verschaffen, denen wertschaffende Leistungen nicht gegenüberstehen. So kommt es, daß der schöne alte Ehrbegriff zur Phrase, der echte Stolz zum Dünkel, das freie Standesgefühl zum Kastengeist entartet. Die Familienpolitik des Adels ist fast nur noch eine Politik der Angst. Alle Interessen sind defensiv gerichtet. Die Rechte aber, die noch verteidigt werden, kann das Volk nicht anerkennen, weil es nicht Nutzen mehr davon hat, sondern nur noch die Last. An diesen Adel denkt der Künstler schon nicht mehr als an einen Förderer und

Käufer, der Dichter nicht als an seinen Leser und der Gelehrte nicht als an sein Laienpublikum. Und kaum ein Willensmensch geht aus seinen Reihen noch hervor. Was er konserviert, sind im wesentlichen Tugenden der Passivität. Die eigentliche Kulturarbeit aber verrichten immer wieder bürgerliche Autodidakten, denen jede gesellschaftliche Organisation fehlt.

Auch unser Beamtentum hat das beste von seiner Würde und Selbständigkeit verloren, seitdem es kritiklos Allem Beifall gibt, was offiziell ist. Handeln und Denken, Fühlen und Sprechen, Liebe und Abscheu läßt der Beamte sich heute vorschreiben. Der Verwaltungsmann alter Schule, der ein Charakter war und ein Volksvertreter aus Liebe zur Nation und zur Sache, stirbt im bureaukratischen Getriebe dieser Tage ganz aus. Wo er sich zeigt, da wird ihm die Arbeitslust bald verkümmert. Blindes Gehorchen gilt als oberste Beamtentugend. Was die Regierung will und tut gilt als heilig, auch wenn morgen das Gegenteil befohlen wird. Vor allem dem preußischen Beamten, dem höheren wie dem subalternen, scheint es Pflicht, die Politik und Kunst im Sinne seines Fürsten, seines Vorgesetzten aufzufassen. Selbständigkeit schickt sich nicht; blinde Loyalität gehört zur Standesehre und Familienmoral. Die Hofmode ist unter allen Umständen das vornehmste. Servil und dünkelhaft zugleich denken, heißt wohlgesinnt sein. Der Vor-

gesetzte verlangt von seinen Beamten heute nicht mehr Vaterlandsliebe, sondern standesgemäßen Patriotismus, nicht Erkenntniskraft und Ehrfurcht vor dem Notwendigen, sondern automatisches Wissen und systematische „Bildung“, nicht Sachlichkeit, sondern Korrektheit. Was Wunder, daß es dem Beamten gleichgültig wird, ob es über den geistigen Saaten seines Vaterlandes stürmt, gewittert oder freundlich blaut, ob das Selbstgefühl der Volkspsyche gesund ist oder krank. Wenn ihm nur die Karriere gesichert ist, wenn das Reich nur beieinander bleibt, damit er lebenslänglicher Versorgung gewiß sein kann!

Beim Korpsstudenten, der nichts weniger mehr als der Träger echter studentischer Idealität ist, beginnt dieser ertötende Stolz auf einen servilen Glauben an alle offizielle Autorität, diese vornehm sein sollende Freude an der Unselbständigkeit; der Reserveoffizier bestärkt sich darin und der Mann ist dann schon blind aufs System dressiert, wenn er als Beamter die Geschäfte der Nation zu besorgen beginnt. Es läßt sich heute der Baukünstler auf der Hochschule zum Baubeamten drillen und sich gleichmäßig akademisch tote Kunstideale und Beamtentugenden kommandieren; und es fügt sich willig der Lehrer der Jugend in Volksschule und Gymnasium den Befehlen der Obrigkeit, wie er den Kindern Patriotismus, Loyalität und Gottesfurcht beizubringen habe. Sogar der Geistliche, der Beamte der Staatskirche, vergißt es

in diesen Zeitläuften, daß er Gott mehr gehorchen soll als den Menschen; auch er unterwirft sich dem Diktum der Staatsautorität, das ihm das für die Politik Nützliche als das vom Himmel gewollte Ideale bezeichnet. Und die bürgerlich Unabhängigen drängen sich nicht weniger zu freiwilliger Entwürdigung. Für einen Titel, einen Orden geben sie stolz und freudig das ideale Selbstbestimmungsrecht auf, handle es sich nun um einen ärmlichen Hoflieferantentitel oder um das feierliche Prädikat Exzellenz. Mit pompösen Reden und großen Gebärden feiern die toten Seelen sich gegenseitig an und blicken verächtlich noch auf die Stillen und Tüchtigen hinab.

Die Folge ist, daß in erschreckender Weise die Persönlichkeit aus dem öffentlichen Leben verschwindet, deren Aufgabe es ist, als Nenner vor die Nullen zu treten und diese zu einer „wirkenden Zahl zu machen". Die Ideen und Entwicklungsgedanken gehen fast nie mehr von den Führern und Lenkern, von den Regierenden und Offiziellen aus, sondern von anonymen Energien, von halb oder ganz verborgenen Individuen, von Außenseitern. Wenn man in der bismärckischen Zeit die Namen leitender Staatsmänner und Politiker nannte, so bezeichnete man damit immer auch eine Sache, eine Idee, ein Programm. Mit den Namen heute herrschender Staatsmänner und Politiker kann man jedoch nationale Ideen nicht mehr identifizieren. Sie alle sind nicht schöpferische

Willen, sondern Funktionäre, sind alle mehr oder weniger subaltern. Eben darum aber wird unsere Politik immer mehr auch zu einer Personen- und Namenpolitik. Und dadurch dann gleich auch zu einem leeren Intrigen- und Interessenspiel. Diesem ganzen unaufhörlichen Geschiebe von Namen, diesem Kommen und Gehen in den Häusern der Regierung liegen nicht große politische Zeitströmungen zugrunde; es ist vielmehr ein Wettlauf um die Gunst der Stunde. Die hohe und höchste Politik wird zu Personalfragen und anstelle des Sachinteresses tritt der Personenklatsch. Es müßte gleich zu einer Revolution kommen, wenn die Masse des Volkes ahnte, welcher Art die Gedanken, Interessen und Ideale der Männer sind, die das Land im Namen aller patriotischen Tugenden regieren. Diese selbst, die sich so stolz als Nenner brüsten, sind leere Nullen oder dürftige Brüche, die auch vereinigt sich nicht glatt zum Ganzen zusammenfügen. Hinter ihnen aber, die selbst harter Leitung bedürften, steht die millionenstarke Schar der unselbständigen Menschen, die unter allen Umständen geleitet sein will, die sich in ihrer Neutralität zum Guten wie zum Schlechten hinüberziehen läßt, die ein wenig gutmütig ist und ein wenig bösartig, zugleich träge und enthusiastisch. Dadurch wird diese Menge der Indifferenten zur kulturzerstörenden Gewalt. Sie ist in jedem Fall eine Großmacht: wenn sie sich von lebendigen und großen Konventionen der

Ethik, Kunst oder des Staatsgefühls regieren läßt, aber auch, wenn sie, wie es heute ist, der Zeitmode und dem kranken Irrtum blind gehorcht. Denn sie ist die „Nachfrage“, der sogleich das geschäftlich denkende Angebot ersteht. Jenes Angebot, das nicht nach notwendigen, nach idealen Bedürfnissen fragt, sondern nach Schwächen und Leidenschaften, die ausgenützt werden könnten. Darum hat der falsche Gehorsam seine mächtigen Organisationen überall auch im Volke; ihm stehen die Zeitungen zur Verfügung und alle andern Publikationsorgane. Fast könnte es oft scheinen, als sei das von oben herab kommandierte Ideal das eigentliche Ideal der neudeutschen Nation, als lebte das mächtige Reich, das für seine Existenz materiell so hart und unverdrossen arbeitet, geistig nur noch von falschem Patriotismus und falscher Religiosität, von der Phrase und vom Autoritätswahn. Als sei das deutsche Ideal, wovon unsere Dichter so Herrliches zu sagen wußten, nur noch wenig mehr als eine ungeheure Lebenslüge.

Gewiß: es scheint nur so. Der große, schöpferische nationale Idealismus stirbt nicht von heute auf morgen. Latent ist er im selben Umfange wie früher auch jetzt noch vorhanden. Darum soll uns nichts die Zuversicht nehmen, daß der Genius der Nation auch die Krisis dieser Jahrzehnte überwinden wird, daß es der Zeit gelingen wird, eine unsichtbar schon wirkende, mit historischer Lang-

samkeit heranreifende Idee zu verwirklichen. Wir haben im Autoritätswahn unserer Tage eine Pubertätskrankheit des demokratischen Zeitalters, das in jeder Form zu neuer Bürgerlichkeit drängt, zu erblicken. Zu einer Bürgerlichkeit, die die monarchische Staatsform sehr wohl zuläßt, die aber die Gesinnung der Fürsten, des Adels, der Beamten und Soldaten, der Herrschenden und Subalternen gleichmäßig einer neuen großen, freien und sich frei beschränkenden Bürgergesinnung zu unterwerfen weiß. Erst wenn sich jeder Einzelne seines Bürgerwertes bewußt wird und auf persönliche Würde und reinliches Ehrgefühl sich selbst gegenüber hält, wird sich die ungeheure Masse der Stände und Berufe auch wieder lebendig in Stufen gliedern und die alte Form mit neuem Leben füllen; dann erst wird es wieder wahrhafte Autorität geben. Denn richtig gehorchen kann nur der Selbstbewußte. Wenn die Erfüllung da ist, werden alle die wirren Fragen, die den Lebenden quälen, erledigt sein. Das Problem, das der Deutsche heute mit dem Namen Wilhelms des Zweiten wohl oder übel verknüpfen muß, wird dann gelöst sein, weil die allgemeine Lebenskonvention, die lebendige Idealität stark genug sein wird, daß im Gegensatz zu ihr so wenig regiert werden kann, wie ein christlicher Fürst sich heute drei Ehefrauen zugleich nehmen könnte. Was uns vor allem fehlt, ist eben diese neue Konvention, die das Notwendige auf allen Gebieten

sittlich macht, das Ideal, das über das ganze Volk gleichmäßig herrscht. Wie das Volk so der Fürst. Jede Nation hat im gewissen Sinn den Fürsten, die Regierung, die es haben will. Denn unmerklich determiniert sein Wollen das der Herrschenden. Die Klage hat sich also nicht so sehr gegen den Fürsten zu richten, der in seiner Art einer Überzeugung folgt, sondern vor allem gegen die Deutschen dieser Jahrzehnte. Nicht nur der Kaiser befindet sich im Widerspruch zu allen Lebendigen und Tüchtigen; fünf Sechstel des Volkes tun es. Somit bleibt keine Wahl, als die Erziehungsarbeit von unten herauf zu beginnen, damit sie Bestand habe. Die langsame und fürwahr undankbare Erziehung zur Selbsterziehung, deren Ziel eine Volkskraft ist, die ihre Ideale dem Notwendigen abgewinnt und in lebendiger, freier Weise Gehorsam übt.

DIE ERWERBENDEN

Als ein Zeichen, daß dem Lebenden das Vertrauen zur Sittlichkeit des menschlichen Tätigkeitstriebes erschüttert worden ist, muß man die immer wiederkehrenden Diskussionen über die „Würde der Arbeit“ betrachten. Denn man theoretisiert nur über Dinge, die man nicht mehr oder noch nicht hat. Regungen eines schlechten sozialen Gewissens sind es, wenn von den Einen mit selbstgerechter Moral der sittliche Adel schlechterdings jeder wirtschaftlichen Tätigkeit proklamiert und wenn von Andern mit einer literarischen Grimasse von der Niedrigkeit der Arbeit gesprochen wird. Es ist durchaus charakteristisch, daß es Friedrich Nietzsche war, ein Mann, dessen bis zum Heroischen reichende Sensibilität sich für jede Schwäche, Krankhaftigkeit und Niedrigkeit seiner Zeit schuldig glaubte und sich der Fehler der Allgemeinheit schämte, wie man sich sonst nur persönlichen Fehls schämt, der das Wort von der Unwürde der Arbeit wie eine Brandrakete ins Lager des materialistisch entartenden Bildungsphilisteriums schleuderte. Ihn leitete ein grimmiges Verantwortlichkeitsgefühl und es fällt nicht ihm eigentlich zur Last, wenn ewig jugendliche Literaten an dem echten Mut dieses Unbedingten ihren kleinen Bourgeoismut nun entzünden und schrill über den Markt krähen, Arbeit schände. Nietzsches paradox verallgemeinerndes Wort trifft

dennoch Alle, denen die Arbeit nur ein lästiges Mittel zum Genuß ist, eine Not und eine Form der Sklaverei; und es trifft im gewissen Sinne die ganze Zeit, weil Menschen mit solch einer niederen Auffassung ihrer Tätigkeit heute die kompakte Majorität bilden.

Die Arbeit kann ihrem Wesen nach beides sein: edel und würdelos; sie enthält, wie jede Naturkraft, Elemente des Erhabenen und Gemeinen. „Es gibt einen brutalen Mammonsdienst und eine gottähnliche Arbeit.“ Alle Tätigkeit ist einmal um des Erwerbs willen da, als Waffe der Notdurft im Kampf ums Dasein; und sie ist zum andern das einzige Mittel, um den der Menschheit eingeborenen Idealtrieben sinnliche Wirklichkeit zu geben. Sie ist ohne höhere Würde, insofern sie nichts tut als die nackte Existenz zu sichern; aber sie strebt auf den untersten Stufen gleich auch schon über das unbedingt Notwendige hinaus, weil sich der Mensch mit ihrer Hilfe erst zum Gefühl seines Selbst bringt. Selbstgefühl aber ist Ziel und Zweck alles Daseins, weil entwicklungsfähiges Leben nur ist, wo das Individuum sich selbst fühlt und in sich die Welt. Auch in der Arbeit also knüpft die Natur an das materiell Notwendige die geistige Idee. In den beiden Polen: Notdurft und höheres Selbstgefühl hängt die moralische Welt der Arbeit. Sie beide zugleich zu berühren, ist das Höchste. Denn wenn die Arbeit nur um des Lohnes oder Erfolges willen

gemein ist, so wird die ausschließlich um des Ideals willen geübte Tätigkeit leicht zu einem nutzlosen, unsachlichen, selbsttrügerischen Spiel. Daß diese letzte Art der Arbeit jemals zu einer sozialen Gefahr werden könnte, ist nicht zu befürchten; um so drohender ist immer aber die Gefahr gegenwärtig, daß der Erhaltungstrieb in materialistischer Tätigkeit beharrt und degeneriert.

Eben jetzt ist diese Gefahr wieder riesengroß geworden. Niemals war es nötiger, den Deutschen an die sittliche Natur der Arbeit zu erinnern als heute, wo die ungeheure materielle Arbeitsleistung der Nation die idealen Endziele immer mehr verbaut. Denn wird für den Gelehrten, den Künstler, den Staatsmann die Notwendigkeit höherer Arbeitsideen auch immer noch zugestanden, so zeigt sich in unseren Tagen überall doch ein verdrossener Widerstand, wenn derselbe Grundsatz auf die Arbeit der reinen Erwerbsberufe angewandt wird. Und eben diese sind es doch, die unserer Zeit das Gepräge geben. Der Geschäftsmann, der Arbeiter meinen, es sei schon eine rühmenswerte Arbeitsethik, daß sie überhaupt tätig sind und sich von früh bis spät mühen und plagen. Glauben es um so mehr, als es sogar gelehrte Stimmen von Gewicht gibt, die in dem wirtschaftlichen Wechselspiel von Angebot und Nachfrage die Ideen des ethischen Idealismus ausgeschaltet wissen wollen und darin nichts sehen als Versuche, die reine Kausalität der konkurrierenden Erwerbskräfte zu

verwirren, die an nichts glauben als an das Mechanische des volkswirtschaftlichen Energiespiels. Nun sieht man allerdings einen rein mechanischen Prozeß von gegeneinander wirkenden, zum großen Teil berechenbaren und meßbaren Kräften, wenn man auf das wirtschaftliche Leben blickt, auf die Bewegungen des Kapitals, auf das Verhältnis von Angebot und Nachfrage, auf die natürlichen Hilfsquellen eines Landes, auf die Zahl der Bevölkerung und auf deren Produktionskraft. Man sieht — wie Schmoller es ausdrückt —, „natürlich technische und physiologische Vorgänge, die jeder für sich betrachtet, gar nicht als sittlich oder unsittlich, sondern nur als nützlich, geschickt, zweckmäßig, normal oder als das Gegenteil bezeichnet werden können.“ Aber alle diese Kräfte wachsen doch aus Gefühlen erst heraus. „Sie gehen zurück“, — um mit Schmollers Worten weiter zu reden — „auf ethisierte Triebe, auf ein geordnetes Zusammenwirken natürlicher und höherer, das heißt wesentlich auch sittlicher Gefühle, auf Tugenden und Gewohnheiten, welche aus dem sittlichen Gemeinschaftsleben entspringen; . . . sie sind bedingt durch Moral, Sitte und Recht, durch Religion und sittliche Leitideen oder Ideale.“

In welcher Weise das Volk selbst instinktiv, aus einem Gefühl der Selbsterhaltung, die ideale Forderung stellt, das wird deutlich, wenn man sein Verhalten verschiedenartigen Berufen gegen-

über betrachtet. Die Grade von Achtung, die es gewissen Ständen und Berufen in ihren Vertretern erweist, sind sehr feine Zeichen seiner ethischen Unterscheidungskraft. So sehr das Volk in Urteilen irrt, die vom Bewußtsein, vom vergleichenden Verstand gefällt werden, so sicher geht es, wenn es, Instinktregungen folgend, Sympathie- und Antipathiegefühle bekundet. Es tut nichts zur Sache, daß diese Gefühle auf Schritt und Tritt mit groben und falschen Urteilen vermischt sind; denn sie beweisen in all ihrer Relativität doch immer die Gegenwart jenes synthetischen Ahnens und ethischen Lebensgefühls, die das Sprichwort meint, wenn es sagt, daß die Stimme des Volkes die Stimme Gottes sei.

Eine solche spontane Instinktäußerung ist es, wenn die reinen Erwerbsberufe heute nicht eben hoch eingeschätzt werden. Der Arzt, der Geistliche, der Richter oder Offizier kann versichert sein, daß man ihm mit Hochachtung, ja mit Ehrerbietung entgegenkommt, solange er sich der Standesehre, die ihn persönlich verklärt, nicht unwert zeigt. Beim Geschäftsmann aber, beim Fabrikanten und mehr noch beim Händler, ist es umgekehrt. Man betrachtet sie zuerst, ihres Berufes wegen, mit weniger Respekt und nur der wiederholt bewiesene persönliche Wert erringt ihnen die Schätzung, die jene Anderen schon a priori ihres Standes wegen genießen. Die Gründe dieser Volksurteile sind nur bedingt in der Achtung vor dem

höheren Wissen der Studierten begründet; sie sind vielmehr Ergebnisse ethischer Differenzierung. Es gab Zeiten, wo der Arzt, der Söldner geringer geschätzt wurden als der Kaufherr. Was das Volk damals und heute mit oft wundervoller Richtigkeit gewürdigt hat, sind die idealen Motive des Handelns. Auch der Arzt, der Richter oder der Offizier wählen ihren Beruf, um die Existenz zu sichern; darüber hinaus aber fordert der Beruf von ihnen die Hingabe an eine Idee. Der Beruf des Offiziers ist es, für sein Land zu kämpfen und sich dafür töten zu lassen. Er mag sein wie er will, ein Spieler oder Mitgiftjäger: man wird ihm viel verzeihen, wenn er die Berufsehre nicht verletzt, die vor allem unbedingten Mut von ihm fordert. Vom Arzt weiß Jeder, daß die Standesehre ihn zwingt, am Bett seiner Kranken jeder Lebensgefahr zu trotzen; vom Richter verlangt man Mißachtung aller persönlichen Vorteile zugunsten der Rechtsidee und nimmt bis zum Beweis des Gegenteils an, daß er lieber zugrunde geht, als daß er ein Urteil fälscht. Und beim Geistlichen setzt man voraus, daß er gegebenenfalls für seine Lehren alles aufzuopfern bereit wäre. Dem Mann der Wissenschaft wird von seiner Berufsehre befohlen, voraussetzungslos die Wahrheit zu erforschen; und der Künstler hat der ihm eingeborenen Idee der Schönheit zu dienen, und sollte er darüber in Not und Elend geraten. Was das Volk in diesen Berufen ehrt, ist also die

Opferfreudigkeit, die Uneigennützigkeit, die Hingabe an sittliche Energien der Menschennatur, die tätige Menschenliebe: das in der Selbstlosigkeit erst recht erstarkende Selbstgefühl. Ein Mitglied dieser Berufe wird am ehesten dann verachtet, wenn er sein Geschäft „kaufmännisch" betreibt. Das will sagen: vom kaufmännisch Erwerbenden setzt man heute stillschweigend voraus, daß ihm seine Berufsehre Uneigennützigkeit und Idealität nicht diktiert und daß er nur, oder doch fast nur des eigenen materiellen Gewinns wegen arbeitet. Sicher würde der Kaufmannsstand noch geehrt werden wie zuweilen in früheren Zeiten, wenn die Standesehre auch von ihm selbstlosen Dienst für die Allgemeinheit heischte und wenn er solchem Verlangen nachkäme. Heute fordert von ihm das Berufsgefühl aber kaum mehr als Respekt vor den geschriebenen Gesetzen; er folgt einem Ehrenkodex, der manche höchst moralische Bestimmung enthalten mag, der aber nicht eine einzige ideale Forderung aufgestellt hat. Es gilt allgemein als unbestreitbar, daß der Kaufmann keinen andern Zweck vor Augen hat als den, sich zu bereichern und immer nur seinen äußeren Vorteil wahrzunehmen. Die Handlungsweise Eines, der anders verfährt, wird gerade in Berufskreisen oft als „unkaufmännisch" bezeichnet. Und diesen Mangel an idealen Berufsideen brandmarkt das Volk, indem es dem ganzen Stande die Ehrerbietung versagt.

Fragt nun der Kaufmann, der diese Tatsachen selbst dann zugeben muß, wenn er die hier gegebene Erklärung für falsch hält, wie er denn von Berufs wegen Idealität bekunden könne, so kann ihm eine Antwort Ruskins vorgehalten werden, dessen Gedankengängen auch die oben gegebene Argumentation folgt: „Die Aufgabe des Kaufmanns ist es, für die Bedürfnisse der Nation zu sorgen. Es ist ebensowenig seine Lebensaufgabe, aus dieser Funktion seinen eigenen Nutzen zu ziehen, als es die des Geistlichen ist, sein Gehalt zu beziehen. Dieses Stipendium ist eine ihm gebührende und notwendige Beigabe, aber keineswegs, wenn er ein wahrer Seelsorger ist, der Zweck seines Lebens, ebensowenig, wie das Honorar für einen wahren Arzt der Zweck seines Lebens ist. Und ebensowenig soll der Gewinn für einen wahren Kaufmann der Zweck seines Lebens sein. Alle drei haben, ohne Rücksicht auf Lohn, wenn sie echte Menschen sind, eine Arbeit zu verrichten — um jeden Preis, ja selbst für das Gegenteil von Belohnung, indem der Geistliche zu lehren, der Arzt zu heilen, der Kaufmann für unsere Lebensbedürfnisse zu sorgen hat. Das heißt: er muß von Grund aus die Eigenschaften Dessen, womit er handelt, sowie die Mittel, wie es erzeugt und herbeigeschafft wird, kennen; und er muß seine ganze Vernunft und Energie aufwenden, um es möglichst gut herzustellen oder es in vollkommen gutem Zustande herbeizuschaffen und zu

möglichst billigem Preise dort, wo man seiner am meisten bedarf, zu verteilen."

Diesen Gedanken kann sich der Kaufmann nur entziehen, wenn er die Geltung der Sittlichkeit für das soziale Leben leugnet. Das kann er nicht, wie immer er auch mit gutem Recht vor allem Generalisieren in Fragen der Berufsethik warnen mag. Es ist durchaus wahr, daß jeder Beruf seine besonders determinierte Moral hat, daß innerhalb jedes Berufskreises gewisse soziale Tugenden betont und andere vernachlässigt werden müssen. Kein Verständiger wird vom Kaufmann höchsten persönlichen Mut und Asketenselbstlosigkeit verlangen; wie er vom Offizier andererseits nicht an erster Stelle Tugenden der Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit, vom Richter nicht die allverzeihende geistliche Milde und vom Priester nicht kühnen Unternehmungsgeist fordern wird. Die Arbeitsteilung, die dem Kaufmann die Fabrikation und den Vertrieb der Güter zuweist, verknüpft bei ihm den eigenen materiellen Vorteil viel inniger mit dem Vorteil der Allgemeinheit, als in irgend welchen anderen Berufen. Der selbständige Kaufmann kann seinem Beruf nur nachgehen, wenn er ein Kapital hat, wenn er dieses umtreibt, vermehrt, es daran wagt und so verdoppelt. Er ist in mancher Beziehung ein Werkzeug des Kapitals und darum auch den Schicksalen des Kapitalismus unterworfen. Er kann das Gute, Neue und Wünschenswerte gar

nicht ins Leben rufen, vorhandene Bedürfnisse nicht befriedigen, wenn er nicht seinen eigenen Vorteil sucht, er kann nur ideal handeln, wenn er vorher höchst real rechnet. Er nimmt eine besondere Stellung ein und kann sie nur mit Hilfe einer eigentümlich gearteten Berufsmoral behaupten, weil er nicht unmittelbar neue Werte schaffende Arbeit der Hand oder des Gehirns zur Grundlage seiner Existenz macht, sondern die teils angeborene, teils erworbene Fähigkeit, die in der Nation vorhandene Summe primärer Hand- oder Gehirnarbeit zu organisieren und in Bewegung zu setzen. Was der Kaufmann tut, ist etwas Sekundäres; und darum muß auch seine Berufsmoral notwendig Züge einer sozusagen sekundären Ethik tragen.

Das hindert aber nicht, daß auch seine Sittlichkeit ein Teil der Menschheitsethik ist. Trotz ihrer besonderen Determination ist auch seine Arbeit idealer Natur. Das allgemein menschliche Arbeitsideal stellt sich im Kaufmann nur von einer anderen Seite dar. Es nimmt Umwege, es wird mittelbar. Dadurch wird es leicht unkenntlich und der Kaufmann selbst ist dann der Erste, der es in kritischen Zeiten aus dem Auge verliert. Im Drang und Kampf ums Dasein sind die reinen Erwerbsberufe insofern doppelt schwer daran, als der Geschäftsmann nicht das Bewußtsein einer unveräußerlichen Produktionsfähigkeit hat, als er ohne Kapital über-

haupt gehemmt ist zu arbeiten. Der Erwerb, die Verteidigung des Kapitals wird ihm daher in solcher Zeit wie heute leicht zum Selbstzweck; er ist dann geneigt, Den für einen Ideologen zu halten, der ihm von idealen Endzielen seines Berufes spricht. Meistens gerät er in Verlegenheit, wenn man ihn auf ideale Möglichkeiten seiner Arbeit hinweist, bis er die Zumutung dann polternd, mit Gründen kaufmännischer Allerweltslogik zurückweist. Außerhalb seiner Berufsarbeit, im Kreise seiner Familie ist dieser selbe Mann durchaus selbstlos und aufopfernd; der Allgemeinheit gegenüber aber benimmt er sich nach Grundsätzen eines fatalistisch begriffenen, rücksichtslos geführten Erhaltungskampfes. Doch wundert er sich dann und schilt über Vorurteile, wenn andere Berufe dem seinen gesellschaftlich vorgezogen werden. Dem ganzen Kampf unserer Tage zwischen den Moralanschauungen des Händlers und des Mannes der Wissenschaft, des Kaufmanns und Offiziers, des Handlungsgehilfen und Studenten, allen den seltsamen Kastensonderungen der Berufe bei völlig freier Berufswahl liegen tiefe Divergenzen von sittlichen Lebensanschauungen und Lebensformen zugrunde. Und wenn diese Gegensätze sich in jüngster Zeit hier und dort mehr auszugleichen scheinen, so geschieht es leider nur, weil auch die akademischen Berufe sich mehr und mehr dem „kaufmännischen" Geist öffnen, weil auch in ihnen langsam die alte Berufsethik

zerbröckelt. Es wäre ein besserer Ausgleich, wenn der moderne Geschäftsmann seine Berufsauffassung ideal erhöhte und sich gleichberechtigt neben den Arzt, den Offizier, den Richter stellte. Und dazu wäre er imstande, wenn freie bürgerliche Selbstachtung ihn in jedem Fall anhielte, den äußeren Beruf immer nur aus innerer Berufung abzuleiten, nur nach charaktervollen Überzeugungen Plan und Ausführung der Geschäfte zu betreiben und in seinem Handeln durchaus starken Arbeitspassionen zu folgen. Wäre es so allgemein, daß der Kaufmann immer auch bewußt ein Kulturinteresse vertritt, während er sein persönliches Interesse wahrnimmt, wie es allgemein ist, daß es ihm gleichgültig ist, ob er mit Schuhwichse, Preßkohlen, Elektrizität oder Architektur handelt, so würde sich aus seinem Tun ganz von selbst eine neue, zeitgemäße Berufsehre entwickeln.

Die Frage, ob es dem Kaufmann in absehbarer Zeit gelingen wird, seine Arbeit zu idealisieren, wird aber insofern entscheidend für die Kultur unseres Volkes sein, als die Zeit ganz ein Säkulum kaufmännischer Tatkraft ist und jeder Beruf mehr oder weniger in den Strudel des wirtschaftlichen Unternehmungstriebes gezogen wird. Und als in dieser Entwicklung zum Merkantilismus obendrein Notwendigkeit ist, der weder das Individuum noch das Volk entgegentreten können. Die fortschreitende Industrialisierung ist ein Schicksal, ist eine historische Konsequenz, die Menschenwille

nicht aufhalten kann; und weder die Großstadt noch die Entwicklung des Weltverkehrs sind Willkürprodukte. Sogar die allgemeine sittliche Indifferenz der mit ungeheurer Anstrengung Arbeitenden läßt sich in einer Zeit, wo Alle mit Allen zu handeln, zu feilschen und sich zu unterbieten gezwungen sind, bequem genug erklären. Der bis zum Schrecklichen gesteigerte Kampf ums Dasein läßt zu höheren Bestrebungen ja nicht Freiheit. Jeder Einzelne hat genug zu tun, sich nur zu erhalten; das bloße Dasein ist so schwer geworden, daß schon seltener Opfermut dazu gehört, neben dem drohenden Murren der Tagesstimmen noch die helleren Töne schöner Idealität nur zu hören. Im Gebraus des unendlich vielfältig gewordenen Lebens befällt den um die nackte Notdurft, um die Sicherung des schon Erreichten Ringenden eine heftige Lebensangst und er steht vor den Aufgaben höherer Ethik als Schwächling da. Des lebendig Idealen ist aber nur die des Sieges gewisse Kühnheit, ist allein der frohe Lebensmut fähig. Es läßt sich darum logisch beweisen, warum die Mehrzahl der Heutigen dem Idealen nicht gewachsen sind, es nicht sein können und daß diese Epoche materieller Wertanhäufung wahrscheinlich erst überwunden sein muß, bevor sich die Allgemeinheit auf das Geistige und Sittliche wieder neu besinnen kann. Ein solcher Beweis aber, und sei er unwiderleglich, geht uns hier nur nebenbei an. Er soll uns gelten bis gestern, bis heute, bis zu dieser

Stunde; aber nicht eine Minute darüber. Ohne Vorbehalt wird die offenbare und die verborgene, die historische und soziale Kausalität der Verhältnisse, in denen wir leben, zugegeben; nichts soll vertuscht, nichts gefärbt werden. Aber auf Grund der unausweichbaren Wirklichkeiten soll doch ohne Zaudern die Frage ausgesprochen werden, ob wir fernerhin Sklaven dieser Verhältnisse sein wollen oder Herrscher darüber, ob unser Gehorsam knechtisch und gemein sein soll oder frei und gestaltend und ob das Materielle der Zeit stärker bleiben muß als unsere sittliche Selbstbestimmungskraft. Diese Aufsätze wollen nicht historisch erklären, sondern ethisch propagieren. Ja, sie fürchten es selbst nicht, wenn sie mit einem heute sehr verrufenen Wort gekennzeichnet und moralische Abhandlungen genannt werden. Wie es an der Zeit wäre, diesem der Lächerlichkeit ausgelieferten Wort seine Würde zurückzugeben, so wäre es ebenfalls Zeit zur Einsicht, daß man auch als Moralist eine Art von Volkswirtschaftslehre geben, auch als Ethiker auf die „ehernen Gesetze“ von Angebot und Nachfrage wirken kann.

Betrachten wir die Arbeit unserer Epoche, so mag der Geist oft wohl verweilen in staunender Bewunderung. Was keiner Zeit möglich schien, das erfüllt die unsere, den Lebenden gelingt, worum die Vergangenheit sich vergebens gemüht hat, und was den Ahnen als Utopie vorschwebte,

das wird heute wie etwas Selbstverständliches zur Tat. Die sozialen Erneuerungen eines revolutionären Jahrhunderts, die allgemeine Demokratisierung und die politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen haben unser Leben in verwirrender Weise vielfältig gemacht. Große Scharen primitiver Menschen, mit rücksichtslosen Willensinstinkten, sind aus den Niederungen des Volkslebens emporgestiegen, Anteil am Lebensgenuß fordernd, an alten Schranken und ehrwürdigen Grenzzäunen ungeduldig rüttelnd und sich wahren und künstlichen Bedürfnissen gleich leidenschaftlich hingebend. Notwendiges und Überflüssiges wird mit rastlosem Fleiß ersonnen und produziert, damit nur alle Hände zu tun, alle Mäuler zu essen haben. In bewunderungswürdiger Weise hat sich die Zeit der Aufgabe, die sich drängenden Scharen von Produzenten und Konsumenten, den ganzen Arbeitsmarkt wirtschaftlich zu organisieren, gewachsen gezeigt. Das unendlich komplizierte moderne Wirtschaftsleben funktioniert, wenn man nur das Mechanische betrachtet, exakt wie eine gut berechnete Maschinerie. Wie mit bewußtem Scharfsinn sehen wir die Kräfte verteilt, die Interessen balanciert, die Leidenschaften hier angestachelt und dort eingedämmt, und mit scheinbarer Weisheit wird eine Art von harter Gerechtigkeit geübt. Künstlerisch geistreich fast muten die Ergebnisse der konsequenten Arbeitsteilung an, in dem Riesenverkehr der Massen

untereinander liegt eine Stimmung monumentaler Epik, die Leistungen der wirtschaftlich dienenden Wissenschaften erfüllen mit Bewunderung, und täglich werden, ohne jede Renommage, Taten der Technik vollbracht, deren Schilderung früher schon märchenhaft geklungen hätte. Die Summe von Arbeit, die jeder Einzelne, die selbst der Schwache zu leisten hat, ist ein Äußerstes; dafür stehen Jedermann aber auch alle Genüsse und Genußmittel fast zur Verfügung, insofern das Geld der eigentliche Wertmesser aller Dinge geworden ist. Alles wird mehr und mehr zum Kaufwert; das Wenige aber, das nicht durch Arbeit und Reichtum erworben werden kann — im wesentlichen Güter der Tradition —, das wird von der neuen demokratischen Logik stündlich als überlebt oder schädlich gebrandmarkt, so daß dem rücksichtslos sich Emporkämpfenden in seinen Kreisen wenigstens ärgerliche Beschämung erspart bleibt. Es ist eine Zeit, alles in allem, die große Worte und mächtige epische Lebensempfindungen rechtfertigt und deren groteske Monumentalität etwas wie Ehrfurcht einzuflößen imstande ist.

Und doch sind die Menschen dieser mächtig emporschwellenden Zeit nicht glücklich. Sie sind vielmehr traurig, verdrossen und unendlich sehnsüchtig; zur selben Zeit, wo die Arbeitsleistung ins Erstaunliche wächst, mehren sich täglich die Rufe nach schöner Kultur. Aus dem Zentrum der raffiniert vervielfältigten Zivilisation heraus er-

schallen leidenschaftliche Schreie nach lebendiger Schönheit, nach neuer Idealität und erziehender Sittlichkeit, nach Haltung gebender Form und charaktervoller Beschränkung. Allerorten weist eine empörte Kritik darauf hin, wie die Seele inmitten der Fülle materieller Güter hungert, wie es uns an einer eigenen umfassenden Kunst fehlt, wo doch die Kunstformen aller Zeiten von der kaufmännischen Spekulation vor uns ausgeschüttet werden, wie wir ohne Religion sind, während alle religiösen und philosophischen Systeme vor uns zur Wahl ausgebreitet sind. Immer deutlicher wird es, daß die Arbeit dieser Epoche bei aller Riesenhaftigkeit und Monumentalität im wesentlichen nur materiell begriffen wird, daß das Augenmerk immer nur aufs Sichtbare, Wägbare, Nützliche und Zweckvolle gerichtet ist, daß die Zeit groß ist in Allem, was vom Fleiß, von der Rastlosigkeit, dem Intellektualismus und der Einseitigkeit getan werden kann, klein und würdelos aber in Allem, was Phantasie, Güte, tiefes Gefühl, stolze Selbstbeschränkung, Persönlichkeit und synthetischen Sinn erfordert. Es zeigt sich dem aus dem Gedränge Zurücktretenden, daß wir eine erstaunliche, nuancenreiche und kraftvolle Zivilisation haben, aber nicht Kultur. Denn diese kann nur sein, wo das Materielle — alles Materielle — sich dem Geistigen unlöslich verbunden hat, nicht aber dort, wo der sinnvollen Arbeit die Würde, der Unternehmungslust die Herrschergebärde, der

Organisationskraft die höhere soziale Bestimmung fehlt und wo um eines Nichts willen ungeheurer Aufwand vertan wird.

Es ist schon etwas Beschämendes, wenn man sehen muß, wie der intellektuelle Aufwand so oft in keinem Verhältnis zum Resultat steht, wenn man nicht umhin kann, in einer Maschinenfabrik zum Beispiel die menschliche Erfindungskraft, die prachtvolle Vereinigung von Theorie und Praxis, die Organisation der Arbeitsteilung, die unglaubliche technologischeLeistungsfähigkeit anzustaunen und dann hört, daß die fertigen Maschinen, diese Wunderwerke wissenschaftlich entwickelter Logik, einem gleichgültigen, überflüssigen oder gar albernen und antisozialen Zweck dienen sollen. Was soll man aber erst sagen, wenn man eine der vielen, rings im Lande verstreuten riesengroßen Fabriken betritt, in denen die ganze erstaunliche Arbeitsorganisation nur um eines Schwindels wegen da ist!

Man betrachte ein Bild, das man allerorten in Deutschland erblicken kann: Weitläufige, peinlich saubere Fabriketablissements mit hygienisch hellen Arbeitsräumen; rechts das vornehme Herrenhaus von Garten und Park umgeben, links ein ganzes kleines Dorf reinlicher Arbeiter- und Beamtenwohnungen, mit Kantinen und Kramläden; die Eisenbahn sendet ihre Schienenstränge in die Höfe der Fabrik und führt die Waren in langen Wagen-

zügen ins Land hinein und über die Grenzen hinaus. Emsigste Tätigkeit herrscht überall. Mit ernsten Mienen schaffen die Packer in den Höfen, die Schreiber in den Kontoren, die Arbeiter vor ihren Maschinen. Jeder hat eine eng umschriebene Tätigkeit, die er mit automatischer Gewandtheit zu üben weiß; Einer gibt die Arbeit an den Andern weiter und während man von Saal zu Saal schreitet, spielt sich vor dem Auge lebendig der Werdeprozeß der Fabrikate ab. Durch alle Säle und Zimmer schnurrt und brummt das Geräusch rastloser Arbeit; ein Gesträhn von Transmissionen durchzieht das Haus, tausend Räder surren und kreiseln, es klappert und stampft rings umher und es ist, als seien alle Naturkräfte um eines großen Zweckes willen in Bewegung gesetzt. In weiten luftigen Zimmern sitzen die Arbeiterinnen, sortierend, etikettierend und verpackend; in dämmrigen Lagerräumen hantieren Scharen von Hausdienern, in stillen Laboratorien werden Analysen gemacht und in den Büros, wo die Türen hastig geschlagen werden, fahren die Federn eilig übers Papier und rattern die Schreibmaschinen. Im stillen Kontor aber sitzen die Leiter dieses kleinen Arbeitsstaates, tief versunken in verantwortungsvoller Tätigkeit. Zu ihnen kommen die Agenten und Reisenden, die Lieferanten und Abteilungschefs, die Inspektoren und Meister. Sie sprechen wie Staatsmänner miteinander über Wirtschaftspolitik, von deren Gang ihr Geschäft

abhängt, über die Konjunkturen des nationalen und des internationalen Marktes und sie erwägen, wie sie als angesehene Kapitalisten und Arbeitsgeber auf die Regierenden einen Druck ausüben könnten. Man weiß dort oben, wie viele Existenzen von ihrer Tatkraft abhängen; darum hat man sie auch mit Titeln und Orden belohnt. Wirklich liegt in der Hand dieser Fabrikherren das Schicksal vieler Familien, vieler Einzelner. Nicht nur daß eine ganze kinderreiche Kolonie entstanden ist, deren Zentrum die Fabrik ist; von eben dieser Fabrik leben auch die Lieferanten des Rohmaterials, die Wiederverkäufer der Ware in Stadt und Land, die Zwischenhändler und Agenten, die Geschäfte, die die Anpreisungen in Wort und Bild besorgen, damit jeder Reisende auf dem Dampfschiff oder auf der Eisenbahn an die Fabrikate der Firma erinnert werde; es lebt von der Fabrik sogar noch der Arbeiter, der die Affichen anklebt. Tausend Köpfe und Hände sind in Bewegung gesetzt, ein ungeheurer Fleiß wird entwickelt, eine erstaunliche Organisation ist geschaffen, ein Kunstwerk menschlicher Arbeitsteilung zustande gebracht worden. Und zu welchem Zweck? Was ist das Resultat dieser bewunderungswürdigen Arbeitsdisziplin? Fabrikate, die nichts sind als ein glatter Schwindel. Die Idee, worauf sich dieses stolze Gebäude nationaler Arbeit gründet, ist ein Bluff, von der Kenntnis menschlicher Schwäche ersonnen, zu dem ein-

zigen Zweck, dem Volk das Geld aus der Tasche zu locken und einige Unternehmer zu bereichern. Einem sittlichen Wollen dient nicht die kluge Herrschertätigkeit der Fabrikherrn, nicht die Anstrengung der Agenten und Reisenden, nicht der Fleiß der Arbeiter und Arbeiterinnen; nicht eine edle Arbeitsidee ist es, in deren Frieden die Angestellten Feiertags ausruhen, in deren stärkenden Anblick die Kinder heranwachsen. Für eine schandbare Lüge, für die Herstellung giftiger, schädlicher Dinge geben Hunderte ihre ganze Lebenskraft hin. Und Die, von denen diese demoralisierende Initiative ausgeht, werden vom Staat als die besten Bürger bezeichnet. Muß sich gegenüber solcher Erscheinung nicht die zweifelnde Frage aufdrängen: was ist denn Arbeit? Wieviel Arbeitskraft liegt hier nicht brach, wird hier nicht mißleitet! Man denke sich dieselbe Summe von Wollen, Intelligenz, Fleiß, Gehorsam und Pflichtgefühl einer allgemein nützlichen Idee untergeordnet, wie sie eine lebendige Religion oder ein starkes nationales Verantwortlichkeitsgefühl einzuflößen vermögen! Man denke sich, alle die an einer schwindelhaften Fabrikationsidee sich entfaltenden passiven Arbeitstugenden würden geadelt durch Lust und Liebe, durch den Stolz auf die eigene Leistung; denke sich, diese Arbeit wäre nicht mehr eine Fron, sondern der eigentliche geistige Zweck jedes Lebens!

Ich höre den Einwand, es wäre mit diesem Bei-

spiel eine seltene Ausnahme geschildert worden. Dagegen ist zu fragen, ob ein solches Unternehmen in unserer Zeit der Nährmittelfabrikation, der Herstellung immer neuer kosmetischer Mittel, kunstindustriellen Schunds, übelster Spekulationsarchitektur, verfälschten Nahrungsmitteln, verlogener Marktliteratur usw. als Ausnahme empfunden wird. Blickt man nicht vielmehr bewundernd auf den Mann, der es gut versteht, die Dumpfheit der Menge auszunutzen, der reiche Arbeitsmöglichkeiten aus dem Nichts hervorzuschaffen versteht? Nennt man nicht gerade ihn einen „tüchtigen Kaufmann"? Und trägt nicht unsere ganze Güterproduktion fast einen Zug von dem unbedenklichen Materialismus, von der gut disziplinierten Ideallosigkeit, die in diesem Beispiel gezeichnet ist? Die großen und kleinen Fabriken oder Handelshäuser, deren Arbeit in der Tat kulturfördernde Ideen zugrunde liegen, sind in ihrer Isoliertheit leicht zu erkennen. Sie bilden eine Sezession. Im allgemeinen pflegen Fabrikanten und Händler unter der Peitsche der Konkurrenz einander in Allem zu unter- und zu überbieten: in Quantität, Variabilität, Schnelligkeit und Wohlfeilheit; nur in den Fragen des idealen Selbstgefühls wird ein Wettstreit nicht versucht. Wir sehen, wie von der Kunstindustrie eine unendliche Fülle von Stoffen, Tapeten, Metallgeräten, Keramiken, Holzarbeiten, Stuckornamenten, Bijouterien, Bucheinbänden und an-

dern Dingen fabriziert wird, deren Handwerkswert gering, deren Kunstwert deprimierend ist. Es gibt eine ausgedehnte Exportindustrie, die viele Tausende von Arbeitskräften beschäftigt und in deren Machtgebieten freie Deutsche des zwanzigsten Jahrhunderts ihre ganze Kraft hergeben müssen, damit amerikanische Mestizen und afrikanische Negerweiber mit blümchenbunt bedruckten Kattunfetzen beglückt werden, damit Südseeinsulaner und Ostasiaten auf deutschem Markt renaissancelich verzierte Petroleumlampen wohlfeil kaufen können. Es werden in der Großstadt immer neue Theater gegründet, die Hunderten eine Existenz schaffen und wo es doch nur eines Blickes auf den Spielplan bedarf, um die Überzeugung hervorzurufen, daß in ihnen die Volksmoral und der gute Geschmack schändlich prostituiert werden. Und wir brauchen nur das moderne Zeitungswesen zu betrachten, um zu sehen, wie selbst auf diesen Gebieten geistiger Arbeit die zehrende, aber kaum anders als materiell mehrende Industriemoral Geltung hat. Diesem modernen Zeitungswesen gegenüber kann man nur noch von einer Literaturindustrie sprechen. Auch in diesem Falle sehen wir wieder erstaunliche technische Leistungen, einen bewunderungswürdig organisierten Nachrichtendienst und geistige Anstrengungen, die der edelsten Ziele wert wären. Eine ungeheure Summe von Intelligenz wird täglich dreimal in das Kleingeld des Tagesbedarfs um-

gewechselt und als winzige Scheidemünze unter das Volk verteilt. Dennoch reicht das wirklich Mitteilenswerte nicht aus für den Konkurrenzkampf um den Kunden; die Hälfte, zwei Drittel aller Zeitungswahrheiten sind darum Fälschung, Lüge, Verzerrung und Irrtum. Auch der geistige Arbeiter am Redaktionstisch ist in der Regel ein unter der Hungerpeitsche sich duckender Sklave. Mit feuriger Leidenschaft für alles Gute und Wahre tritt er ins Leben. Und was wird aus ihm? Eine hämische Intelligenz, eine ruchlose Geschicklichkeit die Dinge so anzusehen und zu beschreiben, wie es dem Geschäft nützt, eine halbe Erkenntnisfähigkeit, eine halbe Wahrheitsliebe, ein lakaienhaftes Machtgefühl, ein boshafter Ingrimm, eine von allem Idealen befreite Überheblichkeit und eine Geschäftsroutine, die alle geistigen und sittlichen Werte mehr oder weniger kaufmännisch begreift.

Der ganze Wirrwarr nervös überreizter Tätigkeit ist nur des Kunden wegen da. Der Kunde allein ist heilig. Ihn anzulocken, zu fesseln, ihn den Andern abzujagen, ihn zu überlisten, zu beschwatzen, sei es mittels der Lüge oder der Wahrheit, mittels des Guten oder Schlechten: das ist das eigentliche Arbeitsziel der Zeit. Die Kunst muß von ihrem göttlichen Geist hergeben, die Tugend ihre Moralformen, das Laster sein Raffinement, die Selbstsucht alle ihre bestialischen Leidenschaften: das Edle wie das Gemeine wird zur

Fronde gezwungen, damit Herr Omnis, der Kunde, gut bedient sei. Man wartet nicht einmal, bis dieser seine Bedürfnisse anmeldet, sondern suggeriert dem Konsumenten alle Tage neue Bedürfnisse, die dem Produzenten Profit verschaffen. Der Kunde wird verleitet, verführt, zu ungesunden, maßlosen Wünschen gereizt und wenn seinen niederen Trieben das Angebot dann jederzeit bereit ist, so nennt man das moderne Kultur.

So leben wir in einer Zeit, deren emsiger Intellektualismus, deren fatalistische Arbeitsenergie staunen machen und zugleich doch inmitten einer grauenhaften Schwindelkultur. Daß die Bürger dieser Zeit die Relativität und halbe Unsittlichkeit ihrer Tätigkeit nicht zugeben mögen, ist nur konsequent, denn sie müßten sich selbst sonst ja verneinen. „Um zu handeln und tätig sein zu können, muß eben jeder Mensch seine Beschäftigung für wichtig, für ersprießlich halten; daher es kommt, daß jeder Mensch, in welcher Lage er sich auch befinden mag, sich immer eine Ansicht vom Leben und Treiben der Menschen bilden wird, daß seine Beschäftigung ihm als bedeutend erscheinen muß". Da das Gewissen aber doch immer leiser oder lauter das kategorische „du sollst" flüstert, so wird diese Handlung der Selbsterhaltung zu einer entsittlichenden Lüge. Arbeiter, die sich nur wie Maschinenteile im wirtschaftlichen Daseinskampf automatisch bewegen, reden sich gewaltsam ein, sie handelten aus idealer

Überzeugung. Jeden Fabrikanten, jeden Händler, mögen sie den ärgsten Schund auch fabrizieren und vertreiben, findet man mit „heiligen Überzeugungen“ vor seinen Waren aufgepflanzt; und da der Teufel ein guter Logiker ist, lassen sich immer auch Gründe finden, um zu beweisen, was bewiesen werden soll. Dieser die Erkenntnis des Besseren hemmende Selbsttrug ist die natürliche Folge schlechter, idealloser Arbeit. Er vermauert uns die Zukunft, nachdem er die Gegenwart verdorben hat. Wir sehen die Arbeit, die bestimmt ist, den Menschen höchstes Lebensgefühl zu vermitteln, zu einer schrecklichen Volksverderberin werden. Oder der Arbeiter haßt seine Tätigkeit in der Fabrik, in der Werkstatt, in der Schreibstube, haßt jede Arbeit, die er dem „Kapitalisten“ leisten muß. Jeder Gedanke ist auf die wenigen Feierabendstunden gerichtet. Sie umschließen für den modernen Sklaven die Welt eigentlichen Daseins. Finde er es nun in den rohen und ungesunden Genüssen, die ihm auch wieder die Spekulation darbietet, in einem weltfremden Feierabendidealismus, in leidenschaftlicher Beschäftigung mit politischen Utopien oder in schöngeistigen Liebhabereien. Der Geschäftsmann geht mürrisch, verdrossen, mißtrauisch und nervös an seine Geschäfte und häuft ideenlos Geld auf Geld; er kennt keine andere Genugtuung als die täuschende Repräsentation, sei es im Hause als Gastgeber, im Restaurant als geehrter Kunde oder in

der Öffentlichkeit als Einer, der dazu gehört. Auch er muß seine Passionen außerhalb des Geschäftes befriedigen, weil er es in der Arbeit nicht kann. Man betrachte überall im Geschäftsleben die raubtierartigen Masken der im Kampf ums Dasein Siegreichen, die freudlosen, abgearbeiteten Gesichter der Dienenden, die verzweifelten Züge der Jünglinge, den frivolen Leichtsinn in den Mienen der zu erschöpfender, niederer Arbeit gezwungenen Mädchen. Wie ein Fluch liegt die Arbeit auf dem ganzen Volke.

So kommt es denn, daß diese ungeheure Arbeitsmenge dem Staate nicht bleibenden Nutzen bringt. Die Rechenexempel sind klar und einfach. Jeder Arbeiter, zum Beispiel, kostet den Staat eine bestimmte Summe. Auf den Kopf jedes Unbemittelten kommen bare Auslagen für den Volksschulunterricht, für den späteren Besuch der Fortbildungsschule, für den Unterhalt während der Militärzeit, für Alters- und Invalidenrente und für manches Andere noch. Diese Summe ist ein Anlagekapital, das unbedingt von dem so Ausgebildeten dem Staat wieder zurückgezahlt werden muß, wenn der Nationalwohlstand nicht leiden soll. Es kann nur zurückgezahlt werden durch mehrende Arbeit. Mehren tut nun aber auf die Dauer nur Qualitätsarbeit. Denn sie verschafft einer Nation das in der Völkerkonkurrenz durchaus notwendige Renommee, womit allein die besten

Teile des Weltmarktes erobert und sicher unterworfen werden können. Schlechter, wohlfeiler Arbeit sind stets nur Augenblickserfolge beschieden. Wer daran zweifelt, braucht nur die Geschichte zu befragen. Die Erfolge Frankreichs im achtzehnten, die Englands im neunzehnten Jahrhundert sind durchaus Erfolge der Qualität, nicht der Quantität. Der deutsche Staatsmann hätte vor allem vom modernen England zu lernen, daß Arbeitstüchtigkeit bar Geld, daß Qualität Nationalwohlstand ist. Solche Eigenschaften können aber nur dort sein, wo hinter der Arbeit allgemeine nationale, ethische Ideen stehen, wo ein Arbeitsideal den Einzelnen und die Gesamtheit auf ein höheres Kulturniveau hebt. Keine pädagogische Fürsorge kann helfen, wenn sie nicht den Zweck hat, in der nationalen Arbeit praktisch zu werden und kulturbildend zu wirken. Der Fehler Deutschlands ist es, daß der sorgsam genug vorgebildete, sehr intelligente Arbeiter, sobald er erzogen ist, unter seinem Werte, unter seiner Fähigkeit und Kenntnis beschäftigt wird. Wo er fähig wäre, die Qualität zu steigern, da wird er meist sklavisch benutzt, um große Quantitäten mittelmäßiger, schlechter oder doch rein materieller Werte zu produzieren. Er ist unter seinem geistigen Stand beschäftigt. Fähigkeiten aber zu entwickeln, die nicht genutzt werden, die zur Hälfte verkümmern müssen: das ist fast ein nationaler Selbstmord. Das züchtet den Geist der

Revolution. Die Lage der Dinge ist um so bedenklicher, als Deutschland längst aus seiner Rohstoffperiode heraus ist, als es nicht mehr so viel produziert, wie es selbst verbraucht und als es darum den importierten Rohstoff durch dessen Gestaltung, durch seine fabrizierende Bearbeitung bezahlen muß. Indem Deutschland sich nun bei dieser Tätigkeit aber an das Proletariat der ganzen Welt als an seinen Hauptkunden wendet, proletarisiert es unmerklich die Instinkte seiner Arbeiter, so daß es sogar in die Lage kommt, die beste Qualitätsarbeit nicht einmal für den eigenen Bedarf herstellen zu können. England und Frankreich müssen uns noch jetzt viele Dinge liefern, die vorzügliche Fabrikationsfähigkeiten erfordern, trotzdem der deutsche Arbeiter im Grunde besser vorbereitet ist als irgend ein anderer. Wir haben das Renommee einmal verloren und es wird lange Zeit noch vergehen, bis man uns auf den internationalen Märkten wieder gute vorbildliche Arbeit zutraut. Und es wird eines großen sittlichen Aufschwungs bedürfen, ehe wir den Franzosen, den Amerikaner, den gebildeten europäischen Bürger als Kunden gewinnen, wo wir jetzt noch für den Halbwilden arbeiten. Das Degradierende, das hierin liegt, der Widerspruch von innerem Wert und äußerer Stellung ist es, was den deutschen Arbeiter zum Industrieproletarier macht, was ihn zur Verzweiflung, zur Unzufriedenheit treibt, ihn zum demokratischen Verneiner und zum Feind einer

Gesellschaft macht, die den göttlichen Funken in seiner Seele nicht zu schätzen, nicht zu entfachen weiß.

Schlechte Arbeit zerstört die Traditionen, gute Arbeit knüpft sie immer neu. Ein Geschäft, dem eine rechte Idee zugrunde liegt, erhält sich durch Generationen; eine Gründung aber, die nur eine Zeitkonjunktur zu augenblicklichem Profit nutzen will, hat ausgelebt, wenn die Konjunktur vorbei ist. Da unsere Zeit eben diesen Augenblicksspekulationen gehört, erleben wir täglich Neugründungen, während der soliden alten Geschäfte täglich weniger werden. Wenn ein gewisses Kapital angehäuft ist, setzen sich die Geschäftsleute träge zur Ruhe; sie arbeiten nicht mehr für die Nation, sondern lassen diese vielmehr für den Zins ihres Kapitals sorgen. Immer seltener wird es, daß der Sohn vom Vater auch dessen Arbeit übernimmt und es sterben allmählich die stolzen Kaufherrendynastien aus, in denen sich die Arbeitstraditionen durch viele Geschlechter vererbten. Nur der Mangel sittlich idealer Berufsauffassung ist schuld hieran. Denn ausdauern tut nur das Geistige, das im tieferen Sinne sozial Notwendige. Und dieses ist immer auch das Vorteilhaftere. Es mag nicht gleich so hohe Gewinne abwerfen wie die Augenblicksspekulationen; aber es ist auch weniger dem Risiko ausgesetzt und den Schwankungen des Marktes. Denn ehrliche und tüchtige Arbeit hat ihre Ressourcen in den bleibenden

Bedürfnissen des Volkes. Sie trägt und erhebt Den, der sich ihr hingibt.

Nicht philiströse Beschränkung ist gemeint, wenn in dieser Weise von den sittlichen Arbeitsideen des Volkes gesprochen wird, sondern im Gegenteil eine Erhöhung über das jetzige Niveau noch, mit Hilfe phantasievoll denkender Willenskraft. Nicht dem John Gabriel Borkman gilt der Fluch, sondern den Gelderraffern, die im Grunde feig und unproduktiv sind. Auch der Wille zur Macht ist eine Tugend, ist es zuweilen dann noch, wenn er das Gesetzbuch nicht allzu ängstlich respektiert. Machtwille: das ist die Tugend selbst in einem frühen Stadium, auf einer Morgenstufe. Der Unternehmer, der diesem Willen folgt, der, für sich selbst bedürfnislos, eine gewaltige Macht in seiner Hand zu vereinigen strebt, mit Herrschergelüsten eine Herrschertätigkeit entfaltet und sein ganzes Volk in gewisser Weise revolutioniert und aufrüttelt, hat immer auch Tugenden des großen Kaufmanns. In ihm ist gestaltende Leidenschaft, er ist Künstler, sozialer Bildner, er dichtet mittels des Kapitals und ist ein Kulturführer so gut wie der Entdecker oder wie der siegreiche Feldherr. Ein höherer Charakter ist er, weil er sich einer großen Produktionsidee fanatisch opfert; und er ist im besseren Sinne selbstlos, auch wenn er viele Millionen für sich selbst anhäuft. Er allein verdient den Namen

Kaufmann, womit heute ein so arger Mißbrauch getrieben wird. Nie war es mehr an der Zeit, an Gedanken wieder zu erinnern, die Justus Möser vor hundertundfünfzig Jahren schon so ausgesprochen hat: „Billig sollten die Kaufleute überall von den Krämern unterschieden, für sie der erste Rang, für die Krämer aber der unterste nach den Handwerkern sein. Billig sollte jede Stadt zwischen Beiden die genaueste Grenzlinie ziehen und Keinen der Ehre eines Kaufmanns genießen lassen, der nicht für eine bestimmte Summe einheimischer Produkte jährlich außer Landes absetzte, oder für eine gleichfalls bestimmte Summe einheimische Fabrikaten mit rohen Materialien verlegte, oder auch sonst einen großen Handel von außen nach außen triebe ... Mit der Kaufmannschaft wäre sodann die höchste Ehre und Würde verknüpft; so wie im Gegenteil der Krämer von allen höhern Ehrenstellen in der Bürgerschaft völlig ausgeschlossen sein müßte ..." Fragt man nun, wodurch sich der wahre Kaufmann vom Krämer, der ihm heute von außen oft so täuschend ähnlich sieht, unterscheidet, so kann nur geantwortet werden: durch eine Unternehmungslust, die im Grunde ein schöpferischer Machtwille, die also ihrem Wesen nach ideal ist. Nur hierauf kommt letzten Endes alles an: ob der Geschäftsmann seine Arbeit aus materialistisch rechnendem Egoismus verrichtet oder aus sachlich gerichteter Passion. Die Arbeitspassion ist schlechterdings

immer kulturfördernd, möge sie dem ersten Blick auch rücksichtslos und unideal erscheinen. Es ist ein Kunstgriff der Natur, daß der Mensch sich mit höchster Leidenschaft nur für das Gute, das Starke, für das allgemein irgendwie Nützliche entflammen kann. Darum ist es immer Idealität, was den Kaufmann zu einem Pionier der Kulturentwicklung und Kulturausbreitung macht.

Wir sind im heutigen Deutschland nicht eigentlich arm an Persönlichkeiten, die ihre kaufmännische Arbeit in diesem Sinne als Passion betreiben, und ihren äußeren Beruf zu einem inneren machen. Ja, es ist sogar sehr deutlich in den kaufmännischen Erwerbsberufen eine Bewegung wahrnehmbar, die etwa den neuen Entwicklungstrieben unserer Kunst entspricht. Diese Bewegung geht immer aber noch von einzelnen Persönlichkeiten aus, nicht von allgemein sich erneuernden ethischen Berufsgesetzen. Die sozial so wichtige, überraschend großartige Entwicklung der Warenhäuser ist vorläufig noch das Werk Weniger; und wir verdanken es der Begeisterungsfähigkeit Einzelner, daß das neu emporblühende deutsche Kunstgewerbe sich merkantilisch zu organisieren und den deutschen Markt einheimischer Produktion zurückzugewinnen beginnt. Rechnet man alle Künstler, Schriftsteller oder sonstwie kulturell Interessierten ab, so bleiben in dem heftigen Kampfe der Kunstindustrie, der sich eben jetzt vor unseren Augen abspielt, als kaufmännische

Vertreter der neuen kunstwirtschaftlichen Energien, nur wenige Firmen übrig. Sie freilich beherrschen in gewisser Weise den Markt; wodurch dann einmal mehr bewiesen wird, wie sehr auch eine Arbeit, die geistige Bedürfnisse des Volkes verantwortungsfroh zu befriedigen strebt, die äußere Position stärkt[1]). Wer könnte verkennen, wieviel Gutes mit solcher Pionierarbeit schon eingeleitet worden ist und wer möchte nicht die Hoffnung pflegen, daß die Arbeit solcher sittlich überzeugten Kaufleute nichts ist als das Symptom einer Massengesundung! Ich kenne sehr wohl den Standpunkt, von wo aus man, ohne eine einzige Phrase zu machen, mit hoher Bewunderung von den Leistungen des deutschen Handels sprechen kann — sprechen muß. Braucht man doch auch

---

[1]) Als ein charakteristisches und erfreuliches Symptom seien hier einige Sätze wiedergegeben, die im Programm des „Deutschen Werkbundes“ neben andern sehr bemerkenswerten Äußerungen stehen. Der „Werkbund“ ist eine Vereinigung von modernen Nutzkünstlern und Gewerbetreibenden. „Eine selbstverständliche Voraussetzung für die Mitgliedschaft bei dem Deutschen Werkbund ist die eigene Bemühung jedes Mitglieds um die Förderung guter Arbeit. Der Künstler gebe sich nur mit dem Besten zufrieden und strebe nach jener inneren Vollkommenheit, die von Virtuosität ebensoweit entfernt ist, wie von geschäftlicher Routine. Der Hersteller verabscheue es, eine Arbeit zu liefern, die nicht das technisch Beste darstellt, das die Verhältnisse zulassen. Und selbst die nötige Anpassung an die gesunkenen Ansprüche eines lediglich dem Billigsten zugewandten Käufertums schließe das Streben nicht aus, die bestehenden Zustände soweit zu bessern, als es in der Kraft des Einzelnen gelegen ist. Als Käufer und Besteller aber muß es unbedingt Aufgabe eines Jeden sein, die Qualitätsforderung in allererster Linie selbst zu stellen.“

Namen wie Krupp oder Schichau nur zu nennen, um den Ruhm deutschen Unternehmergenies zu künden; es bedarf nur des Hinweises auf unsere das Ausland beherrschende chemische Industrie und auf die Güte deutscher Maschinen. Wo nur die mechanische Leistungsfähigkeit betrachtet wird, wäre in hohen Tönen von unserer Textilindustrie zu sprechen und von der erstaunlichen Entwicklung der Baugewerbe. Wir besitzen eine Reihe von Verlegern, die in ihren Verlagen kein Buch erscheinen lassen würden, von dessen literarischem Wert, von dessen nützlicher Wirkung sie nicht überzeugt sind, die ihre Bücher nicht auf den Markt hinaus lassen, ohne ihnen ein solides, ästhetisch reinliches und künstlerisch edles Gewand zu geben und denen die deutsche Literatur Bedeutendes verdankt, weil sie mittelbar die geistigen Arbeiter lebendig anzuregen und in Bewegung zu setzen wissen. Auch was sie leisten, ist eine ideale Kulturarbeit aus Passion, aus innerem Beruf. Sie nützen nicht die Schwächen des Publikums, sondern wenden sich an seine guten Instinkte und erziehen es, wo weniger Gewissenhafte es verderben. Wir haben Banken, die in einer stillen aber machtvollen Weise eine Handelspolitik treiben, woneben die politischen Kuren der Regierung nichtssagend erscheinen. Wo früher der Kaufmann der Pionier im Raum war und die Kulturgüter an ferne Küsten brachte, da kann man heute nach allen Seiten auf Unternehmer und

Händler weisen, die als Pioniere in der Zeit dastehen, und dem Volke die Bedürfnisse von morgen und übermorgen abzulauschen suchen. Sie sind ohne Zweifel da, wirken ringsumher das Gute, Neue, Schöne und zuweilen selbst das Große. Aber die höhere Idee ist wie gesagt immer doch nur an die Arbeit einzelner und im Verhältnis weniger Persönlichkeiten geknüpft. „Nur“ muß man sagen, weil das Prinzip in diesem Fall unendlich wichtiger ist als die Persönlichkeit. Denn das soziale Leben soll nicht vom Zufall abhängig sein, sondern soll einer festen Norm gehorchen. Wo Grundsätze in voller Lebendigkeit herrschen, da machen sie auch aus dem indifferenten Charakter in gewisser Weise eine Persönlichkeit. Prinzipien der Berufsehre können ein ganzes Volk charaktervoll und genialisch machen.

Und welche Summe niederer Erwerbsinstinkte steht der wahren merkantilischen Kulturarbeit doch gegenüber! Immer wieder hört man es resigniert sagen: „Ich allein kann nicht gegen den Strom schwimmen“. Bei unendlicher Tätigkeit ist die große Mehrzahl eigentlich passiv. Und ist in ihrer Passivität, in ihrer Einsamkeit, inmitten des tausendfältigen Gewimmels, sehnsüchtig doch nach Aktivität. Man hat die Sorgen der Arbeit und nicht ihre Wonnen. Schillers Glocke läutet nur ganz selten einmal so, daß das ganze Volk es hört. Und doch ist in diesem Volke die Arbeitsidealität nur mißleitet und unterdrückt, nicht aber ver-

schwunden. Was die allgemeine Arbeitssehnsucht möchte, und wie sie nach der großen Idee hungert, darüber belehrte uns vor kurzem ja erst der elementare Temperamentsausbruch, als das erste lenkbare Luftschiff in majestätischer Ruhe den alten Rhein hinunter flog, begrüßt vom ergriffenen Jubel Hunderttausender, von Flaggen und Böllern, begleitet vom Segenswunsch des ganzen, plötzlich auch innerlich einigen, deutschen Volkes. Die ganze Nation richtete glänzende Blicke zum Himmel hinauf, froh, das Auge einmal von seelentötender Arbeit erheben und im helleren Lichte baden zu können.

Der Erscheinungen, die das Problematische des modernen Geschäftsfleißes illustrieren, sind so viele, daß nur ein paar Hinweise gegeben werden können, wohin das Auge eben fällt. Zum Beispiel der, daß der allgemeine Merkantilismus Hand in Hand geht mit einer allgemeinen Volksverdummung und Massenbürokratisierung. In den Großstädten kann es zuweilen scheinen, als seien die Deutschen eine Nation von Handlungsgehilfen geworden. Da wir im Zeitalter des Welthandels leben, muß man die Handelsstimmung der Zeit natürlich gelten lassen; zu starker Opposition aber zwingt die allgemeine Auffassung kaufmännischer Berufstüchtigkeit. Als guter Kaufmann gilt heute, wer ein bestimmtes Kapital so umtreiben kann, daß es sich vermehrt, oder wer die schematische

Kontorarbeit gut beherrscht. Wenig nur wird Wert auf genaue Branchekenntnis gelegt. Dem Kapitalisten gilt es im Grunde gleich, ob er ein Weißwarengeschäft gründet oder ein Galanteriewarenlager; und der Kommis geht vom Bankhaus ins Kontor eines Möbelgeschäfts und von da in ein Lotteriebureau. Spekulation und Schreibarbeit: darauf ruht der Merkantilismus im wesentlichen. Nun kann aber auch im Handel sehr wohl eine Art von mittelbar fabrizierender Tätigkeit ausgeübt werden. Der Händler kann dem Handwerk und Gewerbe in gewisser Weise direkt angehören, wenn er grundsätzlich bei einer Branche bleibt und diese von Grund auf kennt. Es ist zu fordern, daß alle Geschäftsleute, die Chefs ebenso wie ihre Angestellten, die Herstellungsweise, den Charakter, die Güte, die Nützlichkeit Dessen, womit sie handeln und das sie als Zwischenhändler verbreiten, genau kennen, daß sie durch die Fabrik durchs Handwerk, durch die Industrie, durch die Werkstätten der Praxis gehen, bevor sie ins Kontor gelangen, daß das Interesse für Das, dessen Vertrieb ihnen Lebensunterhalt gibt, obligatorisch wird, wo dem Buchhalter oder Korrespondenten jetzt in vielen Fällen die Waren, worüber sie Buch führen und Briefe schreiben, während seiner ganzen Tätigkeit nicht ein einziges Mal vor Augen kommen. Wäre unsere Kaufmannschaft in dieser Weise allgemein gebildet, so stünde sie bei Krisen und Katastrophen nicht gleich ratlos da.

Heute steht es so, daß Kenntnisse und Fähigkeiten dem Kaufmann, der sich selbständig machen will, bei weitem nicht so nötig sind, wie das Grundkapital. Eine grausame Erläuterung der Konsequenzen gaben uns jüngst erst die vernichtenden Erdbebenereignisse in Sizilien. Die schwersten Verluste erlitten dabei Kaufleute; denn sie verloren mit dem Haus, dem Warenlager und den Handelsbeziehungen schlechterdings alles. Die Handwerker konnten auswandern. Sie finden Arbeit und Verdienst überall; denn sie tragen ihr Kapital: ihre Arbeitsfähigkeiten, bei sich, wo immer sie sind. Der Kaufmann aber ist heute ohne Beschäftigung und Kapital gleich ein Proletarier, weil er nicht die kleinste Fabrikationsfertigkeit zu erwerben angehalten wird.

Ausführlicher als es im Vorübergehen geschehen ist, müßte nun eigentlich noch von der Presse gesprochen werden. Von dieser Großmacht, deren Einflußsphäre gewaltig, deren Wirkungsmöglichkeiten unabsehbar sind, die eine ungeheure Gewalt gebrauchen kann, wie's ihr gefällt und die sich so oft der sittlichen Forderung verschließt, um sich äußeren Mächten: dem Kapital, den Parteien, der Regierung knechtisch hinzugeben, die schmeichelt, wo sie erziehen sollte, ohne Besinnen zu den Mitteln der halben und ganzen Lüge, der Verleumdung oder des Totschweigens greift, wenn dem Geschäft materielle Schädigung droht. Es ist von den Pseudoidealismen der immer dem

nächsten Profit nachrennenden, auf Gedeih und Verderb wirtschaftenden Spekulation zu sprechen, die uns gewissenlos die Städte verbaut, bis ihre scheusälige Häßlichkeit Ekel einflößt, das Wohnbedürfnis der Massen rücksichtslos ausnützt, immer nur von heute bis morgen denkt, die Gesundheit der Nation mißachtet und das reinlich ästhetische Empfinden in barbarischer Weise durch einen ekelhaften Reklameunfug überall mißhandelt. Es ist die Frauenbewegung zu nennen, die immer noch unsere Töchter verführt, sich einer zurzeit unausweichlichen aber schädlichen sozialökonomischen Konstellation mit fast religiöser Inbrunst hinzugeben. Das Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist zu betrachten und wie der natürliche Interessengegensatz Beider niemals mehr durch gemeinsame Arbeitsfreude gemildert wird; wie eine schreckliche Ernte vielmehr ringsumher aufsprießt, weil immer nur der Haß und die profitgierigen Machtgefühle die Aussaat besorgen. Es ist darauf hinzuweisen, wie die Staatsregierung ohnmächtig ist gegenüber dieser wilden Jagd nach dem Erwerb und wie von ihr um so dreister und lauter Hilfe gefordert wird, je weniger die Fordernden willens sind, dem Staate im höheren Sinne zu dienen. Und es könnte von einer ganzen Moral materialistischer Schwäche gesprochen werden, die eine ewige Kriegsfurcht mit armen Phrasen zu verklären sucht und einen unnatürlich übertriebenen Nachdruck auf die Grundsätze von Treu und Glauben

zu legen gezwungen ist, weil in einer Zeit, wo die Erwerbsschwierigkeiten Alle zu Feiglingen machen, die Eigentumsvergehen vom Gesetz, im Verhältnis zu anderen Verbrechen, unnatürlich streng bestraft werden müssen. Aber es wäre ein Buch zu schreiben, wenn die charakteristischen Entartungsmerkmale nur registriert werden sollten.

Wie ernst dieser Arbeitsmaterialismus zu nehmen ist, beweist auch die Erfahrung, daß ein übler Erwerbsgeist die akademischen Berufe mehr und mehr zu infizieren beginnt. Mit Recht spricht man zum Beispiel von einer Amerikanisierung unserer Universitäten. Die Jünglinge fragen sich heute nur selten noch, wenn sie die Fakultät wählen, ob sie den Beruf des Arztes aus einer inneren Leidenschaft zum Heile ergreifen, ob sie Richter werden wollen aus Liebe zur Gerechtigkeit und Geistliche aus wirklich lebendiger Frömmigkeit; sie sehen weniger auf ihre Talente und Neigungen als vielmehr darauf, welches Studium ihnen, bei einem gewissen Aufwand von Studiengeldern und mit Rücksicht auf ihre äußern Umstände am schnellsten, am sichersten oder am reichlichsten ein Einkommen sichert, welches die beste Karriere verbürgt. Ein Student aus wohlhabender Familie, der aus innerem Trieb Philologie studiert, muß den Einwurf hören: „das hätten Sie doch nicht nötig, Sie könnten doch Jurist werden."

„Brot ist das einzig Universelle
unserer Universitäten. —
Das reimt sich nicht, ist aber doch wahr,
und wer's nicht glaubt, dem wird's mit der Zeit klar."

Diese Glosse Hoffmanns von Fallersleben ist heute dem Zweifel ganz entrückt. Der wirtschaftliche Erhaltungskampf ist mit grausamer Härte auch innerhalb der von Natur edlen akademischen Berufe entbrannt und hat auch dort, in demselben Maße wie er um sich griff, die lebendige Standesidealität und Berufsethik zersetzt. Es kommt, da alle Berufe überfüllt sind, zu der lächerlichsten Arbeitsteilung; Keiner vermag bald mehr das Ganze zu übersehen, Jeder hält Teile in der Hand, ohne ein geistiges Band darum schlingen zu können. Auch der Mann der Wissenschaft wird zum mechanischen Arbeiter. Man lese nach, was Schopenhauer schon von Denen sagte, die nicht für ihren gelehrten Beruf leben, sondern von ihm. Und man blicke gleich dann auch auf das Gebiet der Kunst hinüber, wo ganz ähnliche Verhältnisse herrschen, wo wir eine staatliche Beamtendressur sehen, die nie nach Talent und Neigung, sondern nur nach den Examina, nach gesellschaftlicher Stellung und nach prüfbaren Beamtentugenden fragt. Da dieses materialistische Treiben unter den Augen und unter Assistenz des Staates vor sich geht, so ist die Kunst in höchst offizieller Weise kaufmännisch entartet. Derselbe Irrtum, der den Geschäftsmann verführt,

von Arbeitsidealität zu reden, wenn er staunend das Anwachsen des statistischen Zahlenreihen und die riesige Ausdehnung der Arbeitsgebiete sieht, läßt Künstler und Gelehrte die Quantität fortgesetzt mit der Qualität verwechseln und annehmen, wir hätten große Kunst und wahre Kultur, weil überall, in jedem Winkel unserer demokratischen Zivilisation, Kunst- und Kultursplitter wie Schutt umherliegen.

Da bei solchem Tun das tiefere Selbstgefühl, das sich an der Berufsehre kräftigt, zugrunde geht, muß notwendig ein neues, ein äußerlich unterscheidendes Selbstgefühl entstehen. Während darum das demokratische Zeitalter sich ängstlich bemüht zeigt, die trennenden sozialen Schranken niederzulegen und den Arbeitsmarkt Allen gleichmäßig zu öffnen, werden zur selben Zeit neue Schranken unverdrossen aufgerichtet. Die Vertreter verschiedener Berufe dünken sich einander überlegen und blicken hochmütig aufeinander herab. Der Jurist schätzt den Philologen gering, der Gardekavallerieoffizier den Artillerieleutnant, der Korpsstudent den Burschenschafter, der Kaufmann den Handwerker und der Handwerksgehilfe den ungelernten Arbeiter. Es ist im Volke noch genau die Summe von Aristokratismus enthalten wie zur Zeit zünftlerischer Beschränkung; nur äußert sich jetzt als zersetzendes Vorurteil, was früher organisierend und produktiv wirkte. Vom Berufsvorurteil, das sich auf den Fundamenten

materieller Vorteile erhebt, bis zum Besitzvorurteil ist es dann nur ein Schritt. Das Geld, das Eigentum und die damit verbundene Macht wird zum Wertmesser des gesellschaftlichen Ansehens. König ist allein noch der materielle Erfolg. Darum strebt denn Jedermann nach Reichtum, so fürchtet Jeder denn die Armut wie eine Schande. Oder man sucht doch den Schein der Wohlhabenheit. Niemand mag mehr Sparsamkeit üben, weil sie nur Dem leicht fällt, der Ideale hat, Dem aber unerträglich schwer, der sich auf Genüsse angewiesen sieht, die bar erkauft sein wollen. Es fehlt das sittliche Selbstbewußtsein, das dem Armen das Geld nicht als höchstes Gut erscheinen, das dem Reichen seine Güter nur als relativ empfinden läßt. Der arme Schatzgräber unserer Tage keucht bei seiner unheimlichen Dunkelarbeit in Not und Gier: „Armut ist die größte Plage, Reichtum ist das höchste Gut!“ Aber ihm erscheint nie der schöne Knabe mit dem „Glanz der vollen Schale.“ Wenn es noch die Besten wären, denen es gelingt, reich und damit mächtig zu werden! Aber im Wirbel des Materialismus kann es natürlich nur den Materialistischen gelingen, den Emsigen, Klugen, Phantasielosen und Unbedenklichen, ganz selten aber nur den Denkern und Erfindern, den Phantasievollen und Gerechten. Die Rasse wird durch diese Art der Auslese vielleicht gescheiter, genauer und methodischer im Denken, aber sie verdummt in einer beschämenden Weise in Allem,

was Gefühl und synthetischen Sinn erfordert. Und dies ist dann die Erklärung dafür, weshalb wir den stupidesten Dilettantismus in Politik und Kunst, in allen Dingen, die Universalismus fordern, herrschen sehen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Zeiterscheinungen im Geiste Derer, die sich besonders schmerzlich davon berührt fühlen, Reaktionen hervorgerufen haben. Dem Überdruß Sensibeler verdanken wir darum manchen Weltverbesserungsplan, manche Zukunftsprophezeiung. Immer wieder werden Grundrisse für Zukunftsstaaten entworfen oder sonstige Utopien ersonnen. Doch sind das immer mehr oder weniger Ideen schwächlicher Romantik, die die Dinge sieht, wie der Wunsch es will, nicht wie die Wirklichkeit es als möglich zeigt. Nicht auf die Verneinung der Zeit und Lebensenergien darf eine Kritik des Bestehenden hinauslaufen, sondern nur auf eine Bejahung über den jetzigen Übergangszustand hinaus. Nicht Verarmung darf das Ergebnis der notwendigen sittlichen Vertiefung sein, sondern eine innere Bereicherung, die auch zu einer äußeren zu werden vermag. Vertiefung kann niemals hemmend wirken. Sie vereinfacht freilich; aber nur weil sie das an sich Verwandte zusammenfaßt und Kraftvergeudung vermeidet, weil sie an Intensität gewinnt, was an Mannichfaltigkeit verloren gehen sollte. Als Ziel einer konsequenten Ethisierung des

Erwerbsgeistes dürfen Einem Gewohnheiten altväterischer Enge nicht vorschweben.

Ziel einer lebendig begriffenen Modernität muß es vielmehr sein, aus den gegebenen neuen Zuständen noch weit monumentalere Konsequenzen zu entwickeln, als es bisher geschehen ist. Es gilt, um einige Punkte flüchtig nur zu berühren, den wie ein Schicksal auftretenden Großstadtgedanken synthetisch zu vollenden, dergestalt, daß die City ausschließlich zur Arbeitsstadt wird, daß zum Wohnen aber ein breiter Gürtel von frei und offen in die grüne Natur hineingebauten Vororten geschaffen wird, eine Zone, rings um die gemeinsame Arbeitsstätte, von zentralisierten aber doch selbständigen kleinen Wohngemeinden, wo der Großstädter bequem und gesund seinen langen, durch eine Tischzeit nicht verkürzten Feierabend genießen kann, wo seine Kinder natürlicher als bisher aufwachsen können, wo jeder Bürger endlich wieder zum Besitzer eines Stückchens eigenen Bodens wird und wo die Früchte moderner Großstadtzivilisation als Kulturgüter genossen werden können. Es gilt das moderne Genossenschaftswesen mit kühner Konsequenz zu entwickeln und von neuem mächtige Berufs- und Interessenorganisationen zu schaffen, die den heute grassierenden frechen Subjektivismus aller Einzelnen unterdrücken, indem sie jeden Arbeiter großen Gemeinsamkeitsideen unterordnen, ihn in Reih und Glied stellen und

ihn dadurch erst in höherem Sinne frei und zu einer Individualität machen. Anstelle der Herrschaft der Aktie ist der Wille sich demokratisch frei Vereinigender, freiwillig sich umfassenden Arbeitsideen Unterwerfender zu setzen und so ist ein neues, großartiges Zunftwesen in Erscheinung zu rufen. Ein Zunftwesen, das sich auf den Ideen des Trust aufbaut und das aus dem Wirtschaftsleben die willkürlich handelnde Spekulation verdrängt; das, zum Beispiel, den einzelnen Bauunternehmer von umfassenden Baugesellschaften vertilgen läßt, von Baugesellschaften, deren erste Aufgabe es ist, die abscheuliche Übergangsarchitektur unserer Großstädte glatt zu rasieren, die sodann auf eine vernünftige Bodenreform hinzuwirken und endlich eine neue, uniforme, blockweis, straßenweis bauende charaktervolle Großstadtarchitektur zu schaffen, die den Architekten die Last der Bauherrnrolle abzunehmen und ihn dafür, als freien Angestellten großer Verbände, der Kunst zurückzugeben haben. Unsere Zeit verlangt die große Organisation auf allen Gebieten; anders sind die Interessen der vom Weltverkehr verknüpften Millionenvölker nicht zu ordnen. Die Zukunft wird eine Zeit riesiger Monopolisierungen sein, seien diese nun staatlicher oder privater Natur. Was im Anfang zur Familienwirtschaft trieb, was dann zur Stadtwirtschaft sich ausweitete, das ist in der neuen Zeit ein allgemeiner Zwang zur Weltwirtschaft geworden. Was im Altertum die Fa-

milie, was im Mittelalter die Stadt waren, das ist nun das ganze Land; und wie einst die Städte eines Landes zueinander standen, so stehen jetzt die ganzen Länder zueinander. Diese Weltwirtschaft ist ein Schicksal, das durch nichts aufgehalten werden kann. Die stark betonte Nationalisierung in den einzelnen Ländern und in der Folge dann der Drang zum Imperialismus, — der nichts ist als eine Vollendung des demokratischen Zeitgedankens —: das sind nur natürliche Konsequenzen der Weltwirtschaft. Die Nationen schließen ihre Volksteile politisch so fest zusammen, um als in sich ruhende Einheiten den zersplitternden Tendenzen der Weltwirtschaft gewachsen zu sein; geradeso, wie die Städte des Mittelalters einst durch ihren Handel sich ihrer Individualität erst ganz bewußt wurden. Was in diesen Städten des Mittelalters, der Hansa, die Zünfte waren, das werden in den wirtschaftlich organisierten modernen Kulturländern die Genossenschaften, die Trusts sein. Ohne monumentale Gruppenbildung ist die Entwicklung der Weltwirtschaft unmöglich. Die Zeit verlangt mit eben derselben Logik, wie sie Arbeitergenossenschaften in den verschiedenen Berufen will, auch nach Arbeitgebergenossenschaften; der Konkurrenzkampf muß mit innerer Notwendigkeit den Zusammenschluß, den Trust in allen Verhältnissen hervorbringen. Das heißt: die Zeit will eine neue Machtgruppierung, eine neue Organisation der

wirtschaftlichen und sozialen Energie. Die Unkultur unserer Zeit besteht eben darin, daß die Macht zersplittert, daß sie an Alle unordentlich verteilt und nicht organisiert ist. Die Macht neu zu organisieren: das ist die Aufgabe der Zeit. Denn organisierte, bewußt gewordene Macht ist Kultur und ihrem Wesen nach ideal, weil sie ohne Verantwortlichkeitsgefühl nicht existieren kann.

Man sieht: nicht durch romantische Rückblicke, sondern eben durch die konsequente Entwicklung der in der Zeit schon ruhenden Energien und Tendenzen gelangt man zum Glauben an jenen allgemeinen nationalen Arbeitsidealismus, der die Kraft, Reichtümer zu erwerben, in sich schließt Eine Kraft, die, nach einem guten Wort Liszts, viel wichtiger ist als der Reichtum selbst. Nicht ein Gedanke soll zur Utopie hinüberschweifen, mit keinem Schritt braucht der Boden des historisch Gewordenen verlassen zu werden. Aber diese große soziale Umgestaltung und Neugestaltung kann nur kommen, wenn die Menschen in ihrer Mehrzahl sich entschließen, nur noch Arbeit zu leisten, die sie achten und lieben können und Das, was sie müssen auch frei und stark zu wollen. Der Mensch ist das Wesentliche; solange er sich nicht veredelt, nutzt kein von außen kommender Beglückungsversuch. Ihm Veredelungsmöglichkeit zuzutrauen, ist aber keine Utopie, weil in jede Seele von der Natur der Keim des Edlen und

Vernünftigen gelegt ist. Ja in jede Seele ist sogar ein stilles Bedürfnis nach Arbeitsidealität gelegt. Eben darum, weil der Drang zum Vollkommenen allgemein ist, müssen die Fragen einer Ethisierung der Arbeit Gegenstand volkswirtschaftlicher Betrachtungen sein. Das Rechtsgefühl und dessen Ausdruck, das Gesetzbuch, werden von den herrschenden Arbeitsideen determiniert; unter den Einflüssen der Arbeitsidealität steht die innere und äußere Politik; sie stellt den Bürger über den Beamten und macht den rechten Kaufherrn dem Manne der Wissenschaft gleich; sie stärkt Handwerk und Kunst, macht den Lohnarbeiter intelligent und frei und erzeugt eine neue bürgerliche Aristokratie. In allen Verhältnissen wirkt sie das lebendig Konservative.

Und Jedermann ist höherer Arbeitsideen fähig; denn es gibt keinen Menschen, der nicht für eine bestimmte Tätigkeit mit bestimmten Anlagen und Neigungen geboren wäre. „Ein Volk von Genies" sind die Deutschen schwärmend genannt worden. Nie waren sie es weniger als heute; denn das Wort kann nur wahr werden, wenn Jeder seine Arbeit so verrichten lernt, daß er in einem Punkte wenigstens Meister genannt zu werden verdient. Das ist aber nur möglich, wenn er mit Arbeitsgenossen ein höheres Ziel gemein hat. Wir brauchen nicht sowohl Ringe von Fabrikanten und Händlern, worin immer nur vom Minimalpreis und von Händlerverdienst die Rede ist, nicht kümmer-

liche Zwangsinnungen und zufällige Berufsverbände, sondern freie und mächtige Gilden, die über die Arbeitsehre ihrer Mitglieder wachen, mittels der Gewalt von Berufskonventionen Ehren verleihen und strafen können, mit einem Verruf das unwürdige Mitglied schärfer treffen, als es heute das Strafgesetz kann, und dem würdigen das Standesgefühl zu edelster Produktivität entflammen. Nicht immer neue wirtschaftliche Freiheiten brauchen die Lebenden — sie haben, im Gegenteil, eher zuviel davon —, sondern vor allem jetzt selbstgewählte soziale Beschränkung. Der Stolz auf eine freche, verlogene Herrenfreiheit kleiner Krämernaturen hat der Lust am Dienen, dem Trieb sich helfend einem größeren Ganzen hinzugeben, zu weichen. Innerhalb dieser neuen Ganzheiten aber tut Selbsthilfe not, die so zu organisieren weiß, daß der Berufsverband als eine geschlossene, sich selbst durch Konventionen regierende Macht im Staate dasteht. Dem ungeheuren, höherer Ideen aber so sehr bedürftigen Tätigkeitsdrang unserer Tage muß man ins Gedächtnis rufen, wodurch Immermanns nach der Natur gezeichneter „Hofschulze“ seinem bäuerlichen Stande eine regierende Gewalt zu verleihen wußte und in welcher Art er von dem Einen, worüber er sich zum Herren gemacht hatte, weise aufs Ganze schloß: „Wenn nun da draußen sich auch Jedermann lernte auf sich verlassen, und stellte sich zusammen mit seines-

gleichen, der Bürger mit dem Bürger, der Kaufmann mit dem Kaufmann, der Gelehrte mit dem Gelehrten, und auch der Edelmann mit dem Edelmann, und machten ihre Sachen mehrenteils untereinander ab, . . . so müßte es eine ganz herrliche und kostbare Wirtschaft geben. Denn die Menschen wären dann nicht immer wie die dummen Kinder, die immer schreien: Vater! Mutter! wenn sie einen Augenblick allein sind, sondern gleichsam ein Fürst wäre Jeder bei sich zu Hause und mit seinesgleichen. Dann wäre auch erst der König ein recht großer Potentate und ein Herr sondergleichen, denn er wäre der König über vielmalhunderttausend Fürsten." —

Selbst ein kühler Kopf wie Wilhelm Roscher läßt das ganze System seiner nationalökonomischen Betrachtungen in der Versicherung gipfeln, daß „noch kein religiös und sittlich tüchtiges Volk, solange es die höchsten Güter bewahrte, aber freilich auch nur so lange nicht, verfallen ist". Und das eben hat sich der Deutsche dieser Zeit zu fragen: ob er im merkantilischen Wettbewerb um die Arbeits- und Warenmärkte der Welt von seinen höchsten Gütern schon Unersetzliches geopfert hat. Die nächsten Jahrzehnte müssen die Antwort bringen. Das Vertrauen zum gesunden Selbsterhaltungsinstinkt unseres Volkes hofft, daß diese Schicksalsfrage wird verneint werden können. Und geschehe es auch

erst nach schrecklichen, männermordenden Schlachten, daß uns die Göttin des Kriegs, sei es nach Siegen oder nach Niederlagen, mit dem unverwelklichen Kranze höherer Gesittung wieder schmückt.

DIE GEBILDETEN

Halbbildung führt zum Selbstmord.

Ich weiß nicht, von wem diese lapidare Formulierung stammt; aber ich erinnere mich des starken Eindrucks, den sie beim ersten Hören auf mich machte, weil sie mir zugleich durch ein aufregendes Erlebnis dramatisch kommentiert wurde. Ein Jugendfreund schoß sich eine Kugel in den Kopf, weil er sich mit einer wirren Bildungslast beschwert hatte, die er auf die Dauer nicht zu tragen vermochte. Er hatte starken Bildungshunger; aber sein Kopf war mittelmäßig, sein Herz nicht stark, sein Wille nicht durchaus rein und es fehlte ihm der einsichtige Berater. Das abstrakte Leben, das er gierig aus Büchern schöpfte, war stärker als seine jugendliche Vitalität. Zwei Leben sah der Unglückliche vor sich: das festtägliche der Bücher und das profane in der Werkstatt der Wirklichkeit; und er begann vom Idealen und Realen zu sprechen, als von unüberbrückbaren Gegensätzen. Schließlich fand er keinen Ausweg mehr; „Balsam ward ihm zu Gift, aus der Fülle der Liebe trank er sich Menschenhaß“. Sein Selbst entglitt ihm und er richtete die Waffe gegen sich, wie gegen den ärgsten Feind. Aber der Schuß war nicht tödlich, und nach einigen Wochen kehrte der Ärmste zu seiner Berufsarbeit zurück. Was nun aber schlimmer war als der Versuch sich zu töten: fortan vergaß er alle seine höheren Be-

strebungen, haßte heimlich seine alten Ideale, wurde ein peinlich korrekter, selbstgerechter Mensch, der sich nach außen mit der einst erworbenen Halbbildung drapierte, und entwickelte sich schnell zu einem materialistisch und selbst gemein dahinlebenden Allerweltsphilister, dem es nicht an höhnischer Bösartigkeit fehlte. Mit häßlicher Feindseligkeit wurde die alte Jugendfreundschaft zerbrochen.

Dieses Schicksal ist mir immer ein wenig symbolisch erschienen. Zu Ähnlichem werden heute Viele getrieben, weil sie der Halbbildung gar nicht ausweichen können, weil auf den Geist selbst der Schwächsten die tote Last eines die Lebensfreude erdrückenden Wissens gelegt wird. Freilich ist es, sogar in diesen Jahren schrecklicher Schülerselbstmorde selten, daß Jünglinge sich in der durch das Mißverhältnis von Wissen und Verstehen, von Lernen und Begreifen, von Idee und Wirklichkeit erzeugten Verwirrung zum Sterben so leichtherzig anschicken, als ginge es zum Schlaf einer Nacht. Dafür aber grassiert um so stärker der geistige Selbstmord, der die Seele tötet und, an Stelle frohen Lebensgefühls, gemeinen Materialismus, korrekte Selbstzufriedenheit oder eitle Selbsttäuschung setzt. Es ist die offizielle Halbbildung, die der Staat heute von seinen vornehmsten Bürgern fordert, womit ein großes, reiches, arbeitsames und im Kern gutes Volk gegen sich selbst wütet. Was heute die Schule, die Gesellschaft,

der Beruf an äußeren Kenntnissen fordern, ist, in all seiner abstrakten Einseitigkeit, so unnatürlich vielfältig, daß nur die Stärksten und Klügsten den Anforderungen ohne dauernden Schaden genug tun können. Und selbst sie werden nutzlos verwirrt, verlieren kostbare Jugendkraft und brauchen lange Zeit, um kritisch zu überwinden und wieder abzustoßen, was ihrer jugendlichen Empfänglichkeit und Unerfahrenheit gewaltsam oktroyiert worden ist. Der normal Veranlagte sieht sich durch die Bildungsforderungen in der Entwicklung gerade Dessen gehemmt, das für ihn und für die Allgemeinheit den meisten Wert hat: in der Ausbildung der freien Anschauungs- und Beurteilungskraft; seine Seele verkrüppelt, er macht einmal mehr aus der Not eine Tugend, preist als Reichtum, was pure Armut, als Freiheit, was niedrige Dienstbarkeit ist und wird so, ohne es zu wissen, zum Apostel schädlicher Zeitlügen. Geradezu gebrochen wird aber der geistig Schwache. Im besten Fall zeigen sich bei ihm die Wirkungen des lächerlichen Bildungsdrills als eine Art partiellen Wahnsinns; oder er weist die an ihn gestellten Zumutungen brutal zurück und wird zu einem Hasser aller Bildung überhaupt. Da alle Bürger dieser Zeit, alle Stände und Berufe mehr oder weniger vom modernen Bildungswahn infiziert sind, sehen wir überall toten Schematismus, sich spreizende Selbstgerechtigkeit, falschen Idealismus, eigensinnige Prinzipienreiterei, kurz, den

seelischen Tod, trotz aller intellektuellen Akrobatenkunst.

Bis vor wenigen Jahrzehnten noch wurde das Kind unmerklich und darum nur um so nachdrücklicher zu dem Grad von Bildung hingeleitet, dessen es in seinem Stande, für einen bestimmten Beruf bedarf. Eine traditionell anerkannte soziale Organisation sorgte dafür, daß Standeskonventionen, Berufsüberlieferungen und Familienkultur zu den wichtigsten aller Erziehungsfaktoren wurden. Der junge Adelige lernte das Beste seiner Lebensbildung nicht auf der Schulbank, sondern es flog ihm in der Atmosphäre der Kinderstube von selbst zu; ihm brauchte die Bildung und Gesinnung, die ihm als Soldaten oder Staatsmann nötig war, nicht eingedrillt zu werden, denn er atmete sie ein mit der Luft des Elternhauses. Ebenso bildete ein im Hause des Kaufmanns alles erfüllender Berufsgeist von früh an die Söhne und Töchter zu großbürgerlicher Gesittung; es determinierte ein selbstsicherer Handwerkssinn das Denken, Wissen und Meinen der Kinder im Hause des Handwerkers; und der Bauer übertrug, ohne alles pädagogische Bewußtsein, nur durch die Kraft seiner lebendigen Lebensform, auf seine ganze Umgebung den tiefen Sinn seiner Existenz und die soziale Stimmung seiner Berufsideen. Die Menschen lernten damals, was keine Schule lehren kann; sie waren gebildeter im rechten Wortsinn, weil sie fest im begrenzten Kreise wurzelten und

zur Tüchtigkeit in Einem strenge angehalten wurden. Wer aber Eines ganz beherrscht, der hält immer auch einen zuverlässigen Maßstab für das Ganze in Händen; zu seiner Tätigkeit drängt sich, wie zu einem Symbol, alles Leben. „Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung, als Halbheit in Hundertfältigem.“ Besser als heute verstanden einander die Stände und Berufe, weil jeder das Selbstgefühl hatte, das eine produktiv machende Bildung gibt, sei sie noch so eng umzirkelt; und im gegenseitigen Geltenlassen erst reifte der Geist sozialer Kultur. Es gab mehr Analphabeten und viel weniger Kenntnisse als heute; aber es gab trotzdem mehr Bildung.

Denn was heißt gebildet sein? Doch gewiß nicht, eine Summe wohlassortierter Kenntnisse aufspeichern und sich eitel mit neuesten Erkenntnissen drapieren. Die werden die Enkel schon in der Fibel finden. Was das schöne Wort Bildung umschreibt, kann man nicht auswendig lernen; man muß hineinwachsen. Sich bilden heißt, die leicht ins Grenzenlose zerfließenden Instinkte und Gedanken in eine Form des Bewußtseins zwingen, heißt lebendig wachsen „nach dem Gesetz, wonach du angetreten“, nach der Naturbestimmung, der man nicht entfliehen kann und dem höheren Drange genug tun, den die Natur in Jeden gelegt hat. Rechte Bildung macht, während sie erworben wird oder doch bald danach, Schritt um Schritt produktiv; sie ist ein Sammeln von Bestätigungen

für vorhandene Ahnungen, ein frohes Jasagen bei jeder neuen Erkenntnis, als hätte man diese längst schon im Gefühl getragen. Gute Erziehung kann nichts anderes tun als auf Das hinweisen, wonach der Schüler leise oder laut fragt, wofür er innerlich reif und bereit ist; sie ist nicht ein gewaltsames Vollstopfen mit Lehrsätzen, Tatsachen und Worten. Wer sich bildet, der denkt und erfährt noch einmal die in der Geschichte niedergelegte Menschheitserfahrung. Wie das Embryo in dem Zeitraum vom Tage der Empfängnis bis zur Stunde der Geburt die Phasen gewissermaßen symbolisch repetiert, die der menschliche Organismus in hunderttausenden von Jahren durchmachen mußte, bis er wurde, was er ist, so geht jeder Menschengeist, während er sich zur Selbständigkeit entfaltet, zur Hälfte unbewußt, durch viele Phasen der Menschheitsempirie. Und das Fazit dieses Abwandelns der Welterfahrung, dieser Bewältigung und Unterwerfung der Vergangenheit: das ist die eigentliche Bildung. Ihre Aufgabe ist es, die Persönlichkeit bei jedem Schritt mit sich selbst bekannt zu machen und dadurch die Leistungsfähigkeit zu steigern; sie macht sehend, weil sie das Individuum zwingt, die innere und die äußere Welt fortwährend miteinander zu vergleichen. Niemals darf Bildung Selbstzweck sein, immer nur Stufe und Mittel zur Selbständigkeit; niemals darf sie des Schmucks oder des Besitzes wegen gesucht werden, sondern nur als Nahrung. Was der Jüng-

ling sammelt, das sei dem Manne Baumaterial. Das höchste Ziel aller echten Erziehung ist: Ehrfurcht zu wecken, aus dem Menschen ein Organ des Lebens zu machen, alle Schrankenlosigkeit zu zügeln, aber stets auch zur höchsten Leistung zu spornen. Bildung erwerben heißt, sich selbst sozial empfinden; sie ist das Bewußtsein vom Zusammenhang der Menschen untereinander und mit der ewigen Natur. Wenig kommt ihr auf das Was an, alles auf das Wie. „Die größte Menge von Kenntnissen ist, wenn nicht eigenes Denken sie durchgearbeitet hat, viel weniger wert, als eine weit geringere, die aber vielfältig durchdacht worden. Denn erst durch das allseitige Kombinieren Dessen, was man weiß, durch das Vergleichen jeder Wahrheit mit jeder andern, eignet man sein eigenes Wissen sich vollständig an und bekommt es in seine Gewalt.“ Der Autodidakt kann gebildeter sein als ein paar Doktoren aller Fakultäten, wenn er Herr der Qualität ist, wo Jene nichts besitzen als Quantität.

Die Deutschen sind ein Volk von Bildungshungrigen. Ihre Weltbürgersehnsucht, ihre philosophischen Anlagen machen sie auf ein Weltwissen begierig, das sie so leicht genial erscheinen läßt wie problematisch. Kein anderes Volk besitzt in seiner Dichtkunst als ein dominierendes Werk solch hohes Lied der Selbsterziehung, wie „Faust“ es ist. Und nirgend sonstwo hätte der Bildungs-

roman so konsequent zu einer eigenen Kunstgattung gemacht werden können, wie in Deutschland. Der größte Deutsche der neuen Zeit, Goethe, hat während seines unendlich reichen Lebens nichts getan, als sich selbst immer erzogen, an sich selbst gebildet. Er war nicht Dichter oder Gelehrter des Dichtens und Wissens wegen; Poet, Naturforscher, Minister, Berghauptmann, Theaterdirektor, Architekt und Maler war er, weil er sich des Wirklichen von allen Seiten bemächtigen wollte. Und indem er es mit so fromm heiterer Gründlichkeit tat, wie Wenige vor ihm, wurde er immer aufs neue produktiv, verwandelte sich ihm die Erfahrung gleich in ein ursprünglich Neues. In Wilhelm Meister hat er sich uns selbst dargestellt und zugleich den Deutschen, wie er sein soll und wie er in den glücklichsten Augenblicken ist. Was dieser Wilhelm Meister will, denkt und handelt, läuft immer darauf hinaus, durch Erlebnisse Erfahrung zu erkaufen, sei es durch Glück oder Leid, sich selbst zu suchen, während er sich hingegeben mit den Dingen beschäftigt, keinen Umweg zu scheuen, niemals vorurteilsvoll festgelegten Zielen zu folgen, sondern vom Irrtum selbst die Blume der Lebensweisheit zu pflücken, den Fehler zu nützen, daß er zur Wohltat wird und den materiellen Vorteil immer für den idealen fahren zu lassen.

Heute will nun dieselbe Nation, deren innerstes Wesen in dieser Gestalt symbolisiert worden ist

und trotzdem sie eben jetzt den Namen Goethes so laut im Munde führt, von solcher Art Bildung nichts mehr wissen. Nie war der Deutsche vielleicht mehr auf Kenntnisse versessen als heute. Aber es ist nicht eine produktive Bildung, die er meint, sondern eine äußerliche, die sich selber Zweck ist und darum über eine gefährliche Halbheit nur selten hinauskommt. Die Ursachen dieses Zustandes, der zu einer nationalen Gefahr geworden ist, sind in einer an sich edlen Anstrengung zu suchen, schädliche aber unausweichliche Zeitverhältnisse zu überwinden; Verhältnisse, wodurch die natürlichen Bildungsquellen verstopft worden sind, so daß die Lebenden gezwungen sind, sich nach künstlichen Brunnen umzusehen. Mit der Aufhebung vieler sozialer Grenzbestimmungen, mit der Erschütterung der Standeskonventionen und Arbeitstraditionen ist die Möglichkeit fast geschwunden, lebendige Bildung innerhalb eines Gesellschafts- oder Berufskreises zu erringen. Es gibt kein Bürgertum mehr in dem Sinne wie früher, kein Handwerk, und kaum noch einen Adel; keine Zunftgedanken, keine innere Standeszusammengehörigkeit, weder unumstrittene ethische Berufsgesetze noch wohltätig wirkenden gesellschaftlichen Zwang. In unserer Ära einer allgemeinen „Freiheit“, unter der Herrschaft des alleinseligmachenden Kapitals, ist das Lebensfeld ohne Ausnahme Allen zum Wettkampf freigegeben worden; die mißgeschaffene Idee von der phy-

sischen Gleichheit hat Herrschaft erlangt und die letzten Schranken einer sozialer denkenden Vergangenheit werden mit dem Eifer des schlechten Gewissens weggeräumt. Aus den dunkelsten Niederungen der jäh vergrößerten, durcheinander flutenden Nation sind in wenigen Jahrzehnten eine riesige Menge heterogener Volkselemente emporgestiegen, die mit unverbrauchter Kraft und rohem Begehren viel Bestimmungsrecht an sich gerissen haben. Die Demokratisierungsidee der Zeit ist bisher nur materialistisch begriffen worden. Wo sich sonst der Familiensinn durch Generationen bei geregelterer Zuchtwahl entwickelte und eine Lebenskultur, eine geistige Atmosphäre schuf, da sehen wir heute aus Zufallsbegegnungen sich geistig, sozial und sogar national fern Stehender die Familie hervorgehen, sehen willensstarke Barbaren aus dem Dunkel des Demos auftauchen, Reichtum und Macht an sich reißen und Sippen gründen, die in den Söhnen und Enkeln dann schon wieder degenerieren. Überall ist ein planloses Kommen und Gehen, ein Drängen und Kämpfen, ein Emporstreben und Herabstürzen; und nirgend findet sich im Übergang die Ruhe und Sicherheit, die die Kulturpflanze Bildung zum Gedeihen braucht.

In diesem Wirrwarr hat sich die moderne Gesellschaft nach einem Mittel umgesehen, um die Würdigkeit und Fähigkeit des Einzelnen wenigstens äußerlich beurteilen zu können. Da der an-

geborene und anerzogene Traditionsadel — jener Adel selbst im Handwerk, im Bauern- oder Arbeiterstande — kaum noch zu finden ist, so fordert man, im richtigen Instinkt, daß ein Volk, das nichts mehr auf soziale Gradwerte gibt, aufhört eines zu sein, ein anderes, deutlich nachweisbares Diplom. Und man glaubt es gefunden zu haben mit der Frage nach der kontrollierbaren Bildung. Die Summe des akademischen Wissens, der durch Schule und Examen bestätigten Kenntnisse ist es nun, was die verloren gegangene Persönlichkeits-, Standes-, Berufs- und Familienbildung ersetzen soll. Allgemeine Bildung heißt nun das Wappen, das Jeder tragen muß, der gewisse Grenzen auf dem Wege nach oben passieren will; sie ist die Standarte, die über den Zinnen des demokratischen Kapitalismus flattert. Die Frage lautet nicht mehr: was bist du innerhalb deines Kreises als produktive Kraft? sondern: kannst du mit äußerer Bildung deiner wenn auch usurpierten gesellschaftlichen Stellung den Schein der Legitimität verleihen? Zur Stärkung dieser Tendenz kommt hinzu, daß sich die Bildungsmöglichkeiten in unserem Jahrhundert außerordentlich vermehrt haben. Die Forschung hat unendlich viele Tatsachen angehäuft, Schulen, Zeitungen und Bücher haben sie in diesem Lesejahrhundert, wo die Lektüre das geistige Handeln ersetzen muß, verbreitet, der Weltverkehr hat das Fernste zum bequemen Besitz jedes Einzelnen und die allgemeine Demokratisie-

rung hat alles Wissen publik gemacht. In demselben Maße wie die Gefühlskraft daniederliegt, bemächtigt sich der Intellekt mit regem Eifer alles Dessen, was der mit Hilfe allzu konsequenter Spezialisierung zusammenscharrende Weltfleiß an Wissensdaten aufhäuft. Man glaubt schon zu besitzen, was man nur weiß und verwechselt dies Sammeln von Kenntnissen mit ihrem Erleben.

Betrachtet man, was heute von Lehrern und Schülern, Gelehrten und Kaufleuten, Künstlern und Politikern, Armen und Reichen, Müßigen und Fleißigen gewußt werden muß, um die Existenz zu sichern, die Karriere zu fördern und was unverändert weiterzugeben Tausenden Lebensberuf ist, so kommt man zu dem erschreckenden Schluß, daß drei Viertel davon als Halbbildung bezeichnet werden müssen. Als Halbbildung, trotz der oft erstaunlichen Gehirnleistung. Denn Halbbildung ist schließlich alles Wissen, das nicht schöpferisch zu neuen Taten, zu edlerer Kultur benutzt werden kann und seiner selbst wegen gepflegt wird. Und schon spüren wir auch die schrecklichen Folgen. Wie viele unserer „Gebildeten“ — ein Wort, das seinem heutigen Sinne nach nur in dieser Zeit Kurswert erhalten konnte — haben sich denn noch Ursprünglichkeit bewahren können! Sind doch gerade unsere Vielwisser in der Regel mehr Larven als lebendige Seelen, Menschen ohne Phantasie und Anschauungslust, ohne wahre Ehrfurcht und vor allem ohne Liebe. Der wirklich Gebildete,

die charaktervolle Persönlichkeit lebt abseits von der Majorität der gut Gedrillten, boykottiert und verfemt; er steht zu ihr in demselben problematischen Verhältnis, in dem der rechte Künstler zur akademischen Berufskunst steht.

Aus einem Instinkt der Selbsterhaltung, um den barbarischen Materialismus dieser Zeit zu kaschieren, wird diese ungeheure Bildungslüge wie nach allgemeiner Übereinkunft aufrechterhalten. Anders wenigstens ist es nicht zu erklären, daß ein mündiges Volk, das eine ruhmvolle Geschichte hinter sich und unendliche Möglichkeiten vor sich hat, die Herrschaft des toten Wissens duldet und das lebendige Volksgenie vom Schulbegriff ersticken läßt, daß es nicht mehr den Ehrgeiz hat, „aus der Kenntnis der Sachen das Wort für die Sachen zu finden, sondern den Irrtum begeht, durch die Kenntnis des Wortes das Verständnis der Sachen einzubüßen“.

Wo man glaubt, schlechterdings alles lehren zu können, muß der Schule ein unnatürlich großer Einfluß eingeräumt werden, muß der Lehrer als einer der wichtigsten Staatsbürger erscheinen. Darum wird auch heute dem Schulmeister ein Respekt entgegengebracht, der sich seltsam genug mit der leisen Geringschätzung verträgt, der der Berufspädagoge nie ganz ausweichen konnte und die ihn dem Volke von je ein wenig zur komischen Figur gemacht hat. Der Instinkt, der dieser

letzten Empfindung zugrunde liegt, ist natürlicher als jenes Respektsgefühl. Denn die Überschätzung des Lehrers und seiner Tätigkeit ist auch schon ein Bildungsprodukt. Der deutsche Schulmeister, von dem noch immer gerühmt wird, er hätte die letzten großen Kriege gewonnen, ist heute durchaus als eine Gefahr für den lebendigen Kulturgedanken zu betrachten; und um so mehr, je heftiger er sich seinen pädagogischen Leidenschaften hingibt. Den Begriff Schulmeister im weitesten Sinn genommen. Denn er ist heute nicht nur in der Schule zu finden, sondern ist über das ganze Land verbreitet, über alle Berufe und Gesellschaftskreise. Jeder Deutsche fast hat in dieser bildungswütigen Zeit was vom Schulmeister an sich. Das ist eine Reaktionserscheinung jener Weltbürgersehnsucht, jenes Philosophentriebes: in einer Zeit, wo der aufs Ganze gerichtete Drang sich produktiv nicht genug tun kann, will er wenigstens wissen, was er nicht leben kann, sein Universaltrieb verwandelt sich in ein kosmopolitisch gerichtetes Begriffsleben, in moralisch pädagogische Leidenschaft. Die Lust am Gesetzmäßigen und Synthetischen schrumpft zur Freude am Systematischen, die Ehrfurcht vor der Notwendigkeit wandelt sich zum Interesse am Regelrechten. Nichts tut der pädagogisch eifernde Geist nun lieber, als sich in fremden Vollkommenheiten zu spiegeln, allgemeingültige Prinzipien aufzustellen, zu organisieren und zu disziplinieren; und

er glaubt selbst ein Muster zu sein, wenn er theoretisch Muster aufstellt. Eben jetzt triumphiert der Schulmeister über das ganze deutsche Volk. Er weiß alles und ist durch keinen Einwand in Verlegenheit zu setzen, denn er hat durchaus studiert mit heißem Bemühen. Er kommt dem faustischen Peer Gynt sogar bei den Pyramiden als Dr. Begriffenfeldt entgegen; er ist überall da, wo man ihn nicht braucht, mit seiner Logik, mit seinen Definitionen, Methoden und „einschlägigen Kenntnissen".

Wie erscheint er in aller Glorie erst auf seinem eigensten Gebiet, in der Schule, als ein Selbstherrscher über die Jugend! Und führt doch eigentlich ein mitleiderweckendes, erbärmliches Leben. Jahr für Jahr dasselbe Pensum, Schritt vor Schritt denselben Weg immer noch einmal. Er setzt bestenfalls sein eigenes Leben dafür ein, damit Andere es zu etwas bringen; das heißt: er verzichtet für sich selbst darauf, ein Handelnder und sich lebendig hinauf Entwickelnder zu sein. Nur für die Anderen ist er da; aber weit entfernt, damit dem Idealen ein Opfer zu bringen, verdient er sich eben dadurch den leisen Spott aller Tätigen. Denn gerade sein Mangel an Aktivität macht ihn ungeeignet auch als Erzieher. Wahrhaft belebend und belehrend wirkt nicht das Wort des Resignierten, des im Willen Kastrierten, sondern das Beispiel des sich selbst kräftig Entwickelnden. Lehren und Erziehen: das ist eine herrliche Auf-

gabe. Der Trieb sich mitzuteilen, vom Wissen, von der Erfahrung der Jugend abzugeben, ist dem Menschen eingeboren. Aber es ist so grausam wie dumm, die Arbeitsteilung zu weit zu treiben und zu fordern, der Lehrende solle sich selbst vollständig aufgeben und nur für Andere da sein. Wer von früh bis spät nichts tut als unterrichten, muß notwendig geistig und seelisch verkrüppeln. Man sorgt nie besser fürs Allgemeine, als wenn man für das eigene wohlverstandene Interesse sorgt. Fruchtbare Lehre findet der Schüler nur, wenn er der Lehrling eines Mannes ist, der nach irgendeiner Richtung produktiv wirkt und nebenbei von seinen Kenntnissen abgibt. Jeder Schüler sollte im wesentlichen ein Lehrling, jeder Lehrer, bis zu gewissen Graden wenigstens, ein Handelnder und lebendig Mitwirkender sein. Berufsschulen wären darum unendlich wertvoller als unsere Gymnasien und Realschulen mit ihrer abstrakten, automatischen Allerweltsbildung. Gelehrtenschulen, Soldatenschulen (die wir bereits haben, da der Soldatenstand der einzige noch ist, der sich in seiner wohltätigen Umgrenztheit dem Bildungsidealismus hat entziehen können), Handwerkerschulen, Kaufmannsschulen, Industrieschulen, Landwirtschaftsschulen, Kunstschulen usw., die vom zehnten oder zwölften Jahr ab die Erziehung des Knaben übernehmen und in der Berufsbildung eine allgemeine Bildung geben: sie nur könnten die verderblichen Fehler unserer Drillanstalten

vermeiden und die gefährliche Macht des Schulmeisters brechen, der achtungswert ist durch seinen Fleiß, Pflichteifer und seine Bedürfnislosigkeit, schädlich aber durch sein trockenes Philistertum und durch die Verkinderung seines ganzen Wesens.

Der Staatsbürger ist heute gehalten, seine Kinder dem dürren, selbstherrlichen Bürokratismus des Schulmeisters und dessen Systemen auszuliefern; ingrimmig muß er und tatlos zusehen, wie die lieben jungen Seelen verbogen und verbildet werden. Er muß es dulden, daß die zarten Geister in die Maschinerie hineingezogen werden, die wir Schule nennen, worin alles unendlich kunstvoll gefügt ist, die von Jahr zu Jahr schneller und komplizierter läuft, aber eigentlich nur um ihrer selbst willen da ist und kaum eine Mühle der lebendigen Kultur zu treiben vermag. Zu wandelnden Enzyklopädien macht die Schule ihre Zöglinge ohne Unterschied. Knaben, die einst Techniker werden wollen, müssen sich vorbereiten, als sollten sie Philologie studieren, künftige Naturforscher werden mit Religion, angehende Künstler mit Mathematik und junge Kaufleute mit Griechisch und Latein gefüttert. Das gleiche Wissensmaß ist Vorschrift für Alle. Das Examen ist der Endzweck aller Anstrengung; darüber hinaus wagt man kaum zu blicken. Der Unterricht basiert im wesentlichen auf dem „Auswendiglernen"; ein prächtiges Wort, das seine Kritik in sich selbst

trägt. Vokabeln, Geschichtszahlen, die Größe der Länder nach Quadratkilometern, chemische Zeichenverbindungen, algebraische Formeln, Regeln der Grammatik: so geht es fort durch alle Fächer, bis der Zögling das Examen bestanden hat, das er als Sprungbrett zu einer bürgerlichen Karriere braucht. Dann geht er davon und vergißt so schnell wie möglich die Hälfte seiner Kenntnisse, die er nun nicht mehr braucht. Die Eltern, denen an einer „sicheren Versorgung" ihrer Kinder liegt — o, diese feigherzige „sichere Versorgung", die die ganze Nation bürokratisiert und zu einer Schar blasser Lebensfürchter macht! — werden ganz von selbst in den Dienst des Schulsystems gezwungen. Der krankhafte Schulehrgeiz wird ins Haus verpflanzt. Es herscht eine Nervosität, die den Frieden des Heims fortwährend gefährdet; Eltern und Lehrer reizen sich gegenseitig zu immer größerer Härte. Aus jeder kleinen Verfehlung wird ein Drama gemacht, aus der Unfähigkeit ein verzweifeltes Unglück und das Kind wird systematisch um das Recht seiner Jugend betrogen. Alles im Namen der Zukunft und der Bildung. Eltern und Lehrer wollen natürlich nur das Beste; aber welch lächerliche Pedanterie, welche stumpfsinnige Grausamkeit erfährt das Kind nicht vom ersten Schultage an! Trotz ihrer profunden humanistischen Bildung stehen Oberlehrer als Psychologen sehr oft auf dem Niveau von Unteroffizieren, bei denen sich Spuren von Cäsarenwahnsinn zeigen.

Oft kommen die Kinder mit Ideen, Vorschriften, Strafen und Zensuren nach Hause, daß ein verständiger Vater nicht weiß, ob er lachen oder fluchen soll und dem Kinde mühsam verbergen muß, welche Verachtung ihm, dem Tätigen, dieser muffige Schulirrsinn einflößt. Der subaltern denkende, autoritätsgläubige Vater aber sinkt andachtsvoll vor Schulmeisters Lebensmoral nieder. Er schimpft seinen Sprößling, wenn der Lehrer schon getadelt hat, und prügelt ihn, wenn die Schule schon gestraft hat. Wie? dieser Junge, der soviel Geld kostet, der das Abiturium machen und, ungefragt, Marineoffizier oder sonst etwas sozial Angesehenes werden soll, um einen Schimmer auch auf das kleinbürgerliche Dasein des Herrn Rechnungsrat Michel zu werfen, will die Fürsorge nicht einsehen? Den Stock her! Erkenntnis, verstehende Liebe, Psychologie, wahrhaft fördernde Strenge: wo gäbe es dergleichen noch in der Familie oder in der Schule! Eltern und Lehrer: die Einen sind in der Regel ebenso große Esel wie die Anderen. Bleiben es trotz all ihrer Modernität, trotz ihrer gemeinsamen „Unterrichtsreformen". Es klingt ja sehr gut: „Zusammenarbeit von Schule und Haus", „Erziehung durch die Kunst", oder gar „Individuelle Behandlung". Die „Zusammenarbeit" besteht darin, daß die Schule für das Geld, das sie empfängt, ihre Arbeit nur halb leistet und teure Nachhilfestunden fordert, um ihr Programm — man höre: Programm! —

durchführen zu können. „Erziehung zur Kunst“, oder „durch die Kunst“ sollte besser Erziehung zum Dilettantismus auch in der Kunst heißen, zur künstlerischen Halbheit, zur Ehrfurchtslosigkeit, zu noch mehr Bildung. Und was die „individuelle Behandlung“ betrifft, so wäre ein Lehrer, dem sie bei fünfzig Schülern in einer Klasse gelingt, als Psychologe mehr als ein Ibsen oder Dostojewskij. Der Schulmeister ist der Allerletzte, der psychologisch individuell urteilen könnte. Dazu fehlt es seinem Stubenwissen allein schon an lebendiger Erfahrung. „Im allgemeinen sind alle Lehrerurteile über ein Individuum falsch und voreilig.“ Sind es von je gewesen. Zudem ist aber diese ganze liberale Rederei von der individuellen Behandlung, während die verschieden Begabten doch nach wie vor dasselbe Pensum absolvieren müssen, Unsinn. In der Schule kann und soll nur die Regel herrschen, der sich jeder Schüler zu fügen hat. Es kommt nur darauf an, wie diese Regel beschaffen ist; ob sie nämlich der Extrakt eines allgemein Menschlichen, eines lebendig Notwendigen ist, so daß jedes Kind gewinnt, indem es sich ihrem Zwange fügen lernt.

Wo ist ein großer und schöpferischer Mensch in dieser Zeit, der seiner Schulzeit nicht fluchte! Rechten Vorteil vom Schuldrill haben nur die kalten Naturen, die ihre Leere mit den dargebotenen Kenntnissen anfüllen. Auf sie, die Mittelmäßigen, ist das System eigentlich zu-

geschnitten, „also auf Die, deren Früchte nicht sehr in Betracht kommen, wenn sie reif werden“, wie Nietzsche sagt. „Ihnen werden die höheren Geister und Gemüter zum Opfer gebracht, auf deren Reifwerden und Früchtetragen eigentlich alles ankommt. Auch darin zeigen wir uns als einer Zeit angehörig, deren Kultur an den Mitteln der Kultur zugrunde geht.“ Der Jüngling entdeckt heute so spät erst seinen wahren Beruf, er verfällt so oft dem folgenschweren Irrtum falscher Berufswahl, weil seine natürlichen Neigungen und Interessen von der Wucht der allgemeinen Bildung bis zum zwanzigsten, ja dreißigsten Jahre oft niedergedrückt werden. Ganze Scharen junger Männer verbluten an den grausamen Bildungsidealen der Zeit. Wohl gibt es schöne, unvergeßliche Stunden auch in der Schule. Es kommt vor, daß sich der Genius der Begeisterung sogar in die öden Klassenräume verirrt, daß dem Lehrer warm ums Herz wird, wenn er die hundert fragenden, zukunftsahnenden Augen auf sich gerichtet sieht, und daß er Worte des Lebens findet. Aber diese Augenblicke müssen naturgemäß selten sein; sie lassen um so härter nur die Marter des Systems empfinden.

Was die Schule beginnt, setzt das Leben konsequent fort. Mit dem Drang nach lebendiger Schönheit, mit schöpferischen Trieben betritt der Jüngling die ihm heiligen Hallen der

Kunstschule; und verbildet, ohne wahre Ehrfurcht und im Besitz handwerksmäßiger Äußerlichkeiten verläßt er sie, wenn ein guter Instinkt ihn nicht vorher fliehen heißt. Als Ziel aller Mühe wird ihm ein Bildungsideal gezeigt. Was dem Gymnasiasten das Griechische und Lateinische, das ist dem Kunstjünger die antike Kunst. Was erst den Mann, der das Leben der Erscheinungen durchaus kennt, beschäftigen sollte, um es gleich in neue Anschauungen dann zu verwandeln: das tief verborgene mystische Leben hellenischer Kunst, das wird in der Akademie als Übungsaufgabe dargeboten. Wie die Schule sich erdreistet, Charaktere bilden zu wollen, was nur das Leben kann, so erkühnt die Akademie sich, zu dekretieren, wie der Kunstlehrling das Schöne zu empfinden und zu begreifen habe. Auch sie überschreitet ihre Kompetenz; und indem sie das tut, bricht sie die Phantasie, Selbständigkeit und Energie des Strebenden. Sie gibt ein System anstatt lebendiger Handwerkserfahrung und Dogmen statt der Mittel zur Freiheit. Als Ideal wird das jungfernhafte, theatralische Griechentum des Gymnasiums gezeigt. Die Renaissancemenschen wußten aus den Lehren der Antike etwas Kolossales zu machen, und selbst unsere Großeltern noch konnten sich aus griechischen Überlieferungen ein Kunstgewand zu lebendigem Bedarf zurechtschneiden; das Geschlecht unserer Tage aber hat sich mit seiner langweiligen Griechomanie geradezu geistig ka-

striert. Und mit der Antike hat es noch nicht einmal sein Bewenden. Wir sind so gebildet, daß wir schlechterdings alle historischen Stile kennen und so ideal, daß wir nichts Höheres wissen, als sie alle zu imitieren. Wohin diese armselige Bildungsprotzerei in der Kunst, dieses Prunken mit äußerlichen Kenntnissen führt, zeigt ein Gang durch die Straßen der Großstadt. Ein Steinbaukasten, der die Formen aller historischen Stile enthält: das ist unsere Baukunst. Sie hat das musikalische Kunstgefühl verlernt, weil ihr das Wissen immer ins Empfinden hineinkommt. Darum gelingt den akademisch gebildeten Architekten unserer Zeit kein wirklich schönes Gebäude, wo doch Maurer- und Zimmermeister um 1820 noch wahrhaft künstlerisch, in schönen, reinen Verhältnissen zu bauen verstanden.

Wie die Schule für die Mittelmäßigen, so ist die Akademie für die fleißigen Berufsdilettanten da. Nichts haßt und fürchtet der Kunstschulmeister mehr als das ursprüngliche Genie. Auf eine Bürokratisierung der Kunst zielt das akademische System ab, dessen kräftigste Stützen der Professor, der Kunstgeheimrat, der Baubeamte und Kunstgelehrte sind und dessen Produkt der Brotkünstler ist, der sich willig dem Kommando der Gesellschaft unterwirft. Lehrer und Schüler treiben mit heiterster Unbefangenheit eine schändliche Hurerei mit der Allerweltsdirne, die sich frech als Göttin der Schönheit vorstellt, ohne daß man sie

gleich immer entlarven könnte. Der Erfolg von Künstlern dieser Art gründet sich zum großen Teil auf den Stolz, den der Betrachter empfindet, wenn er sich schauend seiner Kenntnisse, seiner Bildung bewußt wird. Der Historien- und Allegorienmaler setzt beim Publikum bestimmte historische Kenntnisse voraus, der Architekt wendet sich an das Stilwissen des Betrachters, und der Bildhauer verläßt sich auf die Schulerinnerungen seines Publikums, wenn er seinen gräcisierten Fadaisen allegorische Bedeutung verleiht.

Auch in den Wissenschaften, die nicht unmittelbar für wirtschaftliche Interessen tätig sind, sieht es nicht viel besser aus. Es ist eine seltsame Zeit! So stark, phrasenlos und unternehmend in allem Materiellen; und zugleich so bereit, sich im nicht unmittelbar Nützlichen, in den unwägbaren Dingen des Lebens mit Redensarten abspeisen zu lassen! Die Ursache ist, daß die Deutschen der letzten Jahrzehnte zu glücklich in ihren wirtschaftlichen Unternehmungen gewesen sind. Was das neue Reich eigentlich jetzt politisch regiert und wirtschaftlich organisiert, ist nicht die höhere Staatsidee, sondern die materielle Arbeitstüchtigkeit des Volkes. Es können im Ideellen die gefährlichsten Fehler begangen werden: die für sich selbst sprechenden Erfolge in Allem, was wägbar, meßbar, kontrollierbar und unmittelbar zweckvoll ist, haben jeden Irrtum bisher wieder wettgemacht. Das wird aber nicht lange mehr geschehen; die

Zeit ist nicht fern, wo die steile Aufwärtsbewegung nachlassen, die „Kurve des Erfolges" wieder sinken und die Untüchtigkeit in allem Ideellen sich dann rächen wird. Auch in den Wissenschaften, die nicht, wie die Chemie, die Elektrotechnik oder die Ingenieurwissenschaften, dem Wirtschaftlichen dienen und in dessen Organisationen hineingezogen worden sind, wird es sich dann zeigen, wie viele schädliche Ursachen, deren Wirkungen noch ausstehen, aus falschem Bildungsidealismus in dieser Zeit aufgehäuft worden sind.

Welche Opfer fordert doch das Bewußtsein des Wissens im ärztlichen Beruf! So selten wie der selbständige talentvolle Künstler ist heute der Arzt aus innerem Beruf, der zum Studium der Medizin aus der schönen Leidenschaft zu heilen gelangt und der seine Praxis weder kaufmännisch noch mit albernen Mandarinengebärden übt. Gar zu gering wird in dieser Zeit, die den „Gebildeten" gehört, Das geachtet, was erst den großen Arzt macht: das Genie, als Diagnostiker kausale Zusammenhänge richtig zu erkennen oder doch zu ahnen, und die Fähigkeit, aus Erfahrungen erst das Entscheidende zu lernen. Den meisten Ärzten genügt es, auf Stempelpapier den Nachweis vorzeigen zu können, daß ihre Kenntnisse zum Medizinieren ausreichen. Das gut bestandene Examen scheint ihnen Beweises genug. Bleiben sie dann gar mit Hilfe der Literatur auf der „Höhe der Wissenschaft", so wüßten sie nicht, was ihnen zu tun noch

übrigbleiben könnte. Sie sind als Rezepteschreiber, Operateure und Diagnostiker immer Herren der letzten Erfahrungen und werden vom Publikum ihrer Titel und Würden, ihrer Bildungsmacht wegen nach Gebühr bestaunt.

Auch der moderne Jurist ist als Staatsanwalt, Rechtsanwalt und oft leider auch schon als Richter nur wenig mehr als ein kalter Paragraphenjongleur, der im Stolz auf seine Kenntnis aller einschlägigen Gesetze gar zu leicht vergißt, daß angstvolle Menschenschicksale seinem Bildungsidealismus schutzlos ausgeliefert sind. Nirgend tötet die akademische Korrektheit alles liebende Verstehen des Allzumenschlichen und die Gedanken einer gesunden Strenge, die freie Erkenntnis der Zeitenergien und der lebendig schaffenden Bedürfnisse so sehr wie in der Juristerei. Gerade heute, wo das Recht in gewandelter Zeit einer gründlichen Erneuerung harrt und mit vielen erstarrten Formen sich behelfen muß, wo es also mehr denn je lebendig empfindender, klar sehender Männer bedürfte, wird das leere Wissen besonders schädlich empfunden. Über die sich drängenden Probleme setzt der Bildungsjurist aber mit dem Springstock des Wortes hinweg. Er wird Artist des Wortes, ein Dialektiker, ein Rabulist, ein Virtuose darin, eine Sache immer von verschiedenen Seiten zu betrachten, je nach dem Standpunkt, auf den die Karriere ihn gestellt hat; und in der Freude an seiner Geschicklichkeit geht das höhere, das

dienende Interesse unter. Man brauchte nur eine lange Reihe von rechtskräftig gewordenen Urteilen, die wie Witze anmuten, zu zitieren, um zu beweisen, wie sehr die Freude am juristischen Doktrinarismus das Leben heute mißversteht, wie sehr in weltfremder Begriffseitelkeit der Sinn für rechte Objektivität, die Fähigkeit psychologischen Erkennens und somit natürlich auch die wahre Gerechtigkeit verloren geht.

Denn überall ist es ja das Charakteristikum des Bildungsidealismus, daß er das Individuum zurückhält, bis zur Tiefe der Berufsgedanken vorzudringen. So kommt auch der Philosoph, der es als Professionist und Universitätsprofessor ist, fast nie zur Philosophie durch die Übermacht jenes tiefen religiösen Erstaunens vor den Wundern der Natur, vor dem bloßen Dasein von Welt und Leben, das jedem Menschen bis zu gewissen Graden eingeboren ist, sondern durch das Studium der alten Philosophen. Alles schon Gedachte zu kennen, aus vorhandenen Lehrsätzen zu kompilieren, eklektizistisch daraus ein scheinbar Neues zusammenzubauen und ein Ragout aus allen Garküchen der Philosophie für höhere und neue Wahrheiten zu halten: das ist der Ehrgeiz des philosophischen Bildungsidealisten. Ihm ist das Philosophieren nicht eine bestimmte Form des Willens, sondern ein Wissen um Das, was wahrhaft große Geister gedacht haben.

Niemals wird es dem Theologen, der ein wahrer

Gottesmann ist, einfallen, mit seinem Wissen zu prunken und Kenntnisse für etwas Anderes als Mittel zum Zweck zu halten. Alle äußere Bildung wird ihm klein erscheinen im Verhältnis zur Idee, die er vertritt. Wo aber gibt es diesen Gottesmann noch in unserer protestantischen Kirche als in vergessenen Winkeln des Landes! Wie macht sich der Bildungsidealismus doch gerade auf der Kanzel breit, und um so mehr, je aufgeklärter der Pfarrer ist. Der Kanzelredner hat den Ehrgeiz des Virtuosen und des Gesellschaftsmenschen. Fürs gemeine Volk ist der Talentlose gut. Der literarisch gewandte Schönredner, der geistreiche Kauseur, der Charakterspieler allein erklettert die Kanzeln der Hofkirchen. Da kann er die Raketen seiner Bildung steigen lassen, vergessend, daß er im Hause Gottes aus Eitelkeit die ärgste aller Sünden, die wider den Heiligen Geist, begeht.

Wie der Theologe seinen Witz an Textvergleichungen und gelehrten Deutungen verschwendet, so ergötzt sich der Philologe, indem er dicke Bücher über den Sinn gleichgültiger Urkunden schreibt, oder indem er in jahrelanger Mühe ein paar Daten richtigstellt, die für das lebendige Begreifen der Geschichte unwesentlich sind. Auch sein Fleiß ist Diebstahl am Leben, weil die geleistete Arbeit als vergeudet gelten muß. Dennoch dünkt dieser moderne Alexandriner sich besser als Tausende von ehrlich sachlichen Arbeitern, die mit geringerem Wissen dem Ganzen zu dienen bestrebt

sind. Immerhin sitzt er unbeachtet am Schreibtisch. Sein Studiengenosse aber, der Lehrer, tritt anmaßend in das Leben als ein Bildner der Jugend, seinen toten Bildungsdünkel weitergebend und ihn über das ganze Land verbreitend, wie eine ansteckende Krankheit.

Über das ganze Land. Man blicke nur auf den Komplex, den wir Politik nennen; man wird auch dort die Bildungsideale regieren sehen. Der Staatsmann in hohen und höchsten Stellungen unterwirft sich ihnen und der verwaltende Beamte. Hochgebildet sind sie Alle; aber zum Geschäft des Regierens sind sie meist nicht mehr begabt wie der Akademieprofessor zur schöpferischen Kunstarbeit. Kluge Lebenspsychologie, unverbildeten Wirklichkeitssinn und Mutterwitz trifft man beim höheren Staatsbeamten fast gar nicht mehr; denn wo diese Eigenschaften sich zeigen, da wird ihr Träger von den Kollegen malträtiert wie das Genie vom Philister. Als Resultat tritt uns überall der Sieg der Systematik, der Theorie, der Wortgläubigkeit und der äußeren Korrektheit entgegen. Innerhalb der politischen Parteien ist es nicht anders. Die Gouvernementalen jeder Richtung stützen ihre Überzeugungen mehr auf historische Kenntnisse als auf lebendiges Zeitgefühl, sie sind Utopisten der Vergangenheit, wie unsere Sozialdemokraten Zukunftsutopisten sind. Ja, auch die Ideen der Sozial-

demokratie vom Zukunftsstaat und vom Gang der historischen Entwicklung sind Früchte eines seltsamen Bildungsidealismus. Anstatt reale politische Arbeit zu verrichten, gibt sich diese millionenstarke Partei der Armen — und diese Erscheinung ist deutscher als irgendeine andere — der selbstgefälligen Täuschung hin, ihre politische Bildung sei tiefer als die der anderen Parteien. Niemand kann stolzer auf sein Wissen, auf sein junges Erkennen und seine logischen Beweiskonstruktionen sein, als der deutsche Sozialdemokrat. Autodidakten sind fast immer mehr oder weniger Bildungsidealisten. Aber wenn es in diesem Falle auch etwas Ergreifendes hat, den Arbeiter sich fanatisch um ihm neue Kenntnisse bemühen zu sehen, so ist doch nicht zu verkennen, wie sehr die nützliche Arbeit durch solche Bildungsutopie gelähmt wird und wie sehr politische Ideen, die einem lebendigen Gefühl, einem starken Willen einst entsprungen sind, dadurch zur Phrase werden. Ähnliches gilt von den bis zur Verzweiflung romantischen Zielen unserer Anarchisten. Diese Leute sind keineswegs rohe Massenmörder, sondern versonnene, vergrübelte, einseitige Bildungsidealisten, sehr eigen auf ihr autodidaktisch erworbenes Wissen und theoretisch bis zum Bombenwerfen. Und die Partei der irgendwie abschattierten Liberalen bleibt von der Zeitkrankheit nicht verschont. Zu ihr gehört der ganz moderne Bildungsphilister, der über die letzten

Kulturerrungenschaften immer wohlunterrichtet ist, den sein Darwinismus, Atheismus, Demokratismus oder ein anderer Ismus stolz auf sich selbst macht und der die Erscheinungen des politischen Lebens entweder materiell zweckvoll oder nach dem Fraktionsideal beurteilt, nicht aber sachlich nach Ursache und Wirkung.

Alle die grenzenlosen Ideen allgemeiner Bildung, die über die engen Horizonte der Parteiwelt doch nirgends hinausblicken, treffen nun in den Publikationsorganen der Politik, in den Zeitungen aufeinander. Und wie der Diener die Allüren des Herrn immer nachahmend übertreibt, so wird der fraktionelle Bildungsidealismus in den Gazetten ins Groteske übersteigert. Ist die Wissensgeste unserer Beamten, Staatsmänner und Parlamentarier streng genommen oft schon verkappte Halbbildung, so erscheint die Halbheit in der Presse fast ohne Schleier. Daß die Zeitungen oft von sachlich nur halb Orientierten oder von Autodidakten geschrieben werden, wäre kein Fehler, wenn nur öfter ein Wille, eine lebendige Lebensidee oder die geniale Intuition die Feder führten. Es wird aber demselben Schematismus der Halbbildung, der in den Journalen so oft bekämpft wird, in diesen selbst eine Stätte bereitet. Man achte doch auf das Konventionelle der meisten Urteile, auf den Eigensinn, womit an Prinzipien festgehalten wird, und auf die innere Verantwortungslosigkeit, die überall zum Vorschein kommt. Nur die Halb-

bildung auch konnte Das hervorbringen, was mit treffender Verachtung Zeitungsdeutsch genannt wird. (Man bedenke auch, was für lateinisch-deutsche Wortungeheuer die moderne Reklame erfindet. Ein Verein von Hühnerzüchtern nennt seine Mitglieder „Hühnerologen". Schlimmere Beispiele wären hundertfach anzuführen.) Die Bildung für Alle, die Feierabendbildung selbst im Hinterhaus: dieser Grundsatz der Zeit, dieses demokratische Ideal ist es, in dem die Zeitung wurzelt. Das Bildungsideal ist geschäftlich, ist industriell geworden. Es gibt keine volle Wahrheit und keine reine Lüge, sondern immer ein vom Interesse bereitetes Gemisch von Beiden. Das Gespenst der Zeitungsbildung hebt sich aus dem Getriebe der Epoche empor, in all seiner schäbigen Schrecklichkeit. Die Folge ist, daß die sozialen Klüfte noch tiefer werden, daß alle politische Feindschaft sich verschärft und daß immer mehr jener Kulturzustand in Frage gestellt wird, den schaffen zu helfen jede Zeitung ihrem Programm nach entschlossen zu sein vorgibt.

Im gesellschaftlichen Verkehr sehen wir alle diese Bildungsidealismen sich getreulich dann abspiegeln. Wie auf den Arbeitsgebieten der Zeit der sachlich Denkende, der mehr auf das Sein als auf den Schein Blickende vor den Bildungsbeflissenen zurückstehen muß, so schätzt man ihn auch im Gesellschaftlichen nur gering. Er wirkt

im Salon nicht dekorativ genug, er ist nicht bequem, nicht biegsam und stört den Ton der Kreise, deren Ehrgeiz es ist, etwas von Allem zu wissen. Etwas Literatur, Theater, Malerei, Musik, Politik, Wissenschaft oder Technik; Dilettantismus in Allem und Jedem, sogar in der Moral und in der Religion. Unter diesen Umständen kann die Geselligkeit nicht wahrhaft geistreich sein, weil zum Witz, zum Esprit rechte Bildung und Lebenskenntnis erforderlich sind; sie kann weder natürlich, noch aristokratisch, noch sinnlich reich sein, weil die falschen Prätentionen sie daran hindern. Sie kann auch nicht intim sein, weil auf ihrem Jahrmarkt der Eitelkeiten weder das Sachliche noch das Herzliche einen Preis haben. Je größer der Zirkel ist, desto besser läßt sich das Planlose kaschieren; darum wird kaum noch der kleine Kreis kultiviert. Man spricht ungern über Sachen, aber leidenschaftlich gern über Personen, man klatscht, weil nichts Wesentliches zu sagen ist. Jeder sucht sich und sein Wissen vorteilhaft zur Geltung zu bringen und es stirbt darum die feine Kunst des Zuhörens ganz aus. Da ein lebhaftes Gefühl das Schickliche nicht von selbst findet, tritt der Schematismus der Umgangsform in Herrschaft. Der „gute Ton“ wird angedrillt und Jeder wacht darüber, daß er sich gut zu benehmen wisse. Es gibt eine Menge von Formalien, die beachtet sein wollen, aber selten nur begegnet man der lebendigen Form, weil diese eine Persönlich-

keit voraussetzt. Jene Formen aber entspringen nicht einem sozialen Willen der Gesellschaft und wirken darum nicht wie ein sozialer Stil, sondern sie werden vom Bildungsideal eklektizistisch aus dem Umgangston vergangener Zeiten und fremder Völker gewonnen, ähnlich wie schlechte Kunstformen aus alten Kunstwerken gestohlen werden. Unter solchen Umständen können Güte des Herzens, Reinheit der Gesinnung nicht geachtet werden; solche Eigenschaften erwecken eher Mitleid. Vor allem leidet darum die rechte Frau unter der Tyrannei eines gesellschaftlichen Bildungsidealismus, der nur die „Dame" kennt. Will die Frau sich behaupten, so muß sie laut und auffallend werden. Das Resultat ist ein aufdringliches, emanzipiert oder kokottenhaft dilettantisches Weiberwissen, dem als Kontrast das feminin säuselnde geistige Stutzertum der Männer gegenübersteht; das Resultat sind schnellfertige Urteile, konventionalistische Redensarten, Freude an der Ausländerei und grausame Verständnislosigkeit allem Unmittelbaren gegenüber. Auch die Mode, die heute so gehirnlos wechselnde, ist ein Kind des Bildungsidealismus. Sie herrscht an der Stelle, wo einst der Stil regierte, ihre vergänglichen Werte nehmen den Platz ein, der früher echten Kulturwerten gehörte.

Der Einzelheiten ließen sich noch viele zeigen; das Angeführte genügt, aber um zu beweisen, daß das neue Reich in seinen idealen

Gebieten überall fast vom Bildungsphilister bewohnt und regiert wird, während es sich wirtschaftlich doch so gewaltig entwickelt hat. Wir leben inmitten erstaunlich gehäufter Zivilisationswerte, die uns jedes aufs Materielle gerichtete Gelüste zu befriedigen erlauben; aber während ein Verein nach dem andern „zur Verbreitung von Volksbildung“ gegründet wird, hungern wir nach gemeingültigen Kulturformen. Der deutsche Staatsbürger, dessen Geburt vom Standesamt registriert, der richtig getauft, geimpft, wieder geimpft und konfirmiert worden ist, der vom sechsten bis zum neunzehnten Jahr die Schule besucht, sein Examen bestanden, und sein Jahr abgedient hat, der Student, Doktor und mehr noch geworden ist, Reserveoffizier und Hauptmann der Landwehr, der niemals mit dem Gesetz in Konflikt geraten ist, seine Steuern immer prompt bezahlt hat, mit Anstand die gesellschaftliche und geistige Uniform seiner Jahrzehnte trägt, kurz mit dessen Bildung alles in wohlgefügter Ordnung ist: die Macht der rechten, der produktiv machenden Bildung kennt er kaum. Für ihn ist der „Faust“ nicht geschrieben, ihm hat Wilhelm Meister nicht gelebt und nicht der „grüne Heinrich“, nie ist ihm das symbolische Menschendasein Goethes, nie die Welt der Antike zum Erlebnis geworden, er war nicht revolutionär, bevor er konservativ wurde, in ihm war nichts zu gären und darum auch nichts zu klären. Die lebendigen Entwicklungs-

gedanken schlägt er nieder mit einem „es gehört sich“ und begeht so geistigen Selbstmord in der schmerzlosesten und anständigsten Form, die es gibt.

Deutschland wird nicht werden, was unsere Sehnsucht daraus machen möchte, bevor allgemein eine Bildung Platz greift, in der das Wissen sich gleich auch in Taten, das Begreifen in Handeln umsetzt. „Was der Mensch leisten soll,“ sagt Goethe, „muß sich als ein zweites Selbst von ihm ablösen, und wie könnte das möglich sein, wäre sein erstes Selbst nicht ganz davon durchdrungen.“ Kenntnisse und Formen sind gut, denn ohne sie vermag man nicht zu denken und sich nicht auszudrücken. „Wer aber bloß mit Zeichen wirkt, ist ein Pedant, ein Heuchler oder ein Pfuscher. Es sind ihrer viele und es wird ihnen wohl zusammen. Ihr Geschwätz hält den Schüler zurück und ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängstigt den Besten.“ Worauf es ankommt, das ist, die Zeichen und Formen lebendig werden zu lassen, sie zu notwendigen Werkzeugen einer Gefühlskraft zu machen, die sich durch nichts vom Produzieren zurückhalten läßt. Das höchste Ziel wahrer Bildung besteht darin, das ganze Volk bis ins letzte Glied genial zu machen. Genial auf jeder Stufe, im Handwerk und in der Kunst, in der Wissenschaft und Politik, in der Werkstatt und im Tempel. Die Zeitalter der Antike, der Gotik, der Renaissance waren genial in dieser Weise.

Was sie wußten, war Stück für Stück erlebt worden. Uns ziemt es, nicht weniger zu wollen, als was die Geschichte uns symbolisch in diesen großen Zeitaltern vor Augen gestellt hat. Nur müssen wir bereit sein, das tausendfältige Lebensgenie im Kleinen und Großen durch eine Selbsterziehungsmethode zu erwerben, wie unser größter Selbsterzieher zu innerer Kultur sie vor hundert Jahren schon formuliert hat:

„Denken und Tun, Tun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem Jeden. Beides muß, wie Ein- und Ausatmen, sich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen; wie Frage und Antwort sollte Eins ohne das Andere nicht stattfinden. Wer sich zum Gesetz macht, was einem jeden Neugeborenen der Genius des Menschenverstandes heimlich ins Ohr flüstert, das Tun am Denken, das Denken am Tun zu prüfen, der kann nicht irren, und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurückfinden.“

Jeder Interessengemeinschaft, beziehe sie sich auf Materielles oder Geistiges, muß eine schweigende Verständigung vorausgehen, wie Welt und Leben zu begreifen seien, eine Gefühlskonvention, die grundlegend wird für alles Soziale. Nur wo sich Menschen über das Ewige verständigt haben, können sie es dauernd auch über das Endliche tun. Die erbitterten Kriege, die des Glaubens wegen geführt, die entsetzlichen Leiden, die um religiöser Überzeugungen willen ertragen worden sind, beweisen, daß die Religion die wirklichste, weil die am hartnäckigsten verteidigte aller Gemeinschaftsmächte ist. In ihr spricht sich der Selbsterhaltungstrieb am klarsten und gewaltigsten aus. Die Steine unserer Häuser, das Fleisch unseres Körpers sind nicht realer als religiöse Empfindungen es sind. Die Religionsgeschichte lehrt, wie mit einer einzigen großen Geste, daß dem auf die Gemeinschaft mit seinesgleichen angewiesenen Menschen der äußere Zusammenschluß nur gelingt, wenn er sich mit seinen Volksgenossen vorher darüber einigen kann, was von Gott und Unsterblichkeit, vom Pflichtgesetz und vom Endziel alles Strebens zu halten sei. Von solchen Überzeugungen hängt es ab, wie jeder Einzelne die Imperative des Sittlichen und Moralischen begreift, ob er die Pflichten des Gehorsams, die Gebote von Treu und Glauben an-

erkennt, kurz ob er ein nützlicher Staatsbürger zu sein vermag oder ob er als Feind der Gemeinschaft zu betrachten ist. Es kommt nicht in erster Linie darauf an, wie die religiösen Glaubenssätze im Einzelnen beschaffen sind und ob sie mehr optimistisch oder pessimistisch klingen; das Wichtigere ist vielmehr, daß allgemeingültige religiöse Überzeugungen überhaupt vorhanden sind. Denn praktisch wirkt auch eine Religion noch bejahend, die theoretisch die Lebensverneinung predigt, bloß weil es Religion ist. Geschichtlich rückblickend kann man mit Lessing sagen: „alle Religionen sind gleich wahr und gleich falsch". Aber alle sind sie auch zu ihrer Zeit, an ihrem Ort gleich notwendig gewesen, als Grundlagen sozialer Lebensbildungen. Die Völker führen die Religionskriege in Wahrheit nicht äußerlicher Dogmenfragen wegen, sondern nur wenn sie fühlen, daß größere Teile der Volksgenossen von den bisher geltenden Religionskonventionen abzufallen beginnen und daß dadurch alle anderen Konventionen sozialer Sitte, daß dadurch der Bestand der Gemeinschaft gefährdet wird. Dann suchen sie die Abtrünnigen mit Gewalt im einmal geschlossenen Verband festzuhalten, wohl fühlend, daß die praktischen Konsequenzen einer sich metamorphosierenden Religiosität gar nicht abzusehen sind. Anderseits findet ein solcher Massenabfall nur statt, wenn die geltenden religiösen Konventionen inhaltslos und starr zu werden beginnen, wenn sie

nicht mehr die Kraft haben, das soziale Getriebe den neu hervortretenden Bedürfnissen entsprechend jeden Tag aufs neue sittlich und geistig zu regulieren. Es stellt sich also jeder Religionskampf in gewisser Weise als ein sozialpolitischer, ja zum Teil als ein wirtschaftlicher Kampf dar.

So betrachtet könnte es nun freilich scheinen, als wäre die Religion nichts als ein Notgewächs des sozialen Rationalismus. In Wahrheit verliert das Religiöse aber nichts von seiner Ehrwürdigkeit, weil es den profanen Gewalten des Staates eng verbunden ist. Es ist einer der weisesten Kunstgriffe der Natur, daß sie das Ideale unmittelbar immer dem Materiellen verknüpft. Wenn alle Religiosität im Erhaltungsinstinkt der Einzelnen und der Gemeinschaften wurzelt, so spricht sich darin doch auch der Wille aus, die göttliche Bestimmung des Lebens im menschlichen Bewußtsein nachzuschaffen und als ein Wollen Das vor sich hinzustellen, was die Natur uns ungefragt als ihr unumstößliches Sollen diktiert. Wo der Mensch zu verstehen oder doch zu ahnen anfängt, wie das Leben es mit ihm als Gattung und Persönlichkeit gemeint hat, da ist schon Religiosität. Sie beginnt mit einem tiefen Wundern darüber, daß die Welt, das Leben, das Ich überhaupt da sind. Religiös ist das Gefühl, nur ein winzig kleines Teilchen zu sein und doch ein Ganzes, eine Determination in Allem und dann doch wieder der Inbegriff der ganzen Welt. Aus der Tragik, die darin besteht,

daß etwas als unendlich Empfundenes: das Seelische, an den allen Zufällen der Endlichkeit preisgegebenen Körper gefesselt ist, daß Jedermann zur Einsamkeit hinter den Gittern seiner Leiblichkeit verdammt ist, während er sich Gott und der Menschheit doch verwandt weiß, woraus sich dann eine fortdauernde peinliche Divergenz von innerem Totalitätsgefühl und äußerer Bedingtheit ergibt, geht die Unsterblichkeitsidee hervor. Sie schlägt zwischen Ewigkeit und Zeitlichkeit eine Brücke, worauf die religiösen Gedanken herüber und hinüber wandeln. Anderseits ist es das Glück, das „Ewigkeit will", das nach nie endender Dauer verlangende Glück des bloßen Daseins, woran sich die Unsterblichkeitsidee von je entzündet hat. Jedermann ahnt Unsterblichkeit und ewige Bestimmung, auch wenn der Verstand Alles abweist, was die Logik der Sinne nicht bewältigen kann. Die Lust am Guten, der nie rastende Vervollkommnungstrieb, die Empfindungen der Liebe, oder das Schamgefühl, das sich äußert, wenn der Instinkt unserer tierischen Herkunft mit unserer göttlichen Bestimmung dissonierend zusammentrifft: Alles beweist, wie sehr jenes Ahnen der Unendlichkeit, ohne das es nicht Verantwortungsgefühl und nicht Gehorsam gäbe, die Menschheit beherrscht. Es ist, als stände hinter jedem Individuum eine Stimme, die ihm Gewißheit zuzuflüstern sucht und die ihm leiser oder lauter ein „Du sollst" zuraunt. Wie der Mensch über diese

Stimme philosophisch auch denken mag, ob er sie Gott, Gewissen, Erhaltungstrieb, übersinnliches Ich oder gar Selbstsucht nennt: immer sieht er sich doch genötigt ihr zu folgen. Und eben aus dem Drang zu diesem Gehorsam geht die Religion hervor. Sie ist eine Mischung von Demut und Stolz, ist die „tragische Freude zu dienen“ und die edelste Form jenes Selbstgefühls, das sich entzündet, wenn man frei zu wollen sich entschließt, was zu müssen man nicht umhin kann. An sinnliche Wunder glauben, heißt nicht religiös fühlen. Jede allgemeine Religion bedarf der Symbole; aber die sind nichts, wenn sie nicht von jedem Individuum immer wieder in ihrer ursprünglichen Bedeutung begriffen werden. Man ist nur religiös, wenn man es in jedem Augenblick ist, wenn die Religionsidee in ihrem ganzen Umfang im Herzen wie etwas Einmaliges und Ursprüngliches geboren wird. Religion muß in neuen Menschen immer wieder als ein Neues da sein, mit neuen Zielen und verbunden den neuen Wirklichkeiten. Sie braucht Wirklichkeit, weil sie Drang zur Vervollkommnung ist und weil diese durchaus der Werktätigkeit bedarf. Wenn die letzten Religionsideale auch stets im Übersinnlichen liegen, so hoch, daß sie immer erstrebt und nie erreicht werden, wodurch es dann geschieht, daß die Religion „immer wird und niemals ist“, so muß doch alles lebendige transzendente Wollen immer den Weg über die Realitäten des Lebens nehmen.

Woher es denn kommt, daß religiöse Ideale unendlich variabel sind. Und eben diese Variabilität einer schlechterdings allen Menschen gemeinsamen Ewigkeitsidee macht die Religion zum großen Erziehungsmittel der Menschheit sich selbst gegenüber.

Es kann mit bedeutendem Erfolg für die Kultur freilich nur dann angewandt werden, wenn dem religiösen Gefühl eine feste Organisation, eine Kirche gelingt. Kommt sie aber als ein lebendig Notwendiges zustande, so wird sie zur absolut beherrschenden Großmacht. Wo sie grundlegenden abstrakten Lebensideen sinnlich faßbare Symbole, unaussprechlichen Gefühlen anschaulich überlieferbare Gleichnisse verschafft, wo sie imstande ist, eine gemeinverständliche Sprache für Das zu bilden, was als wortlose Sehnsucht in jeder Seele drängt und anbetet, wo aus sozial denkendem Religionsgefühl, aus religiös empfindendem Sozialismus das große Kunstwerk der Kirche ersteht, da ist stets auch der Grund zu großer Kultur gelegt.

Von solcher Kirche ist unsere Zeit weiter entfernt als je. Was bei uns kirchlich organisiert ist, das ist nicht mehr eine wahrhaft lebendige religiöse Kraft; was heute aber wirklich religiös genannt werden darf, das tritt uns nirgend schon organisiert entgegen. Und dieser Gegensatz von Sein und Schein wirkt geradezu kultur-

zerstörend und sozial zersetzend. Man darf, streng genommen, kaum sagen, eine Zeit hätte weniger Religion als die andere; denn die Summe des Guten und Bösen, der Kraft und Schwäche bleibt in einer von altersher schon gefügten Gesamtheit immer wohl dieselbe. Was sich aber stetig ändert, das ist die Art der Kräfteverteilung, der Organisation. Nur selten wird die gegebene Summe so angelegt, daß sie höchsten Ertrag bringt, nur selten ist das mannigfaltige Energiespiel so organisiert, daß ein Wille dem anderen nicht schadet, sondern nützt, daß jeder Kraft im Verhältnis ihrer Wichtigkeit der Platz angewiesen wird. Unsere Zeit ist so religiös und sittlich wie irgendeine. Aber die religiösen und sittlichen Idealkräfte sind so schlecht, so falsch organisiert, sie sind so wenig imstande, von den Fehlern eines brutalen Materialismus zurückzuhalten, daß sie zur Passivität verurteilt erscheinen und daß es aussieht, als sei das Geschlecht unserer Epoche absolut ohne höhere sittliche und religiöse Idealität. Was bei uns Kirche heißt, das vertritt Ideale, die einmal vor Hunderten von Jahren lebendig waren; professionsmäßig werden tote Formalien durch die gewandelten Zeiten geschleppt und es stehen die starren Überbleibsel einer einst großen und mächtigen Konvention der Bildung einer neuen, zeitgemäßen, unübersteiglich im Wege. Zu den alten Kirchengebäuden bekommen wir täglich noch neue, haben ein Heer von Geistlichen, sehen allsonntäglich ein

schwarzes Gewimmel von Kirchengängern und nennen einen noch vollständig ausgebildeten Kultapparat unser eigen; eine lebendige Religion aber haben wir nicht. Das religiöse Ideal, das sich monumental einst in dieser Kirche verkörperte, hat sich in lauter Teilwerk aufgelöst. Wo es einst mächtig herrschte, da ist es nun zur Dienerin anderer Idealkräfte geworden. Wir finden, was an Religiosität im Volke vorhanden ist, nicht mehr in der Kirche, sondern sehen es, zum Beispiel, als Mystik oder Weltanschauungsidee in der Kunst sein Wesen treiben, wo es das Ästhetische dann beständig über den Rahmen künstlerischer Wirkungsmöglichkeiten hinauslockt. Wir sind in der Kunst in diesen religionslosen Jahrzehnten wie Katholiken geworden. Unser Geniekult sieht aufs Haar der katholischen Heiligenverehrung ähnlich; die großen Künstler sind uns sozusagen Vermittler der Gnade geworden, sie werden uns jeden Tag noch zu Reformatoren des Lebensgefühls und in ihren Werken wird das Wunder unbefleckter geistiger Empfängnis verehrt. Aus früheren großen Zeiten religiöser Kultur nennt die Geschichte Namen bedeutender Idealisten fast nur innerhalb der Kirche; in der Kunst gab es damals namenlose Handwerker. Heute ist es umgekehrt: die Kunst ist das eigentliche Gebiet der ethisch wollenden Persönlichkeit, während Alles fast, was zur Kirche gehört, der Namenlosigkeit verfällt. Dadurch, daß die Kunst in dieser Weise Arbeit

der Religion übernimmt, ist sie, seit einigen Jahrhunderten schon, und am meisten in unserem Zeitalter, düster, grüblerisch, problematisch, faustisch und zu einem Gefäß metaphysisch schweifender Leidenschaftlichkeit geworden. Sie sehnt sich über sich selbst hinaus und zerstört dabei nicht selten die schöne Form. Sodann finden wir das Religiöse heute in der Wissenschaft als Wahrheitsliebe und Erkenntnissehnsucht — man betrachte zum Beispiel, wie Das, was die Heutigen Darwinismus nennen, mit fast mythologischer Phantasie begriffen wird —; oder wir finden es in einer streng geforderten und geübten Gerechtigkeit und in einem weitverbreiteten sozialen Mitleid. Das Resultat ist dann aber eine sentimentale Gesetzgebung, die den Schwachen besser schützt als den Tüchtigen und eine Tagesmoral, die sich in Selbstgerechtigkeit und Materialismus erschöpft. Die zehn Gebote werden heute nicht weniger streng gehalten als früher; aber die Gebote zu befolgen ist ja nicht schöpferische Religion. Ist nicht einmal Tugend; denn man kann auch als korrekter Diener des Katechismus ein Lump und kalter Glücksjäger sein. Niemals ist vielleicht im allgemeinen und besonderen so viel Gutes getan worden wie heute; aber diese religiös empfindende Menschenliebe ist nicht kulturfördernd, weil sie mehr den Charakter eines sentimentalen Wiedergutmachens hat als den einer weltbeherrschenden, organisationsfähigen Gefühlskraft. Zeiten mit

starkem religiösen Gefühl sind nie, wie wir es tun, furchtsam Kriegen und Konflikten ausgewichen; sie haben die Staatsgedanken immer ganz unsentimental begriffen und harten Gesetzen ist schonungslos Gehorsam erzwungen worden. Das eben ist der Segen selbständiger, kirchlich organisierter Religiosität: sie befreit von aller Wehleidigkeit, stabiliert das ethische Gesetz und erleichtert dem Einzelnen die schwere Last der Lebensverantwortung und Zweifel, so daß er sich besser rühren und sein eigenes Wesen handelnd entfalten kann. Nur die Unsicherheit des Empfindens, wie sie unsere Zeit charakterisiert, vermag zugleich schonungslos und weichlich zu sein. Es ist auch kein Nutzen für die Nation, daß sich das Religiöse in die philosophischen Systeme geflüchtet hat, die vor dem Bürger dieser Zeit zur Wahl ausgebreitet vorliegen. Seit Spinoza geht neben der christlichen Religion die Philosophie einher, immer im Gegensatz zur Staatskirche und zuweilen selbst wie ein Anfang neuer Religion. Dennoch haben die christlichen Religionsformen bisher den wissenschaftlichen Systemen der Kant, Schelling, Schopenhauer und Hegel standgehalten; aus den weisen philosophischen Weltgedanken ist ein allumfassendes neues Weltgefühl, das dem Klügsten wie dem im Geiste Armen genugtun könnte, noch nicht hervorgegangen. Alle unsere großen Philosophen sind zu Trägern religionsartiger Ideale geworden; aber das ganze Volk haben sie niemals

doch mit ihren bewunderungswürdigen Schlußfolgerungen sättigen können. Und darum eben kann auch der Einzelne die letzte Befriedigung nicht aus dieser Philosophie gewinnen. Was die Kirche anderseits unter Assistenz des Staates als Ideal darbietet, das ist nur das Petrefakt eines Ideals. Dieses schleppen nun die Teile der Nation, die sich nicht ungeduldig davon befreit und das Nichts der Lüge vorgezogen haben, mit sich umher. Zu den falschen Idealismen des Materialismus kommt noch dieses rudimente Religionsideal. Was einst heilig war, was vielleicht sogar noch wieder heilig werden könnte, das steht als ein wahrhaft monumentaler Mißbrauch vor uns, wie er so folgenschwer nur aus etwas einst Erhabenem hervorgehen konnte.

Diese Erstarrung hat, wie gesagt, bereits vor einigen hundert Jahren begonnen; in unsern Jahrzehnten aber ist der Gegensatz von lebendiger Religiosität und Dogma erst ganz schroff zum Ausdruck gekommen. Weder der Katholizismus noch der Protestantismus haben es zur Genüge verstanden, die naturwissenschaftlichen und philosophischen Erkenntnisse, die in den letzten Jahrhunderten errungen worden sind, ins Christentum hinüberzuleiten. Anstatt mit den Aufgaben der Zeiten fortzuschreiten, nie aufzuhören im Wachsen und Werden und den Sehnsüchten der Lebenden immer neue Wege und Ziele

zu lebendiger religiöser Idealität zu zeigen, hat die Kirche ihre Dogmen zu sehr als etwas Absolutes genommen und sich dem Neuen feindlich entgegengestemmt. Nun sind aber, infolge der allgemeinen Bildung, die Ergebnisse des philosophischen Denkens und Dichtens, die Resultate einer unendlich regen und ausgedehnten Naturforschung in diesen Jahrzehnten erst Gemeingut Aller geworden. Und darum sehen wir jetzt den Gegensatz von Weltwissen und Kirchenglauben erst zu einer nationalen Katastrophe werden, zu der größten Jugendsorge unserer Zeit, zu einem Drama, dessen Verwicklungen in jede Familie fast hineinführen. Eine so von allen guten Geistern des Lebens verlassene Kirche konnte dem Kritikbedürfnis der neuen Zeit unmöglich standhalten. Um so weniger, als die Zweifelsucht sich nicht nur gegen das Christentum, sondern gegen alle Religion überhaupt gewandt hat. Wenn das tiefe Erstaunen über das Dasein der Welt und des Ichs der Anfang aller Religion ist, wie kann dann religiöses Gefühl in einer Epoche sein, wo sich Jedermann im Hochgefühl seiner Bildung schämt, über irgend etwas noch zu erstaunen! Man hat ja längst gelernt, alle Erscheinungen des Lebens kausal auszumessen. Um so mehr, als es dem „Aufgeklärten" von der Kirche gar so leicht gemacht wird, sein kritisches Werkzeug zu benutzen. „Wer nur irgend sich etwas umsieht," sagt F. Th. Vischer, „Handwerker, Arbeiter, Kaufmann, wer immer von Physik und

Geschichte auch nur einigen Lichtstrahl empfängt, ist rein fertig mit Allem, was übersinnliche Figur, was Regierung des Universums von außen, was Wunder heißt. Sie zurückzuführen in den Glauben daran, ist unmöglich; wer seinen Widerstreit mit Natur- und Denkgesetzen erkannt hat, kann nie und nimmer in ihn zurück. Nun sind aber alle Diese hilflos ins Leere geworfen. Die gefärbte Religion sind sie los, zur reinen reicht es bei ihnen nicht, und wenn es reichte, wer reicht sie ihnen? Niemand ... Die alte Ehrfurcht sind sie los, für eine neue können sie die Begründung nicht finden. Moral ruht schlechterdings auf Religion und da sie mit der bunten Religion die reine wegwerfen, so werden sie Lumpenhunde, lassen sich in den Wirbel der Hetzjagd reißen, die jetzt los ist, der Hetzjagd nach dem Glück, das keines ist. Ihnen sagt Niemand, zeigt Niemand einfach aus dem innern Wesen der Seele und aus dem Verhältnis der Einzelseele zur Seele der Menschheit, daß und warum es keinem Menschen wohl wird, außer im Guten.“ Ein Gott, dessen Unmöglichkeit sich mathematisch beweisen läßt, kann nicht ethische Gesetze diktieren; ein Gott, an den man glauben soll, muß jenseits aller Beweise stehen und doch auch zugleich im Mittelpunkt jedes einzelnen Beweises vom Wesen der Natur. In ihm muß alles Logische, Mathematische und Kausale Platz haben; darüber hinaus aber muß der Gedanke an ihn zu tausend transzendenten und ewigen Ideen anregen.

Der Naturforscher muß an diesen Gott glauben können und der Arme im Geist, der Fürst und der Bettler, der Astronom, Geologe und Philosoph so gut wie der Priester, der Freudige und Leidvolle, der Freie und der Gefesselte. Wäre das Christentum Schritt vor Schritt zu einem höheren Gottbegriff emporgestiegen, anstatt im finsteren Aberglauben oder in Wortorthodoxie zu verfallen, hätte es die großen alten Symbole stetig erneuert, anstatt sie dogmatisch erstarren zu lassen, so herrschte jetzt nicht dieser schreckliche Skeptizismus, der sogar alle einst möglichen Gottideen im voraus schon blaguiert und jeden Versuch einer neuen Divinisierung der Welt mit seinen klugen Hohnreden im Keim erstickt. Man hat gelernt, die Geschichte objektiv zu betrachten, und nun will dem Lebenden selbst die Religion der Zukunft relativ erscheinen. Die religiöse Phantasie ist erstickt. Jede neue Erfahrung dient zu einem Beweis gegen das Dasein Gottes; und wer dem Glauben an Ewigkeit, an Sittengesetz und Unsterblichkeit entwachsen zu sein meint, den erfüllt sein Atheismus entweder mit kalter Verzweiflung oder er gebärdet sich wie der Schüler, der des Lehrers ledig ist. Er wird in dieser Selbstgefälligkeit auch nur bestärkt, wenn er sieht, welcher Art Die sind, die sich mit selbstgerechten Moralistengebärden oder mit dumpfer Gleichgültigkeit um das rudimente Ideal des Christentums scharen, wie sie sich gefallen in ihrer feigen Weisheit, in ihrem sub-

alternen Gehorsam und sich für bessere Staatsbürger halten, weil sie der Landeskirche angehören; wenn er sieht, wie materialistischer Streberwille oder ein ruchloser kapitalistischer Optimismus die Autorität der Staatsreligionen zu selbstischem Vorteil benutzt und Das, womit das größte aller Menschenherzen die am Leben Leidenden einst trösten wollte, so versteht, wie es dem Egoismus dienlich scheint. Gewiß: das Christentum konnte nicht bleiben, was es in den Gemeinden der Urchristen war. Es hat im Laufe der Jahrtausende viele Zeitideale und nationalen Eigenheiten in sich aufgenommen; aber dadurch erst hat es sich groß und fruchtbar entwickelt. Es kann griechisch, römisch, germanisch und amerikanisch sein, mit Buddhistischem und Antikem vermischt werden und kann doch immer eine groß führende Religion sein. Es kann nicht nur, sondern es muß alles Wollen und Erkennen, alles Sehnen und Ahnen der Zeiten lebendig in sich aufnehmen. Mögen die christlichen Priester immerhin, entgegen den Ideen des Urchristentums, unsere Waffen des Krieges segnen; wenn sie sonst nur rechte Verkünder eines neuen, all unser Wissen überflügelnden Evangeliums wären.

In dem Maße, wie die Kirche an Selbständigkeit verliert, muß sie zum Instrument des Staates werden, während eine wahrhaft lebendige Kirche überhaupt nicht Dienerin des Staatsgedankens

sein kann. Das Problem Staat und Kirche ist ja immer aktuell, weil es niemals ganz gelöst werden kann. Denn die kirchliche Macht wird stets auch die weltliche suchen und die weltliche Macht die kirchliche. Heute aber drängt die alte Frage besonders heftig wieder zur Beantwortung. Und von der Entscheidung wird viel deutsche Zukunft abhängen; es wird sich zeigen müssen, ob wir echter und großer Ideale noch fähig sind und ob Staatsgenie genug vorhanden ist, das Notwendige im großen Stil zu vollbringen. Die Formulierung des Entweder-Oder ist einfach genug. Denn es fragt sich vor allem, ob sich der neue deutsche Staat länger noch mit erstarrten Religionsidealen umherschleppen soll oder ob er mit entschlossenem Schnitt hemmende Religionsformen von sich abtrennen soll.

Die Aufgabe des Staats besteht darin, für Alle und auf Wunsch Aller zu tun, was der Einzelne infolge seiner Gebundenheit und Isoliertheit unmöglich tun kann. Dieses ist der Zweck des Staates und innerhalb dieser Aufgabe liegt darum auch sein Pflichtgebiet. Er hat zu leisten, was nur in der Organisation aller Volksteile geleistet werden kann, sei das Ziel des Zusammenschlusses nun materieller oder geistiger Art. Auch das Religiöse hat der Staat also die Pflicht zu organisieren. Aber nur dann, wenn das herrschende religiöse Ideal in der Tat dem ganzen Volke lebendig zu eigen gehört, wenn es wirklich Allen wünschenswert

und erstrebenswert erscheint. Zeigt es sich, daß dieses Ideal nicht allgemein ist, stehen ihm anders gerichtete Ideale gegenüber, ist die Nation über Geist und Form seiner Religiosität uneins, so hat sich der Staat, der eine unparteiische Macht sein soll, zurückzuhalten und abzuwarten, bis der geistige Kampf entschieden ist. Begünstigt er von den streitenden Religionsparteien die eine und erhebt er deren Dogma zur Staatskirche, so wird er selbst Partei und muß es dulden, daß er als Partei bekämpft wird. Er verletzt seine Pflicht, weil er als Partei nicht Allen gleichmäßig gerecht werden kann. Erhebt der Staat aber gleich mehrere Bekenntnisse zugleich zur Staatskirche, so beweist er, daß ihm die Volksidealität nur ein Werkzeug der Regierungstechnik ist und daß er sich nicht verpflichtet glaubt, etwas Geistiges geistig, etwas Sittliches sittlich zu vertreten. Vergleicht man den Staat einem Individuum, so ist er im ersten Falle wie ein befangener, vorurteilsvoller Mensch, der nicht das Zeug hat, ein gerechter Schiedsrichter und Verwalter zu sein; im zweiten Falle gleicht er einem sittlich indifferenten und darum unproduktiven Menschen.

Diesen beiden Kompromißformen, denen wir in der neueren Geschichte freilich überall begegnen, steht ein anderes mögliches Verhältnis von Staat und Kirche gegenüber, das immer noch, wenn es Wirklichkeit wurde, einen Höhepunkt menschlicher Kultur bezeichnete. Es ist der Zu-

stand, der eintritt, wenn es einem Volke in mächtigem geistigen Aufschwung gelingt, sich über seine religiösen Ideale vollständig zu einigen, so daß der Staat zum Vertreter und Organisator einer einzigen, die ganze Nation umfassenden Gottesidee werden kann. Werden muß. Denn bei dieser Lage der Dinge identifiziert sich der Staat, während er, als Anwalt der Volksgemeinde, zur Bildung einer großen, alles umschließenden Volkskirche schreitet, unmerklich so sehr mit den religiösen Grundgedanken, mit dem Geist der Kirche, daß sein Wille davon bald nicht mehr zu unterscheiden ist. Wird in jenen beiden zuerst genannten Fällen die Kirche zum Staatswerkzeug, zum Mittel materieller Endziele degradiert, so wird in diesem Falle umgekehrt der ganze Staat, mit all seinen Materialismen und Rationalitäten zur Kirche erhoben. Er wird ganz von der Religion durchdrungen, von ihr sozusagen noch einmal neu aufgebaut und damit in erhabener Weise vergeistigt. Der Staatsbürger gehört dem Gesellschaftsverbande dann nicht nur äußerlich an, als ein den Gesetzen Unterworfener, sondern auch innerlich als ein sich am religiösen Gesetz freiwillig Begeisternder. Dadurch wird er im eigentlichen Sinne zum Kind des Staates, wo er sonst nur dessen Angehöriger ist; der Staat wird zum Familienverband und aus dieser höheren Einigkeit erhebt sich die Form einer bleibenden Kultur. Das Religionsgefühl wird zum Staatsgefühl. Der Ver-

brecher gegen die Staatsgewalt wird dann zugleich zum Verbrecher wider die Kirche und es wird die Kirchenstrafe schwerer empfunden als die Polizeistrafe; jeder Krieg wird mehr oder weniger zu einem heiligen Krieg, zu einer Art von Kreuzzug und es kommt das soziale Leben bei solcher allgemeinen Durchgeistigung der Vollkommenheit so nahe, als es überhaupt menschlicher Gebrechlichkeit möglich ist. Es fehlt alle Sentimentalität und Weichlichkeit, denn strenge herrscht das Pflichtgesetz; es erhebt sich der Wille zu großen Taten und es beginnen die Künste zu blühen, weil Alle im gleichen Rhythmus empfinden und wollen. Freilich vermag ein dergestalt zur Kirche gewordener Staat nicht dauernd zu bestehen. Es kommt immer bald ein Zeitpunkt, wo die materiellen Interessen der Herrschaft des nicht immer ganz einigen Geistes entschlüpfen und wo sich der alte Dualismus von Staat und Kirche wieder herstellt. Nichtsdestoweniger muß ein solcher Zustand der Synthese das Ziel jedes reinen und großen Strebens bleiben. Denn alles Bessere liegt eigentlich nur an der Straße zu diesem Ziel. „Nur auf dem Wege zum ewigen Leben liegt ein Vaterland."

Betrachtet man von solchen Voraussetzungen aus nun das Leben der Gegenwart, so muß man erschrecken, wie weit wir vom Anfang des Weges sogar entfernt sind. Die Bewohner des

neuen Reiches sind sich ganz uneins über ihr religiöses Wollen, nirgend versucht die latente Religiosität sich zu organisieren. Es wäre vom Staat darum vernünftig, wenn er die Ideen des Heils den Staatsbürgern so lange als eine Privatangelegenheit überließe, bis Alle sich in einem einzigen Gefühl geeinigt haben. Statt dessen ergreift der Staat, fußend auf ehrwürdigen, aber gegenstandslos gewordenen Überlieferungen, Partei und verbündet sich einer Kirche, der die Lebendigsten der Nation längst nicht mehr angehören. Oder richtiger: er hat sich gleich zweien Kirchen verbündet, der protestantischen und katholischen, und duldet daneben noch die jüdische Religion und vielerlei Arten von Sekten. Der deutsche Staat kritisiert sein Verhältnis zur Religion selbst, indem er in dieser Weise zugleich zwei christliche Bekenntnisse zur Landeskirche erhebt und damit sagt, daß er das äußerlich Geeinte innerlich für unvereinbar hält und daß die von ihm empfohlenen Religionsideale nur Relativitäten sind. Eine Religion darf aber für den Gläubigen nicht einmal den Schein der Relativität haben; sie ist gleich unwahr, wenn sie nicht das ganz Absolute ist, worauf alles Andere ruht. Protestanten und Katholiken haben vor Juden, Freimaurern und Dissidenten außer ihren Traditionen nichts oder doch kaum noch etwas voraus, das zu ihrer staatlichen Bevorzugung berechtigte. Indem der Staat für sie Partei ergreift, stellt er sich unwillkürlich

abweisend den ungeheuer großen Volksteilen gegenüber, die äußerlich oder innerlich den christlichen Bekenntnissen nicht mehr angehören. Er ist also nur noch der Mandatar eines Bruchteils des Volkes und gibt damit zu, daß er an ein auch innerlich geeintes Reich nicht glaubt. Dadurch schwächt er sich selbst. Denn nun kann er sich um andere, unkirchliche Idealkräfte der Zeit nur halb kümmern, kann sie nicht fördern, ja muß sie, der Logik seiner Parteistellung folgend, wohl gar bekämpfen. Er wird von Allen benutzt, aber nicht geliebt; man dient ihm, aber man opfert sich nicht für ihn. In den Teilen Deutschlands, wo es eine katholische Landeskirche gibt, werden die Protestanten gedrückt, in den Gebieten der protestantischen Staatskirche die Katholiken. Ein dauernder leiser „Kulturkampf" ist die Folge. Auch eine stetige Spannung zwischen Staat und Kirche muß eintreten, wo die heterogenen Interessen nur verkoppelt sind, nicht aber zu einem einzigen Interesse werden können. Während der Staat den Bürger drängt, sich der Kirche anzuschließen, will er nur seine disziplinarische Gewalt verstärken; und wenn die Kirche Gehorsam gegen den Staat predigt, so tut sie es, weil sie selbst den revolutionären Gedanken am meisten fürchtet. Wie die Dinge heute liegen, kann in strittigen Fällen der Staat mehr auf den Bürger rechnen als die Kirche, weil die materiellen Interessen dem Lebenden viel wichtiger sind als die geistigen.

Immer seltener führt darum auch ein echter religiöser Idealismus die Jünglinge ins Priesterseminar. Das Amt des Geistlichen ist bereits nur noch ein Beruf wie jeder andere akademische Beruf. Der Priester tut gelassen und schematisch seine Beamtenpflicht, findet sich mit seinen Zweifeln ab, wie er kann, und gelangt zu einem hochmütigen Standesgefühl auf dem Wege oft bedenklich jesuitischer Gedankenoperationen. Der gelehrte Theologe fühlt sich als Mann der Wissenschaft, wo er doch eine voraussetzungslose Wahrheitsforschung gar nicht treiben darf, sondern frei im besten Falle nur als Lehrer der Religionsgeschichte ist. Schon der Umstand, daß man Theologie studiert, daß man ohne weiteres Geistlicher „werden" kann, sollte zu denken geben. Eine hohe Würde, wie die eines wahrhaften Seelsorgers, sollte nur durch Opfer erworben, nicht erlernt und ersessen werden können. Der katholische Priester bringt noch heute in gewisser Weise dieses Opfer durch Ehelosigkeit und strengen Gehorsam; der protestantische Geistliche aber gleicht in jedem Punkte einem bürgerlichen Beamten. Er kann Tugenden der Zuverlässigkeit entwickeln, kann sich bestenfalls als geistreicher Kanzelredner Schauspielerruhm gewinnen, aber er gefährdet seine Stellung gleich, wenn er Idealist genug ist, die Kirche, die Religion reformieren zu wollen, wenn er Sehnsuchtsinstinkte, wie sie beispielsweise in den sozialen Bewegungen dieser Zeit

zutage treten, dem christlichen Religionsgedanken zu verbinden sucht. Das duldet der Staat nicht, der die Kirche zu seinem gehorsamen Werkzeug gemacht hat und der darum politischen Gehorsam auch vom Priester verlangt.

Die Schlußfolgerung, daß der Staat sich unter diesen Umständen beschränken sollte, eine Zeitlang nur der Geschäftsführer der Nation in allen materiellen Dingen zu sein, ist mit Händen zu greifen. Es ist durchaus zu fordern, daß Katholizismus und Protestantismus behandelt werden, als seien es private Religionsgesellschaften, daß sie der jüdischen Religion also, dem Freimaurertum usw. gleichgestellt werden und daß sich der Staat um sie nur bekümmert, wenn sie etwas ihm Feindliches unternehmen. Wenn gesagt wird, der Staat brauche die Landeskirche, um die Demoralisation zu verhindern, so ist dies falsch. Es ist möglich, daß die Regierung die Kirche zu diesem Regierungszweck braucht. Die Regierung ist aber nicht der Staat, ist es vor allem nicht, wenn sie solcher Mittel bedarf. Würde der Staatskirche das offizielle Prestige genommen, so würde sie sehr viele ihrer Mitglieder allerdings verlieren. Aber in der vollständigen Freiheit des religiösen Meinens und Empfindens würde sich die echte Religiosität viel leichter dann auch entfalten und neu organisieren können. Was im Christentum noch an unmittelbarem Leben steckt, käme gerade bei solcher Trennung zum Vorschein. „Regieren heißt", so sagt Paul de Lagarde, „die

Hindernisse wegräumen, welche der Bestimmung der Nationen und der Individuen im Wege stehn, die Bedingungen schaffen und erhalten, unter denen das Leben sich zu entwickeln vermag."

Bei der einstweiligen Trennung von Kirche und Staat müßte die Kirche natürlich auch ihren Einfluß auf die Schule aufgeben. Auch hier darf es nur ein Entweder-Oder geben. Entweder Kirchenschulen oder religionsfreie Staatsschulen. Im ersten Falle wäre der Unterricht ganz von religiösen Grundgedanken aus zu organisieren; im anderen Falle ist das Religionsbedürfnis des Kindes auf die Familie, auf die Privatkirche zu verweisen. Das Kind darf in der Schule in bezug auf die ewigen Dinge nicht präokkupiert werden, da solches ja doch nicht mit heiliger Überzeugungskraft, sondern nur aus einem trocken katechisierenden Geist heraus geschieht. Das Kind sollte heute in der Schule nur die möglichst genau vorgetragene Religionsgeschichte kennen lernen. Den gegenwärtigen Zuständen wird am radikalsten gerade gegenüberstehn, wer reine Kirchenschulen für die beste Erziehungsinstitution hält. Doch sind solche Kirchenschulen natürlich nur dann denkbar, wenn der ganze Staat durch und durch religiös geworden ist und sich in Kirche verwandelt hat.

Am nötigsten ist der in die Tiefe weisende Zwang, der sich aus der Trennung vom Staat ergeben würde, dem Protestantismus. Schon

vom ersten Tage seiner Entstehung an ist er nicht schöpferisch im höchsten Sinne gewesen. Werte schaffend war er eigentlich nur in Fragen des Moralischen und Sozialen; er war von je eine kritisch erklärende Energie, nicht eine synthetisch bauende und hat sich niemals groß phantasievoll gezeigt. Er hat auf die Schultern des Einzelnen die ganze Lebensverantwortung gelegt und damit eine so schwere Last, daß das Individuum darunter zusammenbrechen oder sich der Verantwortung auf Schleichwegen der Gewissensdialektik entziehen mußte. Der Protestantismus war ursprünglich mehr ein Individualitäts-, ein Befreiungsgedanke als ein dauernder kirchlicher Organisation fähiger Religionsgedanke. Er ist darum die eigentliche Vorstufe zur modernen Religionslosigkeit der ernsten, sich selbst verantwortlich fühlenden Menschen. Die Idee des Protestantismus ist sehr sittlich; aber in Luther schon war sie mehr nihilistisch als schöpferisch, mehr kritisch als aufbauend. Charakteristisch ist es schon, daß der Protestantismus für seine Kirchen nicht eigene Bauformen gefunden, sondern sich mit den mühsam nüchtern gemachten Formen katholischer Baustile begnügt hat. Was aber an Bürgergröße und demokratischer Selbstverleugnung im Protestantismus jemals vorhanden war, ist in den letzten Jahrzehnten ganz verschwunden. Schon zur Zeit unserer Klassiker ist der wahre protestantisch-evangelische Geist zur Kunst und Philosophie abgeschwenkt; aber erst

jetzt ist der letzte Rest höherer Geistigkeit entwichen, jetzt erst, seitdem er im neuen Reich ganz zu einer Triebkraft der Staatsmaschine geworden ist, hat der Protestantismus die Fühlung mit der lebendigen Volksempfindung endgültig verloren. Der einzige Versuch, der gemacht worden ist, ihn dem Leben wieder zu nähern, war die christlichsoziale Bewegung in den achtziger und neunziger Jahren. Aber auch sie ging nicht tief, weil mehr ein unreiner Pastorenehrgeiz sie inszenierte als groß denkende Vaterlands- und Menschenliebe. Sie verrann in den Gassen der Großstadt, ohne irgendwie befruchtend gewirkt zu haben; sie ließ nichts zurück als den giftigen Bodensatz des Rassenhasses. Es war eine Probe aufs Exempel, daß der Protestantismus, wie er jetzt ist, der Führung nicht mehr fähig ist.

Besser hat sich der Katholizismus mit den Forderungen der Zeit abgefunden. Seine Abhängigkeit von der außerstaatlichen Macht des Papsttums hat ihn zu einem ganz willenlosen Werkzeug der Regierungen niemals werden lassen. Ihre internationale Entwicklungsgeschichte, ihre Riesentradition gibt dieser Kirche heute noch ein Selbstgefühl, das sich den modernen Staatsformen mit einigem Recht überlegen dünkt. Der Geist der Geschichte wird vom Katholizismus trotz aller dogmatischen Formalismen gut genug begriffen, um die Einsicht zu wecken, wie wichtig es ist, die jeweiligen Forderungen der Zeit und der Natio-

nalität in sich aufzunehmen. Die Langlebigkeit des Katholizismus ist im wesentlichen auf seine wenn auch bedingte Bereitschaft zur Modernität zurückzuführen; und seine ungebrochene Kraft auch in der Gegenwart fußt im wesentlichen auf seiner Fähigkeit, sich zu sozialisieren. Man braucht nur an die Bewegung zu denken, die im Katholizismus Modernismus genannt wird; und daran, daß diese Kirche sogar Kantische Ideen in sich aufzunehmen gewußt hat. Eine Großmacht ist der Katholizismus schon darum, weil ihm ein Priesterheer zur Verfügung steht, in dem eine eiserne Disziplin herrscht und das dem Volk immer noch geheimnisvoll ist. Gregors des Siebenten Idee von der Ehelosigkeit der Priester hat sich im Laufe der Jahrhunderte als ein Gedanke höchster, kirchenpolitisch gerichteter Genialität erwiesen. Wer diesen Gedanken begreift, wird einsehen, wie wichtig er ist und daß der Papst den Priestern eher das Konkubinat als die Ehe erlauben dürfte. Auch in andern Ideen einer erstaunlichen Weltorganisation kommt der synthetische Wille des Katholizismus immer zum Vorschein. Diese Religionsform steht am meisten heute dem Ideal der Einheit von Staat und Kirche nahe. Denn sie ist der Weltlichkeit fähig und braucht doch ihre transzendente Idee nicht zu opfern. Es ist durchaus bezeichnend, daß unter den vielen rein politischen Parteien im deutschen Reichstag eine Religionspartei sitzt, daß sie in Einem ist, worin alle die

andern Parteien gerade sich voneinander absondern: konservativ und demokratisch, reaktionär und fortschrittlich zugleich, eine Partei der Reichen und der Armen, und daß sie zur größten und mächtigsten Partei werden konnte. Etwas Geniales ist in dieser Art, wie der Katholizismus wenigstens strebt, das ganze materielle Staatsleben aufzunehmen und mit kirchlichen Interessen zu durchdringen. Man mag daraus lernen, welch ungeheure Macht eine Partei erst hätte, die schlechterdings alle Interessen der ganzen Nation, die materiellen und religiösen, ebenso groß und frei vertreten würde, wie das Zentrum die Interessen der katholischen Wählergruppen immerhin politisch und kirchlich noch engherzig vertritt. Was den Katholizismus hindert, zu einer wahren modernen Volksreligion zu werden, das ist einerseits sein Unvermögen, die ihm zu finsteren, dummen Fetischen gewordenen christlichen Symbole und all seinen wunderreichen Aberglauben abzutun oder lebendig umzugestalten, und andrerseits die Unfähigkeit dieser Papstreligion, sich ebenso vollständig noch einmal zu nationalisieren, wie es zur Zeit des Mittelalters gelungen ist. Eine Kirche aber, die sich heute, in der Zeit der energischen Betonung alles Volkstums, nicht zu nationalisieren vermag, kann von vorn herein nicht unumschränkt herrschen. Das religiöse Leben ist in England und Rußland zum Beispiel noch stark und staatsbildend, weil es national ist. Je größer die Macht

des Papstes ist, desto weniger kann der Katholizismus national sein; je nationaler dieser würde, um desto mehr müßte die Macht Roms zurückgehen. Vorausgesetzt, daß die evangelische Idee des Christentums vom Katholizismus, daß sie überhaupt neugeboren werden könnte.

Der freiere Geist, der den Staatskirchen entwachsen und doch in dieser götterlosen Zeit nach Religion und religiöser Gemeinschaft begierig ist, flüchtet sich gemeinhin mit seiner Sehnsucht in kleine Gemeinden verwandt Empfindender. Aber das ist kein Weg, sondern ein Ausweg. Denn die Teilideale, die so erworben und gepflegt werden, müssen in demselben Maße ungenügend sein, wie sie nicht die ganze Nation sättigen. Religion ist Etwas, das Jeder in sich selbst und nur für sich selbst erlebt; aber es ist dem Einzelnen im höchsten Sinne nur dienlich, was Allen von Nutzen ist. Oder wie Lagarde es einmal anschaulicher formuliert hat: „Angewandte Religion ist stets individuell, Religion stets generell: so gewiß Speise nicht nährt, wenn sie nicht vom Einzelnen genossen und verdaut wird, und so gewiß nichts Speise ist, was nicht von allen — ich sage, von allen — Gesunden genossen und verdaut werden kann.“ Die sezessionistischen Ideale sind zur Hälfte immer fixe Ideen. Der Beweis dafür wird stets in gleicher Weise erbracht: solche Ideale lösen nie große schöpferische Kräfte, sie

machen vielleicht moralischer, aber nicht produktiv. Sie verengern den Gesichtskreis mehr, als daß sie ihn weiten und stacheln nicht zu unaufhörlicher Vervollkommnung. Und doch verliert der Staat an die Sekten, Geheimbünde und Sezessionsgemeinden die edelsten seiner Bürger.

Eine nicht organisierte, aber ziemlich weit, vor allem über die gebildeten Stände verbreitete Gruppe religiöser Sezessionisten ist die der Religionseklektizisten. Sie gehen in der Regel von dem Bekenntnis aus, wohinein der Zufall der Geburt sie hat geraten lassen, negieren alle leeren Formalien, stellen in einer neuen Weise die Bedeutung der Symbole wieder her und tragen in die traditionellen religiösen Vorstellungen mystisch poetische, romantisch philosophische und literarisch anmutende buddhistische oder wohl gar muhammedanische Weltanschauungen hinein. Das Ergebnis ist eine Religionsform nur für Esoteriker, mystagogisch und artistisch zugleich. Gewisse Teile der Gesellschaft, vor allem die Unbeschäftigten, geben sich solcher Religiosität mit einer seltsamen Mischung von Sehnsucht und Snobismus hin. Man könnte von Bildungsreligion sprechen; von Bildungskatholizismus und Bildungsprotestantismus.

Wird der religiöse Zweifel intellektuell mit tieferem Ernst ergründet, so gelangt der religiös wünschende Denker oft zum Spiritismus und Okkultismus. Dort findet er zwar manchen Ge-

nossen vor, der nur des rohen Aberglaubens wegen da ist; aber er findet auch sehr feine und sensibele Geister. Das Ernsthafte in dieser wissenschaftlich gewordenen Religiosität besteht darin, daß das reine Bemühen herrscht, ein Übersinnliches zu beweisen, zugleich aber eine ursächliche Erklärung dafür zu geben, die den Erfahrungen der Naturwissenschaft nicht widerstreitet. Zwar weist die Lehre dann mehr auf physiologische Phänomene als auf ethische Triebkräfte, aber sie gibt doch so bedeutende Perspektiven, daß der religiöse Drang sich der Idee vom transzendentalen Subjekt in dieser Zeit gerne bemächtigt und darin in der Tat eine gewisse Ruhe und Hoffnung gefunden hat.

Wenig gibt dagegen die auch als freireligiös bezeichnete Lehre ihrer Dissidentengemeinde. Denn es ist nicht eine einzige klare Vorstellung darin anzutreffen, die in der Empfindungen Flucht zum festen Punkt werden könnte. Die Lehre ist im wesentlichen negierend und beruht auf der Freude an der eigenen Aufgeklärtheit. Ein Heldenstück scheint es, wenn man Gott glücklich los geworden ist. An Stelle des Aufgegebenen tritt etwas ganz Unklares. Man nennt es etwa Monismus oder Pantheismus und es kommt ziemlich auf eines hinaus, ob man sich das Weltall gleichmäßig belebt oder gleichmäßig unbelebt vorstellt. Unsterblichkeit heißt das Gesetz von der Erhaltung der Kraft oder das Gesetz der Vererbung, und Vorsehung ist ungefähr dasselbe wie Darwinismus. Man ver-

brennt aus hygienischen und ästhetischen Gründen die Leichen, erklärt den Selbstmord für erlaubt und übersteigert so rationalistisch liberale Ideen bis zu einer Art von philosophischer Religiosität. Innere Befriedigung gewinnt aber Keiner dadurch.

Besser sind die Freimaurer daran. Schon weil ihre Verbände seit Jahrhunderten organisiert sind und weil ihr Humanismus werktätig vorgeht. Als eine Art von Genossenschaft zu gegenseitiger Hilfeleistung ist die Freimaurerei etwas Bewunderungswürdiges; von einer religiösen Idee kann aber auch bei ihr nicht die Rede sein, trotzdem sie eigentlich immer jenes Religiöse gemeint hat, das sich in der neben dem Christentum hergehenden Philosophie verkörpert. Man braucht nicht über die Symbole und Geheimzeichen der Freimaurer zu lächeln, obgleich die eifrig betriebene Maskerade ein wenig dazu auffordert. Sinnliche Bilder braucht schließlich jeder religionsartige Verband. Aber diese Formalien erscheinen in der Freimaurerei heute deplaciert, weil jetzt nicht mehr etwas eigentlich Religiöses dort vertreten wird, sondern nur ein Moralgesetz, das jeder Einzelne schon kennt, bevor er einer Loge beitritt. Es hat gewiß etwas Gutes, wenn der Kleinkaufmann, der tagsüber hinter dem Ladentisch steht, der Handwerker, der sich die Woche hindurch geplagt hat, voll eifriger Andacht in der Versammlung dasitzen wie in der Kirche und edlen Reden humanistisch schwärmender Genossen lauschen, wenn sie sich

ein paar Stunden als „Bruder“ ihres reichen Kunden fühlen dürfen. Aber leider ist auch hier „nach neune alles aus“. Und da die Logen wenn nicht Christentum, so doch den Glauben an Gott fordern, so nehmen sie sich eigentlich selbst das Arbeitsgebiet, das zu bearbeiten allein lohnend wäre. Immerhin ist die Freimaurerei als Versuch sozialer und religiöser Selbsthilfe eine Institution bedeutender Art, wenn die Vorteile, die sie gewährt, oft auch spekulativ mißbraucht werden; denn sehr Viele suchen die Mitgliedschaft nur, um unter den „Brüdern“ Kunden werben zu können.

Am sichtbarsten äußert sich die religiöse Sehnsucht dieser Zeit in der Sekte, die sich die Heilsarmee nennt. Das Religionsverlangen tritt dort noch einseitiger und grotesker in Erscheinung als anderswo; dennoch kann diese Vereinigung der Deklassierten und Enttäuschten nicht leicht überschätzt werden. In ihr verkörpert sich, was die Sozialdemokratie in ihrem Bildungsdünkel zu beachten, zu organisieren versäumt hat. Die Bußgedanken, die den Lehren der Heilsarmee zugrunde liegen, können zwar positiv religiös in keinem Punkte genannt werden; wahrhaft ethisch aber ist die Aufopferungslust dieser Menschen, der leidenschaftliche Drang sich mitleidig hinzugeben, sich zu erniedern und sich dem schlimmsten Elend und dem Verbrechen helfend zuzugesellen. Was der Ausbreitung und Popularisierung der Heilsarmee bei uns im Wege steht, ist ihre entschieden

englisch-amerikanische Herkunft und ihre Unlust, das proletarische Geistesniveau zu verlassen. Man könnte von einer Hinterhaus-, von einer Lazarettreligion sprechen, von einer Bußethik, die nur für Arme im Geiste und Enttäuschte formuliert ist. Das ist um so mehr zu beklagen, als so die selbstlose Güte nur halb genutzt werden kann. Trotz der Werktätigkeit bleibt die Idee passiv und es besteht dieses Soldatenheer des Heils im wesentlichen darum aus armen, vom Leben mißhandelten Frauen, aus Leidenden und Resignierten. Die höchste Form, der diese Sekte fähig ist, dürfte eine Art von großstädtischer Herrnhuterei sein. Das wäre immerhin nicht wenig. Aber auf das große nationale Religionsproblem vermöchte sie auch dann keinen Einfluß zu gewinnen. Wenn der Protestantismus klug wäre, öffnete er dieser Gemeinde beizeiten seine Kirchenpforten.

Umfangreiche Sektenbildungen sind stets ein Zeichen, daß eine vorhandene latente Religiosität in der Staatskirche nicht Genüge findet. Und die Tatsache, daß mit dem Sektiererglauben eng dann immer eine besondere Ansicht vom Wesen des Staates verbunden ist, beweist, wie sehr das Staatsgefühl immer dem Religionsgefühl verbunden ist, wenn dieses nur echten Bedürfnissen entstammt. Werden auch die tollsten Ideen zuweilen bis zur ethischen Idealität ungesund hinaufgetrieben, wird hier der Vegetarianismus und dort eine Lehre von der Vielweiberei mit unbestimmten religiösen In-

stinkten verbunden, so zeigt sich doch auch gerade in dieser Verquickung des Profanen und Sittlichen wieder ein wenn auch auf Abwegen irrender synthetischer Instinkt. Es ist darum gar nicht unmöglich, daß aus Sektenreligiosität heraus eines Tages ein Kirchengedanke der Zukunft hervorgeht.

Noch ist darüber aber nichts zu sagen. Jede Weissagung wäre eitel Konstruktion. Es ist möglich, daß das Christentum die ihm innewohnende ungeheure Lebensidee nochmals zu reformieren vermag. Wer sich stilldenkend nur das Vaterunser hersagt, wird diese Möglichkeit gelten lassen. Es ist aber ebensowohl möglich, daß die Erfüllung von anderer Seite kommt. Sicher scheint nur, daß die Religion der Zukunft aus dem lebendigen Bedürfnis nach Ethik hervorwachsen wird. Ein Wissen um den Weg der Entwicklung ist uns nicht vonnöten. Um die endgültige Form brauchen wir nicht zu sorgen; wohl aber darum, daß im rechten Augenblick etwas zu formen da ist. Die Aufgabe jedes Einzelnen ist es, sich in der kalten Gefühlsatmosphäre dieser Zeit ein neues tiefes Vertrauen zu den höheren Zwecken des Lebens zu gewinnen und im stillen Kämmerlein der Gedanken ehrlich alle Zweifel zu überwinden. Es ist nötig, Alles zu wissen, was gewußt werden kann, keiner Erfahrung auszuweichen, überall Kausalität zu sehen oder doch zu ahnen, die ganze Relativität des Lebens und des eigenen Ich zu begreifen — und

über alles Das hinaus nur um so ehrfürchtiger der ewigen Idee zu vertrauen. Ihr zu vertrauen mit dem unerschütterlichen Bewußtsein, daß, wo eine Sehnsucht ist, auch eine Erfüllung sein muß, daß man aber trotzdem niemals auch nur einen Zipfel des Schleiers lüften wird, weil die für Menschensinne nicht gemachte „Wahrheit" vor allem Wissen gleichmäßig immer zurückweicht. Es gilt sich die Überzeugung zu eigen zu machen, daß „unser Wesen ein völlig Unzerstörbares ist, von Ewigkeit zu Ewigkeit wirkend". Hat uns die Astronomie den Christenhimmel genommen, so hat sie uns dafür ein Gewimmel von fröhlich kreisenden Planeten gezeigt, auf denen der der Erde Entwachsene in höherer organischer Bildung wiederkehren mag; hat uns die Naturwissenschaft den Wunderglauben getötet, so hat auch eben sie uns unausdenkbare neue Möglichkeiten physiologischer Art gezeigt und uns schon in eine Welt blinzeln lassen, worin sich Astralkörper geistergleich bewegen könnten, ohne daß das Kausalgesetz in einem Punkte nur außer Kraft tritt. „Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden."

Das sagte Goethe vor hundert Jahren. Heute aber tobt der Kampf von Wissen und Glauben heftiger als je. Die Beendigung dieses verzweifelten Ringens erst wird den Beginn neuer bewußter

Religiosität bezeichnen. Und von da bis zu einer neuen Form der Religion ist es dann nicht weit. Weit und schwierig ist nur der Weg zur wiedergeborenen Gefühlskraft, zu neuer Weltphantasie. Der Weg zu den Schätzen des eigenen Herzens, die der Zweifel unbenutzt liegen läßt; denn diesen Weg führt nicht das Denken, sondern das Handeln. Neue Religiosität, neues Vertrauen und das damit verbundene innere Glück erreichen wir nicht, wenn wir uns philosophisch um eine Erklärung des Welträtsels bemühen, sondern nur wenn wir uns handelnd, werktätig in jeder Stunde dem Idealen hingeben. Allem Idealen! Religiosität und Religion entstehen wie die Frucht aus der Blüte, wenn wir alle sittlichen Ideale, die kleinen und großen, praktisch pflegen; denn Religion ist nichts als die Summe aller Idealität. Zum großen Endziel gelangen wir nur über den Sieg, der jeden Tag von neuem gegen die tausendfältigen tierisch rohen und tierisch listigen Materialismen der Zeit erfochten werden soll. Diesem guten Kampf gegenüber bedeutet das äußere Bekenntnis nichts; denn die idealen Ziele der Zeit sind der ganzen Nation — der ganzen — gemeinsam. Bleibe Jeder äußerlich Angehöriger der Kirche, wohinein der Zufall der Geburt ihn gestellt hat; denn es ziemt sich nur dann, eine alte, ehrwürdige Form zu lassen, wenn eine bessere, wenn die eine, die rechte dafür eingetauscht werden kann. Man ehre die Sakramente, wenn auch ohne Verlangen; aber man fühle

auch im Tiefsten, daß man sich die innere Freiheit nur proklamieren darf, wenn man sich selbst religiöse Pflichten zu befehlen willens ist. Man mache sein Inneres zum Tempel, halte Gottesdienst im eigenen Herzen, ehre die Gebote aus frommer Leidenschaft zum Guten und werbe mit allen Kräften dem Gotte, der Einem tief im Busen wohnt, Gläubige. Gut und tüchtig zu sein: das ist das ganze Geheimnis, dem Kinde schon verständlich, dem Greise aber noch ehrwürdig und jedem Lebensalter neu. Eine tiefe Sehnsucht nach dem Guten, nach neuer sittlicher Tüchtigkeit geht schon durch das Land. Unser Volk wolle nur was es still schon ersehnt, und es wird ihm einst wie von selbst eine Religion, das heißt: das große Glück geschenkt werden.

Der Jüngling, wenn Natur und Kunst ihn anziehen, glaubt mit einem lebhaften Streben bald in das innerste Heiligtum zu dringen; der Mann bemerkt nach langem Umherwandeln, daß er sich noch immer in den Vorhöfen befindet“. Im Sturm glaubt die Jugend Natur und Kunst erobern zu können; der Mann sieht von Tag zu Tag mehr ein, daß das Leben kurz, die Kunst lang und die Natur ewig ist.

Dem Jüngling scheint das Leben einfach. Er macht sich, unbefangen alle Dinge auf sein Subjekt beziehend, liebend oder hassend, begehrend oder verabscheuend, zum Mittelpunkt des Daseins und regiert es in der Vorstellung mittels der sittlichen Forderung. Die Welt meint er zu empfinden, wo er sich selbst empfindet. Ihm scheint alles ringsumher Gefühl, weil sein erwachendes Selbstgefühl sich in den Dingen spiegelt. Ins Innerste des Kunstwerkes glaubt er eingedrungen zu sein, wenn er darüber jauchzt und weint und, unendlicher Sehnsucht voll, die Hände verlangend zum Himmel emporwirft. Und doch ist er in solchen Augenblicken nur voller Sehnsucht nach sich selbst, nach seiner Zukunft, nach dem bewußten Gebrauch unklar sich regender Energien. Die das Soziale wirkenden Kräfte meint er zu verstehen, wenn er, Mitleid mit Gerechtigkeit, Liebe mit Einsicht verwechselnd, für Jedermann phy-

sische Freiheit und Gleichheit fordert, die Leiden der Armen beklagt und nicht begreifen kann, warum die grausen Kämpfe des sozialen Lebens nicht durch einen allgemeinen Opfermut einfach und schnell geschlichtet werden. Und in den Geist der Natur denkt er eingedrungen zu sein, wenn sein Allgefühl überall Beziehungen ahnt, wenn er trunken die Gottheit in sich und sich in der Gottheit empfindet. Objektiv und absolut scheinen ihm alle Gefühle und Gedanken, die aus der Bewegtheit seines leidenschaftlichen Subjekts emporsteigen. Selbst die Kunst, die nur für sich da ist, benutzt er als Bildungsmittel zu seinen Entwicklungszwecken. Schnell ist er entflammt und hält sein Feuer dann für das Sittliche an sich. Es geschieht, daß er fortgesetzt das Ethische mit dem Ästhetischen verwechselt; denn Beides wird ihm gleichmäßig zum Mittel der Selbstausbildung. Was er braucht ist das deutliche Symbol, die klare Allegorie, die kräftige Sensation, die Tendenz. Er ist leicht begeistert, geht schnell aber zu etwas Anderem über. Vielleicht zu etwas ganz Entgegengesetztem. Denn er wertet nicht sachlich nach Gradunterschieden, sondern sucht seinem Entwicklungshunger mannigfaltige Nahrung.

Der Mann schämt sich dieses frühen Zustandes keineswegs; er segnet vielmehr seine Jugend von ganzem Herzen. Aber er, als der verantwortliche Anwalt der Gesellschaft, trägt in normalen Zeiten den Umständen Rechnung, indem er den Jüngling

in den Jahren der Entwicklung frei sich selbst überläßt. Er fordert nicht verantwortungsvolle Arbeit von ihm, nicht objektiven Rat oder entscheidende Entschlüsse; er weiß, daß Irrtum, Tendenz und Verstiegenheit der Jugend notwendig sind und daß es wohl um eine Nation bestellt ist, worin die Jünglinge jung und die Männer männlich empfinden und handeln.

Wie muß es Einem nun zumute werden, wenn man die Entwicklungsfolge sich zeitweise umkehren sieht und erlebt, daß nicht nur ein großer Teil der Jugend kalt und skeptisch ist, sondern daß auch eine große Partei von deutschen Männern denkt und handelt wie leichtherzige Jünglinge, die in ihrer Entwicklung stehengeblieben sind; wenn man sehen muß, wie ein Geschlecht Erwachsener aufsteht, das kraft seines Alters, seiner Bildung, Ämter und Würden mit Erfolg Anspruch auf Teilnahme an der wichtigsten Kulturarbeit erhebt und sich doch gebärdet, wie die nur von sich selbst erfüllte Jugend!

Diese unerfreuliche Erscheinung ist nicht durchaus neu. Es stellen sich solche Verkehrtheiten in Entwicklungsepochen ein, wo die Lebenden den Aufgaben der Zeit nicht gewachsen sind und wo es an hilfreichen Kulturkonventionen fehlt, die über die kritische Zeit hinweghelfen könnten. Wir erleben dieses Schauspiel heute, weil von der Jugend zu früh schon schwere praktische Arbeitsleistungen und kühles sachliches Denken gefordert

werden, wodurch die natürliche Sorglosigkeit gerade in den Jahren der Empfängnis vernichtet wird, weil der materiellen Hemmungen zu viele sind, als daß der natürliche Enthusiasmus sie überwinden könnte und weil der Mann infolgedessen nachzuholen sucht, was er im rechten Augenblick versäumt hat. Eine kühle und skeptische Jugend ist schlimm genug; verderblich wird sie aber, weil sie als Gegenspiel diese in der Entwicklung verspätete, rauschsüchtige und sich jünglingshaft gebärdende Männlichkeit bedingt, weil die dressierte Überklugheit krankhafte Wucherungen des Gefühls bei den Erwachsenen im Gefolge hat. Denn tun Männer jünger als sie sind, so hat das ja nichts von der gesunden Kraft der Jugend. Es fehlt dem Jugendrausch der Erwachsenen die Liebenswürdigkeit der Wahrheit; es fehlt ihm die Natur. Er wirkt beschränkt sogar wo er das Liberale will, wogegen in der Jugend die Beschränktheit selbst wie Freiheit erscheint. Diese künstlich verspätete Jugend ist ohne Entwicklung, ohne Lust an der Metamorphose; sie ist darum ein Widerspruch in sich selbst. Bei ihr wird zur dogmatischen Formel, was beim Jüngling gesunde Tendenz ist; sie erklärt die Kritiklosigkeit in Permanenz und macht die Rauschgefühle sakrosankt. Unduldsam wird sie, wo die wahre Jugend entschieden ist; sie verwandelt den Drang zum Ethischen in moralisches Pharisäertum, die Lust am Grundsätzlichen in Puritanismus und den Trieb, Beziehungen aufzu-

suchen, in einen Hang zur Allegorie. Wo der Jüngling begeistert ist, da verfällt sein alternder Nachahmer einem hohlen Pathos; wo Jener nur altklug wirkt, da zeigt Dieser überlegenen Dünkel, wo dort lebendige Ehrfurcht ist, da gibt man sich hier einem epigonischen Autoritätsglauben hin und wo der Jüngling in seinem Ichgefühl die ganze Zukunft trägt, da sperrt sich die mißgeschaffene Ideologie des Mannes hermetisch innerhalb starrer Überzeugungen ab.

Die große Partei so gearteter deutscher Männer bedeutet eine Gefahr für alle Gemeinsamkeitsbegriffe, denen zu dienen ihre Absicht ist. Um so mehr, als sie sich auch parteipolitisch schon zu organisieren begonnen hat. Diese Partei ist mit einem Wort nicht zu bezeichnen. Es ist nicht einmal möglich, ihren Umfang klar zu umschreiben, weil die Grenzen fließend sind. In ihr gibt es, neben ganz begriffsstutzigen Fanatikern, verständige Männer, denen man in manchem Punkt zustimmen kann; es gibt Geister darin, die nur mit einem Teil ihres Wesens engagiert sind, und andere, die nicht anders als in den Parteiprinzipien zu denken vermögen. Talent genug ist in den Dienst der Sache gestellt. Soweit es aber bei Lebenden ist, erweist es sich als mehr oder weniger epigonisch und als unfähig, neue, fortzeugende Werte zu schaffen. Gesinnung ist im Überfluß vorhanden; aber leider ist sie von der Tendenz nicht mehr zu unterscheiden.

Das macht sie doppelt unfruchtbar. Mit Gesinnung — nicht mit Gefühl geflissentlich zu verwechseln! — macht man nicht das kleinste gute Gedicht; wieviel weniger eine ganze große Kunst und Kultur. Im besten Falle gelingen dem einstmals lebendigen, jetzt erstarrten Wollen Formen aus zweiter und dritter Hand.

Lebendig war das Wollen, dem wir uns hier gegenübersehen, wirklich einmal. Wir wissen es aus Erfahrung; denn wir selbst hatten diesen Drang einmal im Leibe. Das war damals, als dieselben Leute, die apostolisch nun unsere Jugendworte wiederholen, uns wegen eben dieser Worte von oben herab als Verirrte behandelten. Für uns — ein Plural, dessen Anwendung der Selbstkritik des Lesers überlassen bleibe —, war es eine schöne, nie zu vergessende Zeit. Eine Zeit, die auch nicht unfruchtbar geblieben ist. Wir sind groß geworden als die Söhne der Männer, die auf den Schlachtfeldern Frankreichs die äußere Einigung Deutschlands erkämpft haben; als das erste Geschlecht, das die Ergebnisse der lange erstrebten nationalen Einheit von Jugend an vor Augen gehabt hat. Wir wuchsen auf, inmitten einer rastlosen Erwerbsarbeit, umgeben von alten und neuen materiellen Interessen. Die Väter hatten genug zu tun, das neue Reichshaus wohnlich einzurichten und sich Wohlstand zu gewinnen; an ästhetisches Behagen und feinere geistige Kultur konnten sie nicht viel denken. In der Kunst genossen die Ver-

herrlicher der Kriegstaten und des bürgerlichen Alltagslebens die Volksgunst; eine Kunst für Alle, die zu den Massen herniederstieg, erschien als das Erstrebenswerte. Den Söhnen erst konnten die Unzulänglichkeiten klar werden; ihnen fiel die Aufgabe zu, eine innerliche Einigung des äußerlich Verbundenen anzubahnen. Es begannen jene geistigen Revolutionen, die in den achtziger und neunziger Jahren so viel Bewegung und Reibung verursacht haben. Wenn damals Worte ausgesprochen wurden, wie Naturalismus und Stil, Namen wie Ibsen, Böcklin, Tolstoi oder Zola, so bedeuteten sie etwas Lebendiges. Ein Charakteristikum der geistigen Gärungszustände war es, daß das ganz Heterogene nebeneinander geduldet, ja, gefordert wurde. Die Verneinung schloß immer schon eine Bejahung in sich, und umgekehrt. Aus dem Alltäglichen, dem Häßlichen sollte die Idee des Schönen gewonnen werden und das Überlieferte wurde analysiert, bis der Kern seines Ursprungs daraus hervorsprang. Die Naturmystik Böcklins erregte die Phantasie, während Dostojewskij zum sozialen Gewissen sprach und Nietzsches Pathos zur Umwertung aller Werte aufreizte. Zu gleicher Zeit wirkte die Idee eines transzendenten Kunststils und die Tendenz schonungsloser Realistik. Richard Wagner wurde zum Propheten. Aus Schopenhauer und Stirner gewann der an Negationen reifende Optimismus neue Bejahungen. Es vertrug sich der Nihilismus mit der

Mystik, der Pantheismus mit dem Atheismus und die Liebe zur Persönlichkeit Jesu mit der Verachtung der Kirche. Alles war gleichermaßen Symbol für eine neue moderne Kultur- und Weltanschauung. Es wurde viel Unsinn getrieben; aber in den Irrtümern selbst waren positive Werte keimhaft schon enthalten. So ist aus diesem schmerzlich gewaltsamen Jugendrausch die wichtige Bewegung hervorgegangen, die heute schon große Teile der architektonischen Kunst und des Kunstgewerbes umfaßt. Noch nicht abzusehen ist es, was das Theater den Ideen, die in dieser Zeit aufgingen, zu danken haben wird. Die Malerei und Skulptur haben sich, nachdem sie aus fauler Ruhe aufgescheucht worden waren, in der eigenen Vergangenheit und im Auslande nach lebendigen Entwicklungskräften umgesehen und eine Bahn betreten, die auf bedeutende Ziele weist. Und wie in der Kunst, so hat die Sturm- und Drangperiode auch der sozialen Ethik eine gesunde Naturalisierung gebracht. Kurz, inmitten der Verwirrung, der das sich industriealisierende und wirtschaftlich mächtig entfaltende Deutschland sich nicht entziehen konnte, ist damals der erste kräftige Versuch gemacht worden, die Kultur neu zu denken; es schlummerte überall im subjektiven Wollen ein aufs Objektive gerichtetes Ahnen.

Während die Jünglinge von damals Männer geworden sind und sich in nützlicher Arbeitsteilung den Aufgaben der Zeit gewidmet haben, ist jene

Partei der verspäteten Jünglinge nun auf den fast ganz verlassenen Feuerstätten angelangt. Sie richtet sich dort häuslich ein und wir erleben das verwunderliche Schauspiel, daß wir nun mit Gründen bekämpft werden, die wir als verbraucht selbst schon fortgeworfen haben. Der Anblick ist grotesk. Die Jugendbewegung, die sich in den Männern längst metamorphosiert hat, tritt erstarrt, als ein Gespenst vor uns hin. Da es Erwachsene sind, die das Erbe übernommen haben, fehlt ihrem Meinen und Wollen die Natur und darum auch die historische Notwendigkeit. Was inhaltsvoll und kühn war, ist zur Phraseologie geworden. Bei diesen Epigonen einer jungen Sehnsucht wird zum blinden Patriotismus, was einst nationaler Drang, zur leeren moralischen Forderung, was religiös gemeint war; was der Befreiung der Kunst dienen sollte, wird ihr zur Fessel und wo unendliche Kulturmöglichkeiten zu schaffen die Absicht war, da zeitigt eine unfruchtbare Tendenz nun Verarmung.

Die Macht dieser Epigonenpartei ist nicht zu unterschätzen, denn sie hat eine große Zahl für sich. Ihre Organe sind vielgelesene Zeitschriften, wie zum Beispiel der „Kunstwart“ oder „Der Türmer“, sind Vereinigungen wie der Dürer- und Werdandibund und an vielen Dichtertischen, in Ateliers und Redaktionen sitzen die wie Freimaurer vereinten Mitglieder des großen neudeutschen Ideologenbundes, alle von derselben

Absicht beseelt, mittels der Gesinnung allein eine neue deutsche Kultur zu machen. Es gehören diesem Bunde die Mittleren an. Nicht die niedrig materiell Gesinnten findet man darin, nicht die Gemeinen und Indifferenten; eine gewisse überzeugte Idealität ist allen Gliedern eigen. Aber die besten Arbeiter der Zeit findet man auch nicht darin, nicht die Werteschaffenden und Konsequenten. Viel wahre Güte ist vorhanden, aber sie ist unintelligent; ehrlicher Fleiß ist da, aber er wird ohne rechte Einsicht geübt; ein Wollen ist da, ohne Können, eine Gutgläubigkeit ohne Sachlichkeit, Opfermut ohne rechten Zwecksinn, Optimismus ohne schöpferische Fähigkeiten und Rausch ohne Gebärtüchtigkeit. Sucht man nach einem Vergleich, womit der Geist dieser Kulturpartei illustriert werden kann, so fällt der Blick auf die deutsche Sozialdemokratie. Auch diese politische Partei hat eine schöne Lenzidee dogmatisch erstarren lassen und schleppt sich in künstlicher Jugend greisenhaft schon dahin. Das Ideal zur rechten Zeit in konkrete Arbeit umzusetzen, hat auch sie versäumt; in ihr sind ebenfalls die Individuen Sklaven der Grundsätze geworden. Die Sozialdemokratie sättigt sich an toten Ideen, an Worten und Hoffnungen und versteht ihre Macht nicht rationell zu brauchen. Sie entfremdet sich dem Leben und wird Wissenschaft und Ideologie. Derlei ist vielleicht nur in Deutschland möglich. Es will schon etwas sagen und ist eine

Art von umgekehrtem Heroismus, daß sich Millionen, denen die Not des Lebens auf den Fingern brennt, geduldig mit abstrakten Ideen abspeisen lassen, daß sie aus Prinzip das Nächste zu tun versäumen und aus Gesinnungstüchtigkeit sich selbst wehrlos machen. Und eine derartige notwendig ins Subalterne führende Gesinnung herrscht in eben jener Partei auch der falschen Kulturidealisten. Was einst Mittel war, ist ihr Zweck geworden. Diese Partei, gegründet im Namen der Modernität, des Werdenden, ist ganz unfortschrittlich; sie lähmt, wo sie konservieren will, sie bringt den Streit hervor, wo sie zu versöhnen sich anschickt.

Betrachten wir ihr Programm im einzelnen, so zeigt es sich, daß religiöse und ethische Ideen kultiviert werden sollen, nationale und soziale, künstlerische und ästhetische. Das Wort Idee im Sinne von etwas Gestaltlosem, Grenzenlosem, Unbestimmtem gebraucht. Unklar und wirr ist der Wille, der dieses Programm geschaffen hat, weil er das Eine immer für etwas Anderes setzt und nichts für sich selbst. Die Kunst scheint, hört man die Propheten dieses Bundes, nur ein Organ im Dienste ethischer und religiöser Bedürfnisse; wird aber von Religion und Ethik gesprochen, so zeigt es sich, daß diese Begriffe wieder nur der Kunst wegen da sind. Patriotismus und germanisches Artgefühl werden betont, um eine Kul-

tur zu schaffen; diese Kultur aber ist dann wieder nur ein Erziehungsmittel zum Nationalismus und Rassenempfinden. Keine Vorstellung ist klar; alles fließt auseinander und gerinnt zu einem undefinierbaren Vielerlei.

Genau zu ergründen, was unter den Worten religiöser Ethik in diesen Kreisen vorgestellt wird, ist nicht möglich. Es wird verkündet, das Ethische und Ästhetische wären durchaus identisch. Natürlich ist die Behauptung falsch. Alles wahrhaft Schöne ist freilich im höheren Sinne ohne weiteres immer auch sittlich; aber das Sittliche ist keineswegs immer schön. Es handelt sich nicht um zwei Kräfte, die zu einer werden und auch nicht um eine, die zwei Erscheinungsformen zugleich annehmen kann. Vielmehr handelt es sich um die ewig eine große Urenergie, die sich ständig metamorphosiert — im Individuum, in der Familie und im Volk —, die zuerst Wille zur Macht heißt, sodann Wille zur Ethik oder religiöser Sinn und die auf einer dritten Entwicklungsstufe zur ästhetischen Fähigkeit wird. Ethik und Ästhetik sind darum niemals gleichstark nebeneinander möglich, weder im Individuum noch im Volke, sondern nur nacheinander. Und darum ist es falsch, wenn verkündet wird, Religion und Kunst wären ohne einander undenkbar. Sie sind so unabhängig voneinander, wie die Eiche von der Tanne, die ja auch Beide auf dieselbe Naturkraft zurückweisen und trotzdem determinierte Baumindividuen sind; sie

sind gleichzeitig niemals gleich stark da, weil der Mensch nicht zweien Herren dienen kann. Herren aber, die alle Gefühlskraft fordern, sind die Religion wie die Kunst.

Darin zeigt sich nun die im Eklektizismus maßlos gewordene Schwäche dieser Epigonischen, daß sie zugleich haben wollen, was die Natur nur in der Abwandlung einer Folge gewährt. Gottfried Keller hat den religiös poetischen Gallimathias dieser Geistesrichtung in seiner Novelle vom „verlorenen Lachen“ köstlich echt geschildert. Auch diese pantheistischen Kulturpastoren reden von ehernen Sittengesetzen und ewigen Normen, von den Grundfesten und der Weltseele, vom Kosmos und der Harmonie, vom Kern und der Schale der Natur; auch sie erzählen kinderlosen Leuten, wir lebten nur in unsern Kindern fort, lehren die Einsamen, nur in der Liebe sei der Lebenszweck erfüllt, und trösten mit dem Hinweis, die Elemente unserer Leiblichkeit nähmen nach dem Tod an der organischen Bildung und Umbildung der Natur für und für teil. Für Religion haben sie ein neues Wort gesetzt: Weltanschauung und es so abgegriffen, daß man's schon nicht mehr hören mag; im Namen der Weltanschauung brauen sie dann ein Ragout aus liberalisiertem Christentum, Hegel, Kant, Spinoza, Neuplatonismus und Schopenhauer und gelangen so, der Himmel mag wissen wie, zu einer Art philosophischem Neukatholizismus, worin alle großen Individuen der Geschichte als

Säulenheilige und Vermittler der Gnade figurieren. Zuweilen schillern sie stark wie Pantheisten, weil sie mit der Allbeseelung nicht einen Augenblick aufhören. Dann aber blickt doch wieder der alte ehrliche Dualismus hervor, da sie ja Gott im „Bösen“, „Häßlichen“ und „Unnatürlichen“ nicht anerkennen mögen. Und sie bleiben auch als Pantheisten ja deutsch, insofern ihnen die Weltseele in Deutschland gründlichere Arbeit zu machen scheint als sonstwo.

In gewisser Weise gliedert die Partei sich der Monistenbewegung unserer Zeit an. Natürlich nicht konsequent. Den Teufel auch, wohin sollte das führen! Das Christentum darf nicht verleugnet werden und von Kern und Schale der Natur mag man sich nicht trennen. Diese Leute bringen es fertig, die natürliche Schöpfungsgeschichte zu romantisieren und Christus zu „modernisieren“, bis er aussieht wie ein genialer Gemütskünstler. Hand in Hand damit geht eben jener Heroenkultus. Bedingung freilich ist, daß die großen Individuen wenigstens fünfzig Jahre schon tot sind. Denn ein Heroentum, so jüngferlich rein, blümchenfromm und theatergewaltig wie es diesen Epigonen vorschwebt, kann es natürlich in einer Gegenwart nicht geben. Ein dunkler Naturdrang, der leicht in weinerliche Sentimentalität umschlägt, führt die weiberhaft leicht Entzündlichen in die Irrgänge unklarer Kosmologie und Geschichtsmystik. Die griechische Mythologie wird mit der Edda

zusammengerührt, eine Prise Buddhismus hinzugetan und das Ganze mit Christentum angerichtet.

Das möchte nun angehen, wenn die Leutchen sich hübsch ruhig verhielten und sich ihrer Errungenschaften still erfreuten. Statt dessen tragen sie einen lästigen Hochmut zur Schau und tun, als wäre es an sich eine höhere Moral, zu fühlen und zu denken wie sie. Verächtlich blicken sie auf Alle, die die ewigen Dinge gelassen nehmen und sich den Fragen der Zeit tätig unbefangen zuwenden. Sie gleichen Jenen, von denen Goethe zu Eckermann sagte: „Ich fand dumme Weiber, die stolz waren, weil sie an Unsterblichkeit glaubten, und ich mußte es leiden, daß manche mich über diesen Punkt auf eine sehr dünkelhafte Weise examinierten. Ich ärgerte sie aber, indem ich sagte: es könne mir ganz recht sein, wenn nach Ablauf dieses Lebens uns ein abermaliges beglücke; allein ich wolle mir ausbitten, daß mir drüben niemand von Denen begegne, die hier daran geglaubt hätten, denn sonst würde meine Plage erst recht angehen! Die Frommen würden um mich herumkommen und sagen: Haben wir nicht recht gehabt? Haben wir es nicht vorher gesagt? Ist es nicht eingetroffen? Und damit würde dann auch drüben der Langeweile kein Ende sein.“

Langeweile ist die rechte Bezeichnung auch für die Predigten über Ethik, die diese Kultureiferer

zum besten geben. Was ist denn Ethik? Ein rechter Kerl hat sie in sich, wie Blut und Gehirn. Und was ist das für ein Dünkel, determinierten Menschen bestimmte Empfindungsweisen vorzuschreiben! Empfindungen obendrein ohne produktive Kraft; denn das ganze Salbadern zielt auf den Ruhm der schönen Wallung und des trunkenen Glückseligkeitsgefühls ab! Sittlich heißt dieser Partei nicht, sich in Freiheit beschränken, sondern beschränkt sein, ohne Entwicklung auf einem Punkt beharren und ohne Prüfung das „Schöne, Wahre und Gute“ bejahen. Die Bejahung spielt eine gewaltige Rolle im Programm. Aber sie geht immer im weiten Bogen um die Probleme des Lebens herum, niemals mitten hindurch. Ein armseliger Selbsttrug ist dieser Optimismus, eine „intellektuelle Unehrlichkeit“. Er hat de facto zwar gegen verfeinerten Luxus nichts einzuwenden, „verneint“ aber die Großstadt und die Industrie. Verneint das halbe Leben als „zufällig“. Trotz Monismus und Pantheismus. So nur gibt es ein ästhetisch reinliches Philisterleben, wie Pastoren und Lehrer es ersehnen. Ja, wir haben hier die Partei aller Pädagogischen. Der unsterbliche deutsche Schulmeister steht in neuer Gestalt auf. Selbst der Erziehung bedürftig, — ach, wie sehr! — unternimmt er es, mit dem „Lehrfaden“ in der Hand und dem Zensurenbuch auf dem Pult, der deutschen Nation Religion, Ethik und Kultur beizubringen.

Und Patriotismus! Aber damit ist es natürlich auch bedenklich bestellt. Hinter den großen Worten steckt wieder eine kleine Tendenz. Wir! hört man es von allen Seiten rufen. Wir Deutsche! wir Germanen! wir Denker und Dichter, wir Seelenvollen und Auserwählten! Es ist beschämend. Ist die germanische Kraft dem Erdball wertvoll, so wollen wir uns hübsch ruhig verhalten und unsere Gaben zu erwerben suchen, jeder für sich. Es ist kein persönliches Verdienst, ein Deutscher zu sein, so wenig es eines ist, an die Unsterblichkeit zu glauben. Wen das Schicksal in eine große und freie Nation gestellt hat, der suche sich dessen würdig zu erweisen, durch seine Arbeit, durch seine Lebenshaltung; sonst hat er nichts zu tun und zu besorgen, sofern er nicht berufen ist, das Geschick des Landes verwalten zu helfen. Am nationalsten ist man immer in den Augenblicken, wo Einem eine selbstgesetzte Aufgabe zufriedenstellend gelungen ist, oder wenn man eine anständige Handlung vollbracht hat, nicht aber, wenn man es programmatisch sein will. Was ehemals deutsch war, das ist zur Not erkennbar; wie das Deutsche in der Zukunft aber sein wird, das weiß genau kein Lebender schon zu sagen. Gewiß ist nur das Eine: daß man fehl geht, wenn man die Gegenwart einer Vergangenheit nachbildet. Die Ideologen denken anders. Sie verfallen einem sehr unduldsamen Gemütsillusionismus, der ein Teil jenes Reichsillusionismus ist, wie er sich nach 1870

einstellte. Damals aber kam er wenigstens nach einer wahrhaft großen Tat. Immer hat es etwas Albernes, wenn ein Volk sich vor dem andern auserwählt glaubt. Jedes Volk muß sich entwickeln nach dem Gesetz „wonach es angetreten"; ein jedes ist „geprägte Form, die lebend sich entwickelt". An dem Punkt, wo die eine Nation schwach ist, da ist die andere stark; und umgekehrt. Die Natur balanziert sich selbst in bewunderungswürdiger Weise; und darum eben sind Völker, wie Individuen, im Nehmen und Geben aufeinander angewiesen. Wenn diese entzündlichen Patrioten nun kommen und uns sagen, der Deutsche sei berufen, in allen Künsten zu herrschen, er allein ginge aufs Wesen der Sache, er sei auserwählt, im Ethischen der Menschheit Vorbild zu sein und werde auch physisch die Welt erobern, so ist das Gewäsch. Jeder große Erfolg muß mit einer Resignation bezahlt werden. So war es von jeher. Mephisto höhnt nicht ohne Grund über das Phantasiegebilde des Herrn „Mikrokosmos". Diese eilige Überheblichkeit ist nicht einmal verirrte Kraft; sie ist vielmehr die typische Schwächeerscheinung der Impotenz. Der Wut gegen das Fremde liegt die Angst davor zugrunde. Ist es Jemandem Drang, über Völkercharaktere und Rassenprobleme zu sprechen, so tue er es wissenschaftlich objektiv, nicht als Dilettant, der die Resultate zur Untersuchung schon mitbringt und seinen

Wünschen hinterher nur Beweiskonstruktionen sucht.

Die Wahrheit ist, daß hinter diesem bejahenden Patriotismus im wesentlichen die verneinende Tendenz steht, die Antisemitismus heißt. Da sind wir im Kern der ganzen Bewegung; alles Andere ist mehr oder weniger Ornament. Im Kern auch der Schwäche. Denn um dieses Problem so wichtig zu nehmen, um dagegen alle Begriffsgarden der Ethik, Ästhetik und des Patriotismus aufmarschieren zu lassen, muß ein großes Gefühl der Unkraft vorhanden sein. Und das ist vielleicht das Allerschmerzlichste.

Es ist wahr: der Teil des deutschen Volkes jüdischer Abstammung übt in diesen Jahrzehnten eine große, in ihrem Übergewicht sehr gefährliche Macht, weil fast alle Hebel der öffentlichen Bildung in seinen Händen ruhen. Zu den bevorzugten Plätzen ist die jüdische Intelligenz in Deutschland gelangt, weil ihre Kraft infolge der Emanzipation am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts eben jetzt einen starken Aufschwung genommen hat. So ist es immer, wenn nach lange andauernden Hemmungen eine Entfesselung erfolgt. Diese Welle mußte kommen. Und ihrer Höhe muß naturgemäß auf der anderen Seite eine Tiefe entsprechen. Dieselbe historische Logik, die diese Welle kommen ließ, wird sie eines Tages aber auch durch eine andere wieder verdrängen; denn die Geschichte ist ein ewiges Auf und Ab. In-

zwischen ziemt es jedem Vaterlandsfreund, mit mehr Sorge auf die zurzeit nicht bestreitbare geistige Erschlaffung der germanischen Vitalität zu blicken, als auf die im Kampf ums Dasein errungenen Erfolge des jüdischen Geistes. Sofern er überhaupt einen fundamentalen Gegensatz gelten läßt und nicht auf eine endliche Verschmelzung hofft; eine Verschmelzung, die hier und da hoffnungsvoll genug schon begonnen hat, immer wieder aber durch unverständige Selbstliebe und Empfindlichkeit auf beiden Seiten erschwert wird. Sollte der stille Kampf aber wirklich in aller Zukunft weitergeführt werden müssen — wobei eine starke Schwächung beider Gegner unvermeidlich wäre —, so gibt es nur ein Kampfmittel, das in Anwendung kommen darf: die gute Leistung durch die bessere Leistung zu besiegen, die erfolgreiche Klugheit durch die höhere Klugheit und die zähe Energie durch die stärkere Kraft zu überwinden. Allein aus solchem guten Streit springt dann die große nationale Tat hervor. Und der leistungsfähigsten Energie, komme sie immer woher sie wolle, beugt jeder Unterlegene sich, weil er besiegt noch bereichert wird. Um nichts anderes handelt es sich, darf es sich handeln.

Gerade jene Partei der tendenzvollen Kulturnationalisten hat viel Schuld, wenn die Tatsache konstatiert werden muß, daß der jüdische Geist in den letzten Jahrzehnten beängstigend oft als Sieger aus dem Friedenskampfe hervorgegangen

ist. Beängstigend, weil dadurch das Gleichgewicht der Kräfte gestört worden ist. Denn die Ideologenpartei hat ihre Anhänger vor den Forderungen der Zeit blind gemacht, und so die Leistungsfähigkeit geschwächt. Nur von dieser aber darf gesprochen werden. Über Fragen der Sympathie und Antipathie sollte dieses Problem erhoben werden. Soll über Fehler und Schwächen gerichtet werden, so kommt es dem germanischen Deutschen zu, von seinen Schwächen und von der Anpassungskraft der jüdischen Volksgenossen zu sprechen; und dem Juden ist es dann Pflicht, sich seiner stark verhaßten Fehler zu erinnern und dankbar anerkennend auf die Grundtugenden des germanischen Wesens zu blicken. Nur in einem solchen Wettstreit der Gerechtigkeitsliebe — einer Gerechtigkeitsliebe aus Selbstgefühl! — wird der gute Ehrgeiz geweckt, die Annäherung erreicht und der wahre Patriotismus gefördert.

Es läßt sich nun denken, welche Grundsätze im Künstlerischen in einer Partei herrschen müssen, die so einseitig verfährt. Das Programm spricht auch hier in der Form des kategorischen Imperativs. Die Kunst soll das Eine, muß das Andere und darf wieder ein Anderes nie tun. Eigentlich läuft das ganze Programm auf die Negation hinaus. Grundsätzlich werden nur ausgebildete Talente aufgenommen; alles Werdende, Gärende wird abgewiesen, weil es nicht ruhig, rein-

lich und friedlich genug ist. Und von den Fertigen wird nur erkoren, was sanfter Mittelmäßigkeit Ärgernis nicht zu erregen imstande ist.

Erste Forderung: Gemütskunst, Seelenkunst, innerliche, ideale und gesund bejahende Kunst! Wie man vom Kern und von der Schale der Natur spricht, so zerlegt man die Kunstwerke in Stoff, Form, Technik und Gehalt. Der Gehalt ist natürlich die Hauptsache, er ist der „Kern“. Sucht man der Meinung auf den Grund zu kommen, so erhält man nirgend befriedigende Antwort; es wird Einem gesagt, das müsse man eben fühlen. Man sollte meinen, beseelte Kunst wäre alle gute Kunst, weil die bedeutende Form ja nur vom irgendwie erregten Gefühl produziert werden kann. Offenbar ist das eine Täuschung, denn wir werden belehrt, was wir unter guter Kunst verständen, das eben seien „nur“ Werte der Technik, des Geschmacks, des Könnens. Das Entscheidende sei aber das Wollen. Wenn der Künstler allegorisch mittels einer Nereide und eines Wasserzentauren seine Sehnsucht — weiberhafte Sehnsucht ist überhaupt Trumpf — auszudrücken strebe: das sei gemütvoll; wenn er neben sein Selbstbildnis einen kleinen Engelknaben male, der ihm was ins Ohr sagt: das sei seelenvoll. Es sei poetisch selbst dann, wenn der Engel elend im Raum sitzt und miserabel gemalt ist. Innerlichkeit wäre es, wenn der Künstler nicht die „gemeine Sinnlichkeit“ gebe, sondern die „Idee“; Optimis-

mus zeige der Maler, wenn er die Gegenstände der Darstellung deutlich konturiere und plakathaft vereinfache. Und ideal wäre eben Alles, was nicht naturalistisch ist, nicht roh realistisch, nicht schamlos sinnlich, häßlich, grotesk, charakteristisch oder verneinend. Lyrisch, idyllisch, feierlich romantisch, Adagio, pianissimo, hausbacken, humoristisch, schäkernd naiv, Gott wie niedlich! rührend: das sind die Eigenschaften deutscher Gemütskunst. Alles Andere ist dekadent. Zuerst war Ibsen dekadent, dann Dostojewskij; auch Böcklin und Marées hießen eine Zeitlang so und jetzt sind es vor allem die französischen Impressionisten, die in ihrem Lande fast schon zu den alten Meistern gehören. Danach, scheint es, ist alles dekadent, was später klassisch wird.

Es ist eine bessere Kritik für die Seelenkunst dieser entflammten Philister, die von der Partei selbst so schmeichelhaft kritisiert wird, wenn man sie Gedankenkunst schlimmster Observanz nennt, Begriffskunst, Ideologie, Allegoristik und Sentimentalität. Lächerlich stammelnde Primitivität im zwanzigsten Jahrhundert: das ist geistige Armut. Oder wäre es Pfiffigkeit? Und steckt hinter diesem Poesiehunger nicht vielleicht ein unangenehmer Egoismus? Daß oft ein ausgezeichneter Geschäftssinn dahintersteckt, ist erwiesen. Die ganze Welt scheint nur vorhanden, um diesen Leuten Theatergenüsse zu bieten; die Qual und Mühe der Menschheit ist nur da, um idealisierte Staffage

zu sein in den Landschaften dieser engen Begriffswelt, das Böse wird „überwunden“, weil es im Genuß stört. Die Bühnenbilder ihres Glückseligkeitsbedürfnisses nennen diese Transzendenten, die in Wirklichkeit nichts sind als subalterne Knechte des Lebensstoffes, Wahrheit. In der langweiligsten Allegorie sehen sie darum schon höheren Gehalt. Eine persönliche Erinnerung: In der Kunstschule hatte ich als junger Mann auf großem Karton eine Wanddekoration zu entwerfen. Der Professor kam zur Korrektur und rief entsetzt: „Mein Gott, welches Gemüse!“ Bitte, replizierte ich gekränkt, das hätte alles einen tieferen Sinn. Und nun erzählte ich von der Bedeutung der auf Weltkugeln hockenden Sphinxe, der unter Mohn schlafenden Elfe der Nacht, der aus Lilienblüten hervorwachsenden Unschuld und eine Menge solcher Dinge, die für sechs Dreier auf jedem Wochenmarkt zu kaufen sind. Der gute Professor machte große Augen, wischte dann aber gelassen die allegorischen Hilfstruppen fort und begann ein einziges „gehaltloses“ Ornamentmotiv, das dem Figurengesindel als Basis diente, zu entwickeln. Zuerst war's eine Charade, nun wurde es eine Arabeske, die wirkungsvoll den Raum füllte. „Sagen Sie selbst,“ meinte tröstend der erfahrene Alte, „ist in diesen anständig gezeichneten Akanthusblättern nicht mehr Sinn und Symbol als in Ihrer ganzen Mythologie?“ Ich war damals zwanzig Jahre alt. Die Künstler, die es im Prinzip

heute nicht anders treiben als der Knabe, — denn es ist ja gleichgültig, ob man mit schlechtgezeichneten Sphinxen allegorisiert oder mit korrekt gemalten Parsivalerscheinungen — sind dagegen Lehrer und Professoren.

Zweite Forderung: große Kunst, Tempelkunst, Stilkraft, heroische Persönlichkeiten und eine harmonische Kultur mit Hilfe des Gesamtkunstwerkes! Unsere Zeit hat keine allgemein gültige Religion, hat darum nicht lebendig große, von lebensphilosophischer Stimmung umwitterte Mythen, Legenden und Sakralstoffe. Sie hat nicht Tempel, nicht Paläste, die der ganzen Nation gehören, keine Baukunst großen Stils und also auch keine Räume und Wände für den Monumentalmaler. Sie bildet auch mit ihren demokratisch nivellierenden Tendenzen nicht das Niveau, von dem aus groß überragende Persönlichkeiten sich voll Willensleidenschaft titanisch erheben könnten. Und trotzdem: große Kunst, Tempelkunst! Was unsere Bürgerzeit vollbringen könnte und schon vollbracht hat, gilt diesen Überschwänglichen nichts. Erzielt ein Künstler auf dem Wege lebendiger Erlebnisse, wie Zeit und Milieu sie darbieten, bedeutende Resultate, so reden sie von Geschmackswerten und blicken zurück auf Michelangelo und Phidias. Wer sich ausschließlich dem Talent widmet, das ihm die Natur verliehen hat, ist ihnen ein Virtuose. Der rechte, der große Künstler ist ihnen Der, der von Tempeln schwärmt,

worin eine nicht vorhandene Religion gepredigt wird, die von nicht existierenden Architekten erbaut, von nicht existierenden Giottos und Raffaels ausgemalt und von nicht existierenden Bildhauern mit Statuen geschmückt werden sollen. Geister, die ihren Stolz darein setzen, lieber das Kleine meisterhaft zu vollbringen als das Höchste ungenügend, verfallen der Verachtung. Denn sie „wollen“ ja nicht genug.

Niemand schreit aber so entrüstet auf wie diese Anspruchsvollen, die mit ihrer großen Absicht sich folgerichtig im Dickicht eines pathetischen Eklektizismus verstricken, wenn einmal ein genialer Mensch aufsteht, Ibsen? na ja; aber nehmt Schiller dagegen! Dostojewskij? begabt, aber krank. Hebbel? ein unbequemer Grübler. Erschiene morgen ein Werk wie Goethes Werther, so würde diese „Schiller- und Goethepartei“ den Dichter zuerst steinigen; träte ein junger Schiller mit einer Räubertragödie hervor, so würde das Scheusal verfemt. Stellte ein Rembrandt das Kreuzigungsbild aus, worauf er sich selbst als Henkersknecht gemalt hat, so schrie man in diesen Kreisen über schamlose Verspottung des Heiligsten; und wehe selbst dem Richard Wagner, der eine neue Zukunftsmusik ertönen ließe. Diesen Menschen fehlt durchaus Das, womit man allein Natur und Kunst recht zu genießen vermag: Lebensgefühl. Sie sind verkappte Katholiken, verspätete Nazarener mit Freimaurergebärden. Un-

ersättlich und beschränkt zugleich und darum ohne rechte Ehrfurcht vor dem lebendig atmenden Dasein.

Die dritte Hauptforderung lautet natürlich: deutsche Kunst, vaterländische Kultur, Heimatskunst. Fremde Anregungsquellen sind nur bis zum Jahre 1800 etwa erlaubt. Wer sich von einer späteren Zeit belehren läßt und gar auf das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts blickt, ist ein Verräter. Deutsch aber ist ... nun, ein im Bild dargestellter Violinspieler, zum Beispiel, ist es nicht; aber er wird es, wenn in der Landschaft hinter ihm der Mond aufgeht. Ein solenner Misthaufen ist nicht national; er ist es jedoch gleich, wenn ein krähender Hahn darauf steht. Das Liebespaar ist als Motiv international; germanisch wird es, wenn der Jüngling der Maid eine Blume reicht. Erzählt der Romanschreiber von einem Bauernmädel, das Marie heißt, so ist das roh naturalistisch; wenn er aber Marei schreibt und recht oft die Interpunktion „hei!“ anbringt, so ist er ein Kunstpatriot. Die Sehnsucht ist immer vaterländisch, wenn sie deutlich genug markiert ist. Auch der Ritter in blauer Rüstung ist es. Sehr deutsch ist auch dieses Motiv: ein Mädchen (Madonna, Nymphe, Unschuld, Sehnsucht usw.), das vor lauter Keuschheit nur aus Haut und Knochen besteht, von englischen Präraffaeliten geboren worden ist, hier und da aber gerne doch mit frommer Erotik ein Stück Bein zeigt, wird in

botticelliartige Renaissancegewänder gekleidet und in einen schwül exotischen Paradiesgarten gestellt, wo sie entweder zu „sinnen“, an einem Rosenstrauch zu riechen oder nur eine steile Silhouette zu bilden hat. Germanisch ist es immer, wenn der Künstler babyhaft albern tut oder sich treuherzig dümmlich stellt. Der Bauer ist es, der unsichtbar immer die Hauspostille bei sich hat, der Arbeiter, der mit Choralmusik durchtränkt ist, wie der Pennbruder mit Branntwein und jedes Alltagsmotiv, wenn es genügend gegenständlich subaltern gesehen ist.

Man sollte meinen, die Deutschen müßten endlich Erfahrung gewonnen haben. An eben solchen Tendenzen, etwas umgefärbt vom Zeitmilieu, ist eine hoffnungsvoll werdende Kunst im neunzehnten Jahrhundert schon einmal zerbrochen. Dieser falsche Idealismus, der auf der andern Seite einen unfreien Wirklichkeitssinn bedingt, ist Schuld geworden, daß Menzel auf halbem Wege stehen geblieben, Feuerbach unverstanden und verbittert dahingegangen, Marées unerkannt in der Ferne gestorben, Leibls Meisterschaft noch heute nicht zu Ehren gekommen ist und Liebermann als ein französelnder Fremdling bezeichnet wird; dieser Haß gegen klare Vernunft hat es verschuldet, daß Hebbels Werke den Deutschen immer noch ein totes Kapital sind, Lagarde nur einem engen Kreis bekannt ist und Goethes grandioses Lebens-

werk zu einem Sentenzenmagazin für Phraseure erniedert wird. Diese Partei hält den Deutschen zurück vom gesunden Völkerwettstreit und läßt Kräfte verkümmern, von denen bald, sehr bald unsere Existenz als einige Nation abhängen wird; sie vergißt in ihrer künstlichen Jünglingslaune immer wieder, daß Deutschland allgemach ins Mannesalter getreten ist.

Kaum Jemand erhebt sich gegen diese Gefahr, weil man sich scheut, sich dem schmutzigen Verdacht preiszugeben, man sei ein weniger guter Patriot und Idealist; und weil es sich bei den Gegnern um „edle Empfindungen" handelt.Orgelmusik wird bei uns immer noch nicht kritisiert. Und doch ist es gerade die Gesinnungstüchtigkeit, die die Situation ernst macht. Mit dem ausgesprochen Schlechten und Kranken wird ein Volk viel leichter fertig. Gegen diese ehrlich gehegten und gepflegten nationalen Pseudotugenden hilft aber vielleicht nur das Beispiel, nur ein Geschlecht wahrhaft männlicher Männer. Ein Geschlecht von Männern, das keinem zeitlichen oder ewigen Gedanken ausweicht, im rechten Augenblick aber vertrauensvoll und an das Beste glaubend zu resignieren weiß; das mit Goethe glaubt, daß „die Natur und wir Menschen alle vom Göttlichen durchdrungen sind, daß es uns hält, daß wir darin leben, weben und sind, gleichviel ob wir es erkennen oder nicht", daß die „unbegreiflichen Dinge aber zu fern liegen, um ein Gegenstand

täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Spekulation zu sein.“ Ohne System und Dogma, ohne Monismus und Pantheismus kann man viel Religion in sich haben; und viel Ethik kann Der auch haben, der sich nicht stündlich mit sich und Anderen darüber auseinandersetzt. Wir brauchen Männer, denen alles Dies, denen Gott selbstverständlich, die Vision des Ewigen permanent geworden ist und denen sich das ewig Unerforschliche wie eine silbrige Atmosphäre um alles Lebendige bereitet. Männer, die diese endlich-unendliche Atmosphäre mit jedem Atemzug dann einsaugen, in solchem Genuß die vornehmste aller Lebensfreuden empfindend, denen sie das Wirkliche wirklicher, das Lebendige nur um so lebendiger, das Sinnliche noch sinnlicher macht, während sie doch der klare Abglanz der Ewigkeit ist. Männer, die die donnernde Gewalt und die zarte Lieblichkeit des Alltags zu fühlen verstehen und die herrliche Monumentalität des „gemeinen Lebens“; die von der Natur gepackt, geschüttelt, gerührt und doch auch von ihr zum Denken und Arbeiten erzogen werden, in jedem Augenblick, mit jedem Blick, bei jedem Atemzug frischer Luft; die die Natur „lieben! immer lieben! immer gleich lieben!“ denen die große Allmächtige stets gegenwärtig ist und die über allen ihren Wundern eine Stimmung der Göttlichkeit liegen sehen, wie den blauen Duft auf der Frucht.

Worauf es ankommt, das ist nichts anderes als:

wirklich zu werden bis in die letzte Faser und ganz und gar lebendig. Wer lebendiger Männlichkeit voll ist, braucht sich um nichts Anderes zu kümmern; denn er ist Alles mit einemmal: deutsch, ideal, sittlich, gefühlstief und was sonst noch gefordert werden mag. Der Idealismus, die Sittlichkeit, der Patriotismus des Mannes heißt die Tat, worin er das allstündlich eingeschlürfte Leben wieder ausströmt; sein Charakter, seine Persönlichkeit besteht in dem Stolz, genau das Maß zu füllen, das ihm die Natur verliehen hat, keinen Zoll darüber, keinen darunter. Alles Andere überläßt er dem Schicksal. Denn er ist nicht besorgt, wie die Zukunft ihn einst betrachten mag. Er ist zuerst für sich selbst da, sich zum Nutzen und Schaden, zu Freud und Leid; ist gewiß, um so bedeutender zu erscheinen, je weniger er an die äußere Wirkung ihm notwendiger Taten denkt, und überzeugt auch, um so fruchtbarer dem Allgemeinen zu dienen und Nutzen rings um sich zu verbreiten, je ernster er es mit sich selber nimmt.

DIE VORURTEILSLOSEN

Während der eingeborene Trieb zum Idealen in der Masse unseres Volkes sich entweder ideologisch versteigt oder materialistisch entartet und die Nation der Unfreiheit gegen sich selbst immer mehr verfällt, weil sie nicht die Kühnheit hat, sich den lebendigen Forderungen einer neuen Zeit mit freigeborener Ethik hinzugeben, fehlt es auch nicht an einer Probe vom Gegenteil. Auch eine mißgeschaffene Aufklärung wird der Nation zur Geißel. Ist der Bezirk, worin diese Erscheinung sich aufdringlich zeigt, auch verhältnismäßig nur klein, so muß der das Ganze Fühlende doch mit großer Sorge dahinblicken; denn in diesem Bezirk wohnen Propheten neuer Kultur und Apostel der Zukunft. Es zeigt sich, daß Waffen selbst, die voll heiligen Eifers geschmiedet worden sind, um den Irrtum und die Trägheit der Menge zu bekämpfen, ihren Trägern nun verderblich werden. Im Namen der Freiheit und Wahrheit hat sich eine Schar von Reformatoren leidenschaftlich erhoben; aber sie konnte nicht verhindern, daß aus der Freiheit Willkür wurde und daß die Wahrheitsliebe oft in zynische Zweifelsucht entartete. Die schöne Wallung hat einen trüben, giftigen Bodensatz zurückgelassen. Zu Ehren höherer Sittlichkeit ist ein Ideal gebildet worden, das viel Jugend zu sich hingezogen hat; doch herrscht unter seinen Fahnen nun ein Fana-

tismus der Freiheit, der eben so verderblich ist wie stumpfer Autoritätsglaube.

Ein Zug des januskopfigen Zeitgeistes, der zu dem Ausdruck des anderen Gesichtes paßt, eine Form des Idealismus, die anderen Formen der entarteten nationalen Idealität nicht widerspricht, sondern sie natürlich ergänzt.

Die Naturgeschichte dieser neuen Freigeisterei ist nicht eben schwer zu verfolgen. Wer ihrer Entwicklung nachgeht, sieht, daß das Unkraut auf demselben Boden steht, worauf eine schöne Pflanzung junger Fruchtbäume wächst, und daß diese unerfreuliche Geistesform auf den Kampf von Vätern und Söhnen zurückweist, der in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts mit leidenschaftlicher Heftigkeit geführt worden ist. Nicht nur in Deutschland. Ähnliche Entwicklungskämpfe konnten wir in fast allen europäischen Ländern beobachten; überall sahen wir die feindselige Begegnung zweier Lebensanschauungen, als deren Vertreter die Alten und die Jungen sich gegenüberstanden. Diese Bewegung müßte universalhistorisch erklärt werden, wenn der Versuch, sie in ihrem Ablauf genau darzustellen, unternommen werden sollte. Man müßte von der Entstehung der Industrie und der Großstadt, von neuen Resultaten der Naturwissenschaften, von der Demokratisierung der Völker und von vielen neugestaltenden Tendenzen in der modernen Gesellschaft sprechen. Auch müßte darauf hingewiesen

werden, daß diese Geisterrevolution besonders heftig und schrankenlos in den Ländern war, wo nationale Traditionen und soziale Konventionen nur schwachen Einfluß haben, und daß die geistige Flutwelle am Fruchtbarsten von Völkern mit allgemein gültigen, festen Lebensformen genutzt werden konnte. In dem noch nicht konsolidierten Rußland hat die Bewegung, wenn man von einigen mysteriös herrlichen Früchten der epischen Kunst absieht, die Formen eines düsteren, gewaltsamen Nihilismus angenommen; in Frankreich und England dagegen hat sie der sozialen Moral und der Kunst beträchtliche Förderung gebracht und nur zerstört, um gleich auch neu aufzubauen. Deutschland liegt zwischen diesem östlichen Reich und diesen westlichen Ländern nicht nur geographisch in der Mitte. Es dankt dem notwendig gewordenen Kulturkampf viel; dennoch ist es ohne Erschütterung des sittlichen Gleichgewichts nicht abgegangen. Wir haben in unserem neuen Reich, wo der Materialismus eines überschnellen Aufschwunges feindlich mit den neuen Geistesidealen zusammengetroffen ist, das Nihilistische der Bewegung besser überwunden als die Russen, aber nicht so gut wie Engländer und Franzosen.

Als die Auseinandersetzung begann, bei uns um die Mitte der achtziger Jahre etwa, stand ein ganzes Geschlecht den mit den Siegeszeichen von 1870 noch geschmückten Vätern mit dem Recht einer groß wollenden Jugend gegenüber. Bei den

Söhnen war, im Gegensatz zur wohlverdienten Ruhebedürftigkeit der Väter, der vom Tagesinteresse gelöste Wille zu freierer Sittlichkeit. Das, wogegen die Jugend im Moralischen, Künstlerischen, Sozialen und Gesellschaftlichen kämpfte, war wirklich wert, verneint zu werden. Darum war es ein schöner Anblick, als sich der Nachwuchs mit stürmischer Begeisterung erhob und sein Recht, Welt und Leben selbständig neu zu begreifen, geltend machte. Aber den Versprechungen dieser ersten Begeisterung entspricht zur Hälfte kaum die konkrete Arbeit. Es ist bezeichnend, daß die neuen Ideale sich bis heute sogar fast nur literarisch und in gewissen Kreisen gesellschaftlich durchgesetzt haben, daß sie aber nirgends schon tief ins Leben des Volkes gedrungen sind. Staat und Gesellschaft ruhen nach wie vor auf den alten Grundlagen; die Fundamente sind von der Bewegung, die alle Werte umwerten wollte, nicht erschüttert worden. Selbst im eigentlichen Bezirk der revolutionären Idee, in der Kunst, sind viele der Grundsätze, für die damals mit dem Aufgebot aller Kraft gekämpft wurde, schon wieder preisgegeben worden und nach den endlosen Diskussionen über Naturalismus, Psychologie und Stoffwahl erwacht der alte Drang, mit Hilfe damals grundsätzlich bekämpfter Traditionen wieder zur Ordnung, zur Stilform zu gelangen. Dem christlichen Lieben Gott hat die atheistisch wilde Bewegung wenig anzuhaben vermocht und selbst die gute alte Großelternmoral

hat die Infamierungen, die ihr zuteil geworden sind, bei guter Gesundheit überstanden. Die Ursache dieser relativ geringen Wirkung einer heftigen und groß geplanten Anstrengung ist in einem fundamentalen Irrtum zu suchen. In einem Irrtum, der in einer Schwäche des Lebensgefühls wurzelt. Er besteht in der Annahme, die Konventionen, Überlieferungen und Lebensformen, gegen die der Kampf sich richtete, seien Produkte philiströser Willkür und darum ganz und gar auszurotten. Da sich das Beschränkende im Moralischen, Religiösen, Künstlerischen und Gesellschaftlichen oft als schädlich erwiesen hatte, entstand der Trugschluß, die Beschränkung an sich sei schädlich. Man kam zu der allzu wohlfeilen Folgerung, die Persönlichkeit sei nur sich selbst und ihrer freien Entschlußkraft überlassen. Daß solch unsozialer und jugendlich unorigineller Gedanke durchdringen und daß er bis heute in gewissen Kreisen Geltung behaupten konnte, ist durchaus als Anzeichen der Unkraft zu nehmen. Denn die Verneinung allen Zwanges, mit einem Hinweis auf das Natürliche der persönlichen Leidenschaft, ist verkappte Sentimentalität.

Diese Halbheit hat verschuldet, daß den meisten Arbeiten der Erneuerer die Stilmerkmale der Negation anhaften. Das sind: Kritizismus und Naturalismus, Lust an der Tendenz und am Prosaischen. Nicht nur für die Gebiete der Kunst gilt das; auch die neuen Gedanken der Moral, der Religion und des Staatsgefühles waren immer mehr

oder weniger tendenzvoll naturalistisch. Nirgends gingen sie eigentlich weit über die scharfsinnige Konstatierung bestehender Zustände, bestehender Mißstände hinaus. Sie vermochten fast nie bis zum Letzten vorzudringen, weil niemand etwas von Gesetz, Notwendigkeit und Beschränkung hören mochte, weil weniger aus angeborener konservativer Gesinnung revolutioniert wurde als aus einer Selbstsucht der undisziplinierten Begabung. Sicherlich wurde Hohes und Reines erstrebt, etwas im Instinkt richtig Empfundenes. Die Wortführer der neuen Generation wollten in allen Dingen des Lebens wieder die natürliche Kausalität erkennen und Blicke ins Urzuständliche tun. Die Triebe zum Natürlichen steigerten sich bis zur Leidenschaft und der Kampf gegen die geistige Trägheit nahm Züge heroischen Zornes an. Aber die Triebe waren nicht genialisch; die Einsicht reichte zur Analyse, nicht zur Synthese. Da der Blick die tieferen Kausalgesetze im Religiösen, Sittlichen, Historischen und Ästhetischen nicht gleich vom neuerworbenen Standpunkt aus erkennen konnte, nahm man eilfertig an, Zusammenhänge seien gar nicht vorhanden. Die Zuversicht zu einer ewigen Ordnung in Welt und Leben wurde schwer erschüttert. Hinter den Dingen sah man das Chaos oder einen nur mechanischen Kreislauf der Kräfte. Und aus solchen Ideen und aus der darin wie ein Gift verborgenen heimlichen Verzweiflung vermag die Schaffenskraft nicht dauernde Werke hervorzuzwingen.

Wir mögen die Resultate der Erneuerer betrachten, von welcher Seite wir wollen: immer sehen wir uns zu ernster Achtung genötigt, aber ganz selten nur werden wir restlos überzeugt und dem Neuen gewonnen. Wir lieben und ehren ein paar starke Persönlichkeiten, die für sich selbst zu abschließender Meisterschaft gelangt sind; aber ihre Bedeutung wurzelt immer auch in ihrer durch Tradition starken Bürgerlichkeit, in ihrer Selbstbeschränkung, Bescheidenheit und Handwerkstüchtigkeit. In jeder Zeit hätten sie das bedeutend Entwickelnde geleistet und sie sind also nur bedingt als Zöglinge der neuen Freiheitsbewegung zu betrachten. Ein Volk hat aber noch keine Kultur, wenn es ein paar starke Charaktere, hat keine Kunst, wenn es einige vortreffliche Künstler besitzt. Und das eben wollten die Erneuerer doch: eine Kultur, eine Kunst für die ganze Nation, geistige Zustände, worin auch der Schwache zur Kraft gelangt. Das neue Drama und eine psychologisch vertiefte Epik wurden uns dargeboten; aber welchen tätigen Geist treibt es leidenschaftlich ins Theater, um ein modernes Stück zu sehen, wer greift in kurzen Feierabendstunden zum Buch eines dieser neuen Welterklärer, wenn er nach weisen Worten des Lebens begierig ist! Wer geht nicht, bei größtem Wohlwollen für die neue architektonische Kunst, auch, wenn er all seine Kraft ihrem Werden und Wachsen widmet, schließlich immer wieder zur Baukunst der Alten, die nicht

gute Grundsätze und Tendenzen darbietet, sondern lebendig atmende Schönheit! Wer liebt die an uralten Traditionen erzogene Malerei des alten Holland und Italien oder des neuen Frankreich nicht mit temperamentvollerer Zärtlichkeit als die des eigenen Landes! Wem imponiert nicht eine rechte, männliche Gottgläubigkeit mehr als der monistisch darwinistische Mischmasch ganzmoderner Philosophen! Und wem macht nicht die von hundert Vorurteilen durchsetzte einfache Moral des Bauern mehr Freude als die moralinfreie Aufgeklärtheit der Literarischen! Edle Kulturversuche werden uns jeden Tag noch in Fülle dargeboten; doch bedeutet die Aufhäufung dieser Werte immer noch nicht den Anfang neuer Kultur. Starke und mehr noch sehr bewegliche Geister umgeben uns, die in einem Punkt mit ihrer Erkenntniskraft tief genug immer dringen; dennoch gelangen die meisten dieser ewig „Jungen" nicht zu den Quellen, aus denen die neues Leben gebärende Tat fließt. Was sie schaffen, ist ein Anfang und auch ein Ende, nicht aber ein Glied zwischen Gestern und Morgen. Weder im Denken noch im Tun werden sie klassisch ruhig; und da sie über das Problematische nicht hinauskommen, machen sie die Problematik zum eigentlichen Kunst- und Lebensmotiv. Gelangen sie in ihrer Spezialistenarbeit dahin, in einem Punkt doch den Wert der Tradition und der Beschränkung zu erkennen, so wenden sie diese Einsicht nicht aufs

Ganze an, weil sie nicht fühlen, wie das Eine organisch am Anderen hängt, weil sie die Ordnung innerhalb der Natur nicht empfinden, sie nicht empfinden wollen. Und das eben raubt all ihrem Tun die heitere Ruhe, die bejahende Weisheit; Eigenschaften, die allein imstande sind, ein Werk im edlen Sinn volkstümlich zu machen. Der Ewigkeitsinstinkt ist einer ganzen Generation getrübt und darum auch der lebendige Zeitsinn. Die vom Vorurteil Befreiten sehen Chaos außer sich, weil es in ihnen ist; sie gelangen nicht zur höheren Freiheit, weil der Stolz auf ihr bißchen Freidenkerei, die Furcht vor der Unfreiheit sie daran hindert. Die Revolutionäre von einst vermögen nicht konservativ zu werden: da ist ihre Unzulänglichkeit. Alle großen Erneuerer aber, Luther, Cromwell und Napoleon, Goethe, Kant oder selbst Ibsen haben das Leben nur zu revolutionieren vermocht, weil sie das ewig Notwendige in seiner Urbedeutung aufs neue zu erfassen wußten, weil sie die Menschheit in einer zeitgemäßen Form mit sich selbst und mit ihren ewigen Daseinsbedingungen bekannt machten, weil sie die Wahrheit erkannt, die bei keinem Einzelnen ist, sondern immer nur bei Allen. Sie konnten revolutionieren, weil sie das Bleibende im Wechselnden meinten. In Gedanken kühn zu sein, ist an sich nichts Großes. Der Schwächste kann sich eilfertig dazu bringen, das Ungeheuerliche zu denken und auszusprechen. Nicht darauf allein kommt es an. Auch die Gefahr

ist zu vermeiden, sich in die Kühnheiten des Denkens ihrer selbst wegen zu verlieben. Unerhörten Gedanken gegenüber kann man Grabbes Faustwort dahin variieren: „Zeige mir die Idee, die ich nicht kühner, den Gedanken, den ich nicht frecher denken könnte." Denken ohne Tun ist Lehre ohne Leben, ist ein Spiel für Unmündige und Gewissenlose. Aufgeklärt sein, heißt nicht, sich frech zum Einzigen machen; aufgeklärt ist vielmehr, wer die eigene Relativität fühlt und dieses Gefühl zur Basis des sittlichen Wollens macht, wer das im Instinkt liegende Pflichtgesetz, das der Menschheit ein Gesetz der Selbsterhaltung ist, mit Bewußtsein nachschafft. „Frei ist nicht, wer tun kann, was er will, sondern wer werden kann, was er soll. Frei ist, wer seinem anerschaffenen Lebensprinzip zu folgen imstande ist. Frei ist, wer die von Gott in ihn gelegte Idee erkennt und zu voller Wirksamkeit verstattet und entwickelt."

Es braucht nicht mit Augurentiefsinn von literarischen Geistern verkündet zu werden, daß an sich nichts unsittlich oder sittlich ist, daß es dazu erst vom menschlichen Denken gemacht wird und daß die jeweilig herrschenden Konventionen der Sitte nur bedingte „Wahrheiten" sind. Man kann das wissen und doch diese Konventionen für segensreich, notwendig und edel halten und eine Gefahr darin sehen, wenn die einmal gültige Lebensform ohne zureichendes Recht verletzt wird. Das

ist das Unmoralische: gültige Konvention ohne zureichendes Recht zu verletzen. Dieses Recht verleiht nicht ein selbstgefälliger Freiheitsidealismus, sondern nur die selbstlose Liebe zum Ganzen, der Eifer für das Wohl der Allgemeinheit, die Einsicht ins Notwendige. Wer für einen sozialen Wert, den er verneint, der Gesellschaft nicht einen besseren, wenn auch nur von fern, weist, ist frivol. Das Gewissen sagt ihm auch stets, daß er es ist, mag er sich selbst noch so laut überschreien. In Allem, was irgendwie historisch geworden ist, lebt auch Notwendigkeit; dieselbe Notwendigkeit, die wir einer Pflanze, einem Tierorganismus gegenüber intuitiv als Schönheit und Zweckmäßigkeit, als kosmische Harmonie empfinden. Und Notwendigkeiten können nur durch ihresgleichen ersetzt werden. Wer erkennt, daß auch das sozial, von alters her Gewordene „geprägte Form ist, die lebend sich entwickelt", oder daß sie es doch einmal war, der weiß auch, daß die Menschheit ohne Formen, ohne Konventionen nicht einen Tag bestehen könnte. Und er segnet den Zwang, der unser Wesen in die Tiefe nötigt. Erst von solchem Standpunkt aus läßt sich fruchtbar dann revolutionieren, läßt sich das Ursprüngliche und notwendig Sinnvolle wiederherstellen.

Daß der Mann, dem es um Tätigkeit zu tun ist, seine Freiheit nur entfalten kann, indem er in höherer Weise dient und gehorcht: das ist es,

was dem Selbstgefühl unserer Aufgeklärten beschämend scheint. Daher diese epidemisch grassierenden Vorurteilslosigkeitsideen, in denen doch eben so viel Vorurteil enthalten ist wie im trübsten Philistermeinen. Darum ist aus dem Willen zur Freiheit nur eine Bohemekultur hervorgegangen, die nicht ins Volk, nicht in die Tiefe und nicht zur Höhe des nationalen Lebens zu dringen vermag. Die Apostel der Freiheit und Vorurteilslosigkeit bleiben im Handeln fast immer Bourgeois. Gaben und Talent wachsen wild in dieser Zeit pathologischer Nervengereiztheit; aber sie sind kaum mehr als künstliches Spielzeug für große Kinder. Darum ist die talentreiche Zeit so bettelarm an großen Charakteren. Die Aufgeklärten haben lebhafte Eindrücke, aber keinen Willen; überall wird analysiert, nicht gestaltet, man ist kritisch und logisch, nicht schöpferisch. Dem lebhaften Intellektualismus gesellen sich gern feminines Geschmäcklerwesen, Zynismus und Zweifelsucht; neben der geistigen Beweglichkeit sehen wir überall ein schlaffes Hinschlendern und die heimlich heranschleichende Verzweiflung führt den Geist unbemerkt in die Irrgänge eitler Ichsucht hinein. So geschieht es, daß der Neuerer, der die Kampfbahn der Zeit als Feind des Philistermaterialismus betreten hat, selbst als ein übler Materialist dasteht. Noch mehr: daß durch ihn, den geistigen Vertreter einer laut bramarbasierenden Minorität, den Vernichter aller „Vorurteile",

die allgemeine Genußsucht und Zügellosigkeit mit vortrefflich klingender Logik legitimiert werden. Während er theoretisch die Staats- und Gesellschaftseinrichtungen negiert, gründet er doch seine ganze wirtschaftliche und gesellschaftliche Existenz darauf; und während er sich mit brutalem Egoismus seiner Reizsamkeit hingibt, tut er, als führe er die Menschheit zu neuen, nie geahnten Zielen.

Das Bohemehafte der neuen Geisteskultur zeigt sich darin, daß sie sich im wesentlichen literarisch gibt. Sie steht zu drei Vierteln auf geduldigem Zeitungs- und Zeitschriftenpapier. Die neue Kunst, Poesie, Kritik, Politik und Moral: alles riecht mehr oder weniger nach Holzpapier. Ein goethischer Geist würde Motive der Fülle für eine literarische Walpurgisnacht finden. Ein ganzes Literatengeschlecht, das zur Hälfte doch aus Männern besteht, denen die Haare schon grauen, stürmt durch die Korridore der Zeitgeschichte wie der Bakkalaureus im „Faust". Alles bleibt Räsonnement. Gelangt einer der Gedankenrevolutionäre einmal zu einer Stellung, wo er dem konkreten Leben praktisch dienen muß, so wandelt er sich gleich, wie es der radikale Sozialist etwa tut, der auf einen Ministersessel gehoben wird. Das Freiheistideal schrumpft dann zum Ornament ein, zur Schaumünze, die man bei der Arbeit ablegt.

So sind zum Beispiel die Begriffe Persönlichkeit und Originalität gefälscht worden, kaum daß sie

der Philisterfesseln ledig waren. Als Individualität gilt nicht mehr der Mann, der seine Kräfte aufs Höchste entfaltet, während er sich als Werkzeug des Ganzen fühlt, und der vollständig im Sachlichen aufzugehen strebt, sondern der, der sich anders gibt als der Durchschnitt, der gewisse Sonderzüge auffallend wie ein Wappen zur Schau trägt und sich von der „Herde“ im Denken und auch wohl in der Erscheinung augenfällig abhebt. Originell ist dem Modernen das Neue, noch nie Gedachte und Ausgesprochene, das Unerhörte, womit der Philister erschreckt werden kann. Das führt dann konsequent zur Lust am eitel Paradoxen, an der Geistreichelei und Besonderlichkeit, zu einer Disposition also, woraus Snobismus, Geziertheit, ja selbst Lüge und Gewissenlosigkeit hervorgehen. Jeder, den Originalitätsucht zwingt, in Paradoxen zu denken, verliert die feinere Gewissenskultur und verfällt ganz von selbst der Unordnung und der geistigen Bohememanier. Er mag noch so Richtiges und Eigentümliches sagen: hart neben der Wahrheit wird immer die Lüge, neben dem echten Gefühl die alberne Geckerei stehen. Die Lust an der wirksamen Pointe, an der Sensation tritt vor die Sachvernunft und macht, daß jede neue Erkenntnis in ihrer Bedeutung übertrieben und zu Tode gehetzt wird, als wäre Ähnliches noch nie gedacht worden; der Literat, der mit ernster Miene, als Ritter der Freiheit und Wahrheit, daherkommt, verläßt

die Arena oft genug mit einem Purzelbaum, als Hanswurst.

Im Religiösen befiehlt das Ideal der Vorurteilslosigkeit seinen Jüngern, sich über das Wort Gott, wo immer es auftaucht, unbedingt lustig zu machen. Wer an ewige Dinge glaubt und das Christentum ehrt, ist ein Trottel oder ein Heuchler. Wer von Gesetz und Notwendigkeit spricht, ist eine komische Figur. Da man erkannt hat, daß alle Formen der Religion relativ sind, wird einfach verkündet: alles Schwindel! Religion ist gut für die Herdentiere, Moralgesetze sind nur für die Dummen. Gottfried Keller läßt die fromme Großmutter zu dem heiter ungläubigen Jukundus, den sie beim Lesen der Bibel trifft, sprechen: „Mein Herr Philosoph, ich glaube immer, du hast doch ein klein wenig Gottesfurcht!“ Und er läßt Jukundus gelassen antworten: „Ich glaube, der Sache nach habe ich wohl etwas wie Gottesfurcht, indem ich Schicksal und Leben gegenüber keine Frechheit zu äußern fähig bin.“ Wie unbequem unmodern von Meister Gottfried! Das Wort Gottesfurcht erregt bei einem recht Aufgeklärten nur Heiterkeit oder Wut. Frechheiten gegen Schicksal und Leben zu äußern: das ist nachgerade zum Merkmal freier Gesinnung geworden. Ganz gewiß ändern Gläubigkeit und Ungläubigkeit nicht das Geringste am Charakter und am Willen eines Menschen; man ist mit und ohne Christengott genau derselbe. Wohl aber verdirbt diese

eitle Freude an der eigenen Geistesfreiheit den Charakter. Wenn es auch nicht im geringsten ein persönliches Verdienst ist zu glauben, so ist es ganz gewiß kein Ruhm, nicht zu glauben. Wo Zynismen und Frechheiten gegen das Ewige Brauch werden, da muß das Ehrgefühl leiden. Daß es wirklich so ist, beweist die bourgeoismäßig liberale Kümmerlichkeit der Ehrbegriffe in den Kreisen der unentwegt Modernen. Jeder Vorurteilslose redet über die Ehre ungefähr wie Falstaff. Das Duell lehnt er „grundsätzlich" ab, versteht es aber auch nicht, sich im Umgang mit Menschen mit natürlicher Würde jede Kränkung fernzuhalten; vielmehr bringt ihn sein vorlautes Wesen in hundert zweifelhafte Situationen. Er ist nicht bis zum Äußersten mutig, weil er die Sache nicht über sich stellt. Beleidiger und Beleidigter sitzen zusammen auf dem Sopha und debattieren literarisch über ihren Fall; oder sie laufen vor den Richter, wie Gevatter Schuster und Schneider. Gerade diese Formlosigkeit aber, die schutzlos macht, ist dann schuld, daß die Vorurteilslosen gegen Angriffe und Kränkungen grenzenlos empfindlich sind. Denn wahrhafte Philosophen sind sie ja auch nicht. Man erzürnt und verträgt sich in den Kreisen der Freidenker so oft und so leicht, daß Einem unwillkürlich das sehr bekannte Sprichwort in den Mund kommt. Stoff für einen aristophanischen Groteskendichter.

Die Überlieferungslosigkeit in Dingen der Reli-

gion und Moral, die immer nur mit schwankenden Empfindungen, nie mit klarem Bewußtsein operiert, äußert sich in der Politik als ungeschichtliches Denken. Die Abneigung gegen Alles, was wie Gesetzlichkeit aussieht, führt den Modernen im politischen Meinen oft dazu, in der Vergangenheit nichts zu sehen als eine Anhäufung von Zufälligkeiten und Willkürlichkeiten, der Gegenwart gegenüber nihilistisch zu sein und in Gedanken an die Zukunft romantisch. Der Theoretiker des Anarchischen verneint unbedenklich ganze Stände, behandelt ganze Gesellschaftskreise wie nichtswürdige Individuen und verliert sich, wo er doch rings umhegt ist vom Sozialen, wo er der staatlichen Organisation sein Behagen verdankt, in politischen Indifferentismus oder in eine jämmerliche Verachtung des Staates. Es ist kein Zufall, daß von den modernen Revolutionären, von all den Trägern bedeutender Begabungen, nicht einer schon als Staatsmann oder Politiker Beträchtliches geleistet oder sich nur auf diesem Gebiet schon versucht hat. Wer die Notwendigkeit von Gesetz und Konvention nicht begreift, kann eben nicht herrschen und regieren. Der verstockteste Junker mit erstarrten Standestraditionen, der philisterhafteste Bourgeois ist ihm darin überlegen. Als Frondeur, Räsonneur und Bohemien muß dieser wunderliche Freigeist ewig abseits bleiben; niemals kann er unmittelbaren Einfluß auf den Gang der Ereignisse gewinnen. „Nur Gliedern läßt man zu, sich zu bewegen

wie sie wollen, weil sie als Glieder sich niemals vom Ganzen trennen und nie etwas wider das Ganze tun."

Wahre Verwüstungen richtet die Vorurteilslosigkeitsmanie in der Familie an, weil die das bequemste Experimentierfeld bietet. Es versteht sich, daß die Eheleute ostentativ aus der Landeskirche austreten. Freilich weiß man oft nicht, ob es aus Grundsatz geschieht oder um die Kirchensteuer zu ersparen. Mit beleidigendem Erstaunen hört der freie Geist, daß man sich auf dem Meldezettel immer noch als evangelisch bezeichnet. Pfui, eine Lüge! Die Eltern würden glauben, sich mit Schmach zu bedecken, wenn sie ihre Kinder taufen ließen oder wenn sie sie gar zum Abendgebet anhielten. Leichtfertig behandeln sie das Kind wie einen Erwachsenen und nehmen seiner fragenden Einbildungskraft die Stützen der durch ihr Alter ehrwürdigen und poetisch verklärten Religion. In Jahren, wo das Kind sich unmöglich schon selbst Pflichten vorschreiben kann, wird ihm das immer noch höchste Pflichtgesetz, das wir in symbolisch allgemeinverständlicher Form weitergeben können, verächtlich gemacht. Mit ihrem Denken und Fühlen sollen die Kleinen beginnen, wo die aufgeklärten Eltern nach schweren inneren Kämpfen gelandet sind. Die Frage, wo das Kind dann enden kann, wird nicht aufgeworfen. Es war Hebbel, ein Heiliger der Modernen, der davor warnte, etwas geschichtlich Ge-

wordenes zu zertrümmern, bevor man Besseres zu bieten hat.

> „Doch die müde Welt
> ist über diesen Dingen eingeschlafen,
> die sie in ihrem letzten Kampf errang,
> und hält sie fest. Wer sie ihr nehmen will,
> Der weckt sie auf. Drum prüf' er sich vorher,
> ob er auch stark genug ist, sie zu binden,
> wenn sie, halb wachgerüttelt, um sich schlägt,
> und reich genug, ihr Höheres zu bieten,
> wenn sie den Tand unwillig fahren läßt."

Was haben moderne Eltern ihren Kindern als Ersatz zu bieten, außer einer vagen Lehre von der Verachtung des Vorurteils! Nicht einmal das Beispiel eines edlen Lebens in Zucht und Ehren. Natürlich ist's für den moralischen Wert des Erwachsenen gleichgültig, wie er das Geheimnis von Leben und Tod begreift; nicht gleichgültig aber ist, wenn er dem Kinde die sinnfälligen Symbole in Jahren raubt, wo es des Gleichnisses am meisten bedarf. Das eben ist charakteristisch für die Planlosigkeit der modernen Erziehungsgrundsätze, daß man das Gemüt des Kindes verwildern läßt, während man es „aufzuklären" meint. Es ist die Schwäche, die gesunden geistigen Zwang fürchtet. Unsere Epoche wird das Zeitalter des Kindes genannt. Man heuchelt, als seien die Erwachsenen nur der Kinder wegen da; was ja als Ausdruck der Selbsteinschätzung dann sehr charakteristisch ist. Aber trotz allen liberalen Scherzen von der Erziehung zur Kunst oder von sexueller Aufklärung

werden aus den Jungen und Mädchen nicht höhere Wesen, sondern kokette, unfrohe, freche und blasierte Rangen, respektlos in jedem Wort, trotz frühen schöngeistigen Interessen ohne Ehrfurcht und müde schon in Jahren, wo das Leben uns Altmodischen erst recht begann. Kinder von „freien Menschen“ sagen Erwachsenen Dinge ins Gesicht, daß es Einen in den Fingern juckt; und die Großen lachen darüber. Jungfrauen betragen sich, die Zigarette im Mundwinkel, wie verkleidete Gymnasiasten und die jungen Männer beginnen mit der Weltverachtung bei ihren Eltern. Im Namen Nietzsches womöglich. Takt und Bescheidenheit sind verschwunden, ehrbare gesunde Zucht gilt für philisterhaft. Darum kommt es nie zu einem rechten Familienleben. Das heißt: die Familie wird dem Kind nie symbolisch für die Staats- und Gesellschaftsordnung. In modernen Bohemefamilien herrscht eine Stimmung, als lebte sie ständig auf dem Bahnhof oder im Wirtshaus. Eltern und Kinder lassen sich gehen, daß Einem übel wird. Dem Kind behagt die „Freiheit“ natürlich; wird es aber älter, so flucht es seiner Erziehung. Bisher lockte es die modernen Dramatiker und Epiker, immer wieder den Kampf von Vätern und Söhnen darzustellen und der Jugend Mitleid bei den Zuschauern zu erwecken, weil die Werdenden von der sinnlichen Fülle des Lebens durch die starren Gesinnungen des Alters zurückgehalten werden. Nicht lange kann es mehr dauern, bis

das Drama des Kindes geschrieben wird, das an allzu großer Freiheit zugrunde geht; die Tragik des Mädchens, das zu früh schon die innere Unschuld einbüßt, und das Schicksal des Jünglings, dem falsche Freiheit die Energie lähmt. Lebensfrüchte, die faulen, ehe man sie bricht. Es wird gezeigt werden, wie die Väter und Mütter, die es „so gut meinten“ (wie früher Meister Anton es gut meinte, als er die arme Klara ins Wasser trieb) wieder als Angeklagte vor ihren Kindern stehen. Schuldbewußt und ahnungslos zugleich. Der Unterschied ist nur, daß in diesem Bild vom Kampf zwischen Vätern und Söhnen alles Heroische fehlen wird. Wo die Jugend früher aktiv die Idee der Zukunft vertrat, da wird sie nun passiv sein, ein dem Untergang geweihtes Geschlecht.

„Man könnt' erzogene Kinder gebären, wenn die Eltern erzogen wären.“ Es ist die altgewordene Kindhaftigkeit der Eltern, die Form der Ehe, was die Kinder verdirbt, ehe sie sich entwickeln können. Ja, darf man von Ehe überhaupt sprechen? Mann und Frau laufen zusammen mit dem beruhigenden Bewußtsein, sich wieder trennen zu können. Im Namen Goethes wird das „Recht der sexuellen Freiheit“ verkündet. Freilich ist das in den meisten Fällen nur eine Gedankenfrucht; aber sie schmeckt schon bitter genug. Was dem Ernsten zum unausrodbaren Lebensschicksal wird: die Begegnung mit der Frau, die er liebt, oder auch die Trennung von ihr, das ist den „Freien und

Reifen" Spiel und Karneval. Zu den Lehrsätzen neuer Erkenntnis gehört ja, das Animalische für sakrosankt zu halten. Besonders ist man in Künstler- und Literatenkreisen auf alberne Unsittlichkeiten stolz. Man tut sich brünstig zusammen, geht friedlich auseinander, wenn man sich genossen hat, und die Kinder werden „geteilt". Dann wird dasselbe Lied noch einmal oder noch ein paarmal von vorn begonnen. Es gehört zum Programm, über die Ehe als soziale Institution zu spotten. Wer einen Ring trägt, ist geistig zurückgeblieben; wer sich kirchlich trauen läßt, ist ein Idiot oder ein Streber. Daß das Geschlechtliche in der Ehe das Wenigste ist und was sie bedeutet und sein kann, ahnt man nicht einmal. Goethe, der so viel Angerufene, nannte die Ehe tiefsinnig eine „Synthese des Unmöglichen". Er meinte, der Mensch stelle mit der Ehe, ähnlich wie mit dem Unsterblichkeitsglauben, eine Forderung an sich selbst, so hoch, daß er sie niemals ganz erfüllen könne. Darum hielt er den Gedanken der Ehe für den „Gipfel aller Kultur". Unseren Freidenkern sagt dagegen mehr die feuilletonistische Erklärungskunst Maupassants zu, wonach die Ehe am Tage ein Austausch von schlechter Laune und nachts ein Austausch schlechter Gerüche ist. Nichts leichter, als über die Ehe zu spotten, weil im steten Nebeneinanderleben zweier Menschen notwendig alle kleinen Menschlichkeiten anschaulich an die Oberfläche kommen müssen und weil der

tiefere Sinn stets unwägbar und oft ein nur geahntes Geheimnis zwischen Mann und Frau bleibt. Der Materialismus der Freiheitlichen hält sich aber nur an das Sichtbare und Kritisierbare; der Egoismus legt aus, wie es den nach Zwanglosigkeit verlangenden Lüsten zusagt. So ist dann die ekle moderne Redensart entstanden, die immer gleichartig beginnt: „Die Liebe ist nichts anderes als …" „Die Ehe, Ehre, Treue, das Leben sind nichts anderes als …" „Goethe ergrimmte aufs Heftigste über die Redensart: O du Esel, du einfältiger Bursche, du heilloser Kerl, der nach Griechenland läuft, um Weisheit zu holen, und nichts Klügeres als jene unsinnige Phrase herausbringt: nichts anderes. Lauter Negation, lauter Herabsetzung!" Was hätte er erst gesagt, wenn er, in seinem Namen gar, den modernen Freidenker hätte behaupten hören, der Mensch sei „nichts anderes als" die Made im Käse, Genie sei Irrsinn, Liebe sei Egoismus, Ehrfurcht sei Feigheit. Bequem ist ja solche Phraseologie. Der junge Künstler heiratet vor der Zeit und zeugt mutig Kinder mit seiner Liebsten; ist er berühmt geworden, so entledigt er sich der Alternden („Aber, Kind, ich bin doch Künstler!") und lebt mit einem schönen jungen Mädel seinem Vergnügen. Und kommt sich gar noch alttestamentarisch vor. Die Frau darf ein uneheliches Kind in die Ehe bringen, der Mann eine Geschlechtskrankheit. Oder die Übereinkunft lautet: nur keine Kinder! Das Leben soll doch

genossen werden. Für die Zukunft mag die Natur allein sorgen. Der Name, der halb scherzhaft einmal einem modernen Lustspiel gegeben worden ist, „Lumpengesindel", ist auf das Bohemeleben der Vorurteilslosen sehr wörtlich anzuwenden; denn es ist immer nur noch ein Schritt bis zur Prostitution.

In gewissen Teilen unserer Literatur ist es ja bis zur Verherrlichung der Prostituierten längst schon gekommen. Der wohllebende Junggeselle spricht vom „kleinen Mädchen" als von einem Opfer der Notwendigkeit. Hier gibt es mit einemmal eine Notwendigkeit. Und er hält den Ehebruch für etwas Geistreiches, die Ehe überhaupt für den größten Schwindel. So kann sich das Geschlechtsvergnügen doch in die Gewänder der höheren Idee hüllen. Goethe läßt sein Gretchen auf dem Schafott sterben, läßt seine Ottilie verhungern und auch sein Klärchen nimmt kein gutes Ende; dennoch wagen unsere knabenhaften Freigeister, sich auf Das, was er als Tragik sah, zu berufen, wenn sie ihre Brunst auf illegalem Wege stillen. Von der rücksichtslosen Genußsucht im Geschlechtlichen (Ausleben der Persönlichkeit nennen sie's) bis zur Perversion ist dann natürlich nur ein Schritt. Darum begegnet man so oft in den Kreisen der Vorurteilslosen der konträren Geschlechtsempfindung. Besonders unter den kinderlosen, kranken und vom Mann degoutierten Frauen. Was wird nicht um die simpelste „Eheirrung" herum-

geschwatzt, um sie ins Licht höherer Sittlichkeit zu rücken! Dabei wird dann die Bedeutung des Geschlechtlichen im Stil der Flegeljahrgesinnung übertrieben, als wäre der Geschlechtsakt eben erst entdeckt worden; und so kommt die unbändige Geistesfreiheit eigentlich niemals ganz von den sieben Sachen los. So ein endloses, mit Zötchen, Anspielungen und Zweideutigkeiten gespicktes Gespräch von männlichen und weiblichen Freigeistern über erotische Gegenstände ist nicht nur unwürdig, sondern auch grenzenlos langweilig. Man möchte den Leutchen zurufen: geht doch ins Nebenzimmer und tut, was ihr immer nur mit Worten malt, um endlich zur Sache zu kommen! Aber zur Orgie im klassischen Stil sind sie dann auch wieder zu feig und zu impotent.

Himmel, was für ein Unterhaltungston in den Gesellschaftskreisen der Vorurteilslosen! Selbst Männer, die sehr Wesentliches leisten, entziehen sich nicht dem üblen Brauch, weil sie keine Gesamtkultur haben, weil sie Marionetten eines Talents, einer Tendenz, einer Fähigkeit sind, nicht aber Charaktere. Über die Maßen seltsam ist das Erlebnis für Den, der zum erstenmal mit ehrfürchtiger Scheu eine Gesellschaft gewisser Kreise von modernen Kulturführern besucht, wenn berühmte Männer und Frauen an festlich gedeckter Tafel sitzen. Mit spöttischer Laune und geistreicher Skandalsucht spricht man über Personen und stichelt ironisch aneinander herum. Eine Frau, die

wie eine sehr elegante Madonna aussieht, erzählt mit heiterer Genugtuung, die ganze Stadt spreche von ihrer Scheidung. Und es sei doch noch gar nicht so weit. „Nicht wahr, Arthur?“ Dem Neuling demonstriert ein berühmter Künstler, er habe ein Gedicht gelesen, dessen eine Strophe nur aus dem einzigen Wort Sonne und das im übrigen nur aus Bindestrichen bestehe. Es sei großartig; die „ganze Impression“ sei darin. Schiller ist ihm greulich und Raffael gilt ihm als Heuchler. Dieser Radikale sitzt zwischen zwei geschiedenen Ehepaaren, die sich über Kreuz wieder verheiratet haben, so daß jede Frau ihre beiden Männer und jeder Mann seine beiden Frauen zur Stelle hat. Der Neuling weiß von nichts und redet die eine der ihm von früher bekannten Frauen mit ihrem alten Namen an, worauf ringsumher ein jubelndes Gelächter losbricht. Ein Schriftsteller, dessen Werke die Jugend verschlingt, berichtet über den Inhalt eines verbotenen Theaterstückes, das er genial nennt, weil der Liebe Gott darin in Person als ein alter Idiot auf die Bühne gestellt wird. Und auf eine im Dialog diskret geflüsterte Andeutung, die Schwäche eines Künstlers, von dem eben gesprochen wird, könne in den Folgen seiner unheilbaren Geschlechtskrankheit zu suchen sein, ruft der Angeredete laut über den Tisch, Lues sei die stärkste Förderin des Talentes. Dazwischen fallen gute, ja, tiefe Bemerkungen über Fragen der Kunst und des Lebens. Während hier ein Dichter von Ruf

systematisch von seinen Freunden betrunken gemacht wird und die Damen mit ihren Nachbarn heiter zoten, hört man Worte wahrer und tiefer Empfindung, erlebt man Äußerungen echten Temperamentes. Alle diese Leute scheinen anders zu sprechen, als ihnen zumut ist; ihnen scheint die Frechheit das eigentliche Wappen der Freigeistigkeit. Und doch sind es nicht Ignoranten und noch weniger Nichtswürdige. Jeder Einzelne hat ein Talent und nimmt es ernst damit; und Mancher hat schon Bedeutendes geleistet. Während diese Menschen im Grunde gut und selbst edel sind, zeigen sie sich ängstlich beflissen, als Zyniker und Gesetzlose dazustehen. Aber dieser Unverstand schleicht sich unmerklich dann auch in ihre Arbeit und macht diese brüchig. Dem Tun und Treiben fehlt nicht nur der Takt und die feinere gesellschaftliche Kultur, sondern auch natürliche Würde und Haltung. Der Wirt achtet nicht seine Gäste, denn er steht in der Ecke und spöttelt mit guten Bekannten über einige von Denen, die er selbst zu sich geladen hat; und die Gäste achten nicht den Mann, an dessen Tisch sie sitzen. Man verachtet natürlich das Geld, aber gerade darum braucht man einen hübschen Haufen davon; man ist Boheme, aber fürchtet doch die Armut, wie kein Laster gefürchtet wird. Das Leben wird als Spiel genommen. Das rächt sich mit unheimlicher Konsequenz. Während die Freien verzückt von Ibsens Bürgerdramen sprechen und im Philister-

leben als Psychologen nach versteckter Tragik spüren, werden sie selbst zu Objekten heimlicher Tragödien. Sie wohnen in ganz unromantischen Mietetagen und leben in dem gar nicht phantastischen Milieu der Jugendstilmöbel. Aber auch hinter ihren weißlackierten Türen und den modern bemusterten Vorhängen hockt mit lauernden Krallen der Erinnyen schreckliches Geschlecht.

Schädliche Erscheinungen des Aufklärungsidealismus zeitigt auch die moderne Frauenbewegung. Bittere Notwendigkeit sozialer Verhältnisse, denen der Einzelne nicht ausweichen kann, hat die Frau in Arbeitsgetriebe des Mannes hineingestoßen und sie zu seiner Konkurrentin gemacht. Die Not der an allzu hastigen Entwicklungen krankenden Zeit hat sie aus der Rolle ihres natürlichen Wirkungskreises auf den Arbeitsmarkt der Nation getrieben und der nackte Kampf ums Dasein verwehrt ihr, die naturgegebene Harmonie so auszubilden, wie es zu ihrem und des Mannes Glück notwendig wäre. Daß die Frau der unausweichlichen Not mutig entgegengegangen ist, war tapfer, aber es war ein grausamer Irrtum, in dieser Versklavung eine Befreiung zu erblicken. Statt den Zwang zur Männerarbeit als ein nur für gewisse Zeit notwendiges Übel zu betrachten, das überwunden werden muß, hat die moderne Frau mit hysterischem Überschwang getan, als würde sie nun von einem uralten Joch befreit. Infolge dieses funda-

mentalen Irrtums ist auch sie, angefeuert und unterstützt immer vom liberal gesinnten Mann, in gewissen Kreisen dem Freiheitswahnsinn verfallen; auch sie bejubelt nun ekstatisch jedes überwundene „Vorurteil" und verkennt im Namen der Natürlichkeit und des Kulturfortschrittes das Wesen von Natur und Kultur. In dem Drang, es dem Mann in allen Dingen gleich zu tun, müht sich die moderne Frau mit bemitleidenswertem Eifer um unkeusches Wissen von Dingen, die ihr nicht Nutzen bringen; sie gibt leichtherzig wertvolle Formen der Sitte als tote Vorurteile auf und glaubt, sich hinaufentwickelt zu haben, wenn sie sich männisch gebärdet. Einige der Folgen sind entsetzlich. Ein Geschlecht von verarbeiteten, vergrämten, freudlosen, dreisten und vermännlichten Frauen kommt herauf, unfroh zum Gebären, unfähig, gesunde Kinder zur Welt zu bringen und sie harmonisch schön zu erziehen; ein Geschlecht von Mädchen, häßlich gekleidet und salopp in der Haltung, das den Mann als „Unterdrücker" verachtet und die Schicksale der Liebe überlegen von sich weist, wenn sie nicht vorzieht, sie in hetärenhafter Weise zu erleben. Einen Typus moderner Frauen sehen wir, die die Verkehrtheiten der freigeistigen Männer noch überbieten, die nicht Mädchen, nicht Mutter, nicht Geliebte sind und Kameradinnen und vollwertige Arbeiterinnen doch auch nicht werden können; die mutwillig den Adel zerstören, womit die Natur jede rechte Frau

schmückt, und die dieses Wüten gegen sich selbst dann gar noch zu einer Art von Religion, zum Freiheitsideal erheben[1]).

Nun würde sich Alles mit der Zeit wieder einrenken und es wäre nicht nötig, im undankbaren Ton des Moralisten darüber zu sprechen, wenn es nicht eben eine Mode dieser Zeit wäre, solche Erscheinungen als Zeichen schöner Geistesfreiheit zu preisen und dem nächsten Geschlecht dieselbe Anschauung der Dinge zu empfehlen. Wenn nicht in gewisser Weise Die zu dem Lebendigsten unserer Zeit gehörten, die wir unter der Flagge dieses Ideals versammelt sehen. Mit lauten Gebärden ziehen sie auf der Straße der Zeit dahin, allen Mitlebenden als Führer gar voran. In vollem Ernst meinen sie, die Zeit habe auf sie, als auf den Heiland, gewartet. Und sehen doch kein Ziel vor sich. Trotz der zur Schau getragenen Zuversicht ist es eine Schar von heimlich Verzweifelten. Stirnen, von denen in der Jugend freie Genialität leuchtete, sind zerfurcht von Sorge und Lebensleid, Züge, die einst adelig waren, sind verwüstet durch ungehemmte Leidenschaften. Man sieht fast nirgends die gütige Heiterkeit eines Frauenantlitzes, nicht das helle Angesicht eines reinen Jünglings und auch nicht die stille Größe des weiß-

---

[1]) Über dieses Thema ist ausführlicher in meinem Buch „Die Frau und die Kunst“ (Julius Bard, Berlin 1908) gesprochen worden. Ich verweise darauf, weil es mir widerstrebt, schon Gesagtes zu wiederholen.

bärtigen Alters. Der geistigen Hast fehlt die innere Ruhe, der Lebendigkeit die Haltung, der Willensgebärde die Würde. Reiche Spuren einer erregten Tätigkeit läßt selbst diese Schar, die nirgends freilich in ganz geschlossenem und darum leicht erkennbarem Kreis vorhanden ist, zurück; aber es ist nichts Definitives, es sind Gebäude ohne Fundament. Die Sünden der Väter wider den Heiligen Geist werden an denselben Söhnen heimgesucht, die zum Kampf gegen diese Sünden aufgestanden sind. Und während die erste Freiheitsidee ihren Wert behält, reisen ihre Vertreter als groteske Erscheinungen, zieht Peter Gilgus wieder einmal durchs Land, von Nord zu Süd. Und nicht so bald wird diese Zeitkrankheit vorübergehen, denn manche Wirkung angehäufter Ursachen steht noch aus. Man kann das Wort zitieren, das ein kluger Kaufmann vor der bedenklichen Riesengründung eines Warenhauses gesagt haben soll: „Die Konkurrenz fürchte ich nicht, aber den Ausverkauf.“ So lange die Vorurteilslosigkeitsmanie zunächst noch auf kleinere Kunst- und Literaturkreise, auf gewisse Zirkel Emanzipierter beschränkt bleibt, ist immerhin ein starkes Korrelat vorhanden; furchtbar aber muß es werden, wenn diese Phraseologie mißgeschaffener Aufklärung, die selbst die Besten einmal verwirrt hat und manchmal noch verwirrt, mehr noch ins Volk dringt und in die Breite geht; wenn die Generation zur Herrschaft gelangt, die von den

so Gearteten erzogen worden ist. Zur intellektuellen kommt dann eine ebenso verderbliche moralische Halbbildung.

Der Gutmeinende, gerade der für wahre Freiheit Kämpfende wird darum auch die Energien der Zeit zu unterstützen suchen, die den Ausschweifungen der Freiheit entgegentreten. Solche Energien sind vorhanden. Fast scheint es, als gehe die Epoche schrankenloser Liberalisierung ihrem Ende entgegen und als beginne eine Zeit konservativerer Gesinnung. Nicht um einen Konservatismus kann es sich natürlich handeln, der Denkträgheit und Selbstsucht ist, sondern um ein Wollen, das auf endgültig errungene, wahre und innere Freiheit gegründet ist und das aus eben dieser Freiheit, aus der Selbstüberwindung, die nützlichen Gesetze der Beschränkung gewinnt. Eine Aufgeklärtheit ist nötig, die kein Vorurteil gelten läßt, auch nicht das der Vorurteilslosigkeit, und die ihres inneren Wertes so sicher ist, daß sie den Willen und — was mehr ist — die Kraft hat, tyrannisch zu werden. Der reine und wahre Despotismus entwickelt sich, nach Goethe, nur aus dem Freiheitssinn; ja, dieser Despotismus ist nichts anderes als „der Freiheitssinn mit dem Gelingen“. Die Fortgeschrittenen unserer Tage hätten also nur eins zu lernen: die schwere Kunst des Gelingens. Sie wird ihnen verschlossen bleiben, man wird über das Wort, über die Tendenz, über die Zeitmode nicht hinauskommen, wenn

die vom Philisterwahn Befreiten zu all ihrer mutigen Unbedingtheit nicht ehrfürchtigen, freien und bewußt gewordenen Gehorsam hinzulernen und diesen Gehorsam dann mit dem vorher bewährten Mut zum Grundsatz erheben.

Und so müßten wir denn an unserer Zeit, woraus der Idealismus entschwunden zu sein scheint, verzweifeln? Müßten verzagen an Gegenwart und Zukunft unseres Volkes, das seinen Ruf, eine Nation von Idealisten zu sein, nicht mehr rechtfertigt? Alle die beschämenden, zornigen Konstatierungen wären nur ausgesprochen worden, um die Scham zu erhöhen, den Schmerz zu verstärken und inmitten unseres schweren Werktagslebens die Hoffnungslosigkeit vollständig zu machen?

Nein! — Wie stände wohl Jemand, der seine Lebensunlust und Verzweiflung der Allgemeinheit aufzuzwingen suchte, vor sich selber und vor seinem Volke da! Wie lächerlich wären nicht Schlußfolgerungen eines wenn auch schöngeistig ornamentierten so doch absolut gemeinten Pessimismus dem zwar kulturlos rohen, aber doch werktätigen Optimismus der uns umgebenden Lebenswirklichkeiten gegenüber! Ist doch eine Bejahung, die durch Taten spricht, in jedem Fall mehr als eine Verneinung, die nur als Idee auftritt. Ja, eine Verneinung, die nicht um einer höheren Bejahung willen da ist, die zu dieser nicht den Weg bahnt, wäre in sich selbst unsittlich. Nicht Verzweiflung hat diese Abhandlungen diktiert, sondern Hoffnung. Es ist der Glaube an eine neue Bestimmung des deutschen Volkes, der hier hart und schonungslos geredet hat, die Trauer

darüber, daß der moderne Deutsche mit sich selbst und mit den Möglichkeiten seiner Entwicklung immer noch unbekannt ist und der Schmerz über die Blindheit einer erstaunlichen Arbeitstüchtigkeit. Hinter dieser Kritik des gegenwärtigen deutschen Idealismus steht die Überzeugung, daß die Menschheit in ein neues großes Zeitalter getreten ist und daß dem Deutschen der Zukunft darin eine führende Stelle zugefallen ist; es spricht aus den Verneinungen die Ungeduld einer Liebe, die ringsumher Keime des Großen wahrnimmt, die in der mißleiteten Kraft noch an den Funken des Göttlichen glaubt, die mit unendlicher Sehnsucht nach höherem nationalen Leben ausschaut, die ganz krank ist nach tätiger, schöpferischer Arbeit und dem Umstande flucht, daß aus der Stubenluft heraus, vom Schreibtisch her zu tun versucht werden muß, was auf den Arbeitsplätzen des praktischen Lebens, in der freien Luft der Werktätigkeit begonnen und vollendet werden sollte. Eine starke Gewißheit soll aus dieser Kritik sprechen, daß der Idealismus dem Deutschen im rasenden wirtschaftlichen Getriebe unserer Tage nur scheinbar verloren gegangen ist, aber trotz seiner materialistischen Transformationen nicht aufgehört hat, da zu sein.

Es ist auf den Seiten, die den religiösen Idealen der Deutschen gewidmet worden sind, gesagt worden, man dürfe gegenüber einem historisch

gewordenen Volke nicht eigentlich behaupten, dieses hätte zu einer Zeit mehr und zu einer anderen Zeit weniger Religion; denn die Summe der religiösen Gefühlskraft bleibe im wesentlichen stets dieselbe. Was zeitweise verloren gehen könne, sei die Fähigkeit, diese Gefühlskraft zu organisieren, so daß dieselbe Kraftsumme, die in einer Epoche mit höchstem Nutzen für die Nation angelegt worden sei, in einer anderen Epoche einen nennenswerten Ertrag nicht bringe, so daß das Religiöse, das zu einer Zeit frei und unumschränkt über das ganze Leben herrsche, ein andermal zum Diener staatlicher Notdurft herabsinke. Was in dieser Weise vom Religiösen gesagt worden ist, gilt für die gesamte Idealkraft der Nation. Was irgend in einem Volke an höherer Geistesenergie vorhanden ist, das bleibt auch darin. Wie nicht ein Stäubchen aus dem Haushalt des irdischen Universums verloren geht, trotzdem alles Seiende beständiger Transformation unterworfen ist, so geht auch einer Volkheit, solange sie ein kleines in sich geschlossenes Universum bleibt, kein Kraftteilchen verloren. Die Summe der deutschen Idealität ist heute so groß wie jemals früher, ja, sie ist vielleicht mit der Nation gewachsen; was sich in unseren Jahrzehnten aber entscheidend geändert hat, das ist die Organisation dieser wollenden Energien. Alle die Erscheinungen, die heute vom Begriff moderner Unkultur umfaßt werden, beruhen letzten Endes nur auf Organisationsfehler. Auf

Fehler freilich, die kaum zu umgehen waren, weil in ihnen ein Zeitschicksal zum Ausdruck kommt. Im Getriebe der wirtschaftlichen Entwicklungen mußte das Materielle notwendig überbetont werden, mußte das profan Nützliche allem anderen zeitweise vorangestellt und das Ideale dem unmittelbar Zweckmäßigen in allen Punkten fast untergeordnet werden. Darum dient heute, was seiner Natur nach herrschen sollte, und was dienen sollte, das herrscht. Aber eben, weil es sich nur um eine falsche Gruppierung der Kräfte handelt und um Fehler der Organisation, die mit der Zeit verbessert werden können, rechtfertigt sich die Kritik und die Agitation für das Bessere. Wäre dem modernen Deutschen die Fähigkeit, das Höhere zu wollen, abhanden gekommen, so wäre es eitel Ideologie, das Verlorene zurückagitieren zu wollen. Wer von den heutigen Griechen althellenische Kultur fordern wollte, wäre nicht diskutabel; und wer vom Deutschen der Zukunft die guten Eigenschaften des modernen Engländers und Franzosen und zugleich die seines früheren historischen Lebens verlangte, wäre es ebensowenig. Was in diesen Abhandlungen aber vom Deutschen gefordert worden ist, das liegt als Anlage, Tradition oder Determination schon in ihm, dazu ist er fähig, dazu reizt er selbst mittelbar durch sein Wollen, durch seine Arbeit und Tüchtigkeit auf. Und dieser Umstand eben legitimiert jede einer neuen Bejahung dienende Kritik und macht die Agita-

tion gegen die Verkehrtheiten der Zeit zur Pflicht.

Der Beweis, daß das Material zu großer schöpferischer Idealität auch jetzt noch vorhanden ist, wird uns, wo immer wir das mächtig brausende Leben, die ins Ungeheure gesteigerte Vitalität unserer Zeit deutlich wahrnehmen. Denn Leben und Vitalität sind, wenn nicht der Idealismus selbst, so doch die Voraussetzungen dafür. Es ist ein hohes Lied des Lebens, das die Zeit uns singt; eine Lebenskraft umgibt uns, die jeden Einzelnen mit sich reißt, die ihr Recht in sich selber trägt und, trotz aller Entartungsmale, im Inneren schön ist wie alles Elementare. Aus dieser Fülle des Lebens hat jeder Reformator zu schöpfen, wenn er Erfolg haben, das heißt, wenn er Recht behalten will. Die Aufgabe aller vorwärtsschauenden Kulturarbeiter ist es, aus dem mannigfaltigen starken Leben unserer Tage schönes und edles Leben zu machen, dem Rohstoff die Form abzugewinnen und die gewaltige Kraftsumme von neuem organisieren zu helfen, so, daß sie der Nation höchsten Ertrag bringt. Selbst wo das Konservative propagiert wird, muß wahrer Fortschritt gemeint sein. Es gilt, die elementare Lebenskraft der Zeit auf gewisse Punkte zu konzentrieren, ihr regelnde Traditionen zu finden, zu beschränkenden und organisierenden Konventionen zu gelangen und durch eine kühne Übersteigerung und Befreiung der heimlich tätigen Idealenergien

unserer Epoche Das zu geben, was die Geschichte Stil nennt. Das Tüchtige, Edle und Große ist heute immer im Verkehrten, Schädlichen und Profanen versteckt; es daraus zu lösen, es herrschend zu machen, ist die vornehmste Arbeit der Zeit. Nur wenn diese Arbeit gelingt, können wir endlich im höheren Sinne wieder ein Volk werden.

Wie schwierig aber und problematisch die Aufgabe ist, gerade aus den wirklichsten Lebenskräften ein neues Haus zu bauen, worin die Nation für lange Zeit stark, glücklich und frei wohnen kann, das zeigt sich, wenn die Fragen des Wie an Einen herantreten. Es droht dann vor allem die Gefahr, daß man die Verwirrung der Gegenwart und die in die Zukunft weisenden Ideen an Maßstäben mißt, die der Vergangenheit entnommen sind, und daß man zum Eklektizisten wird, wo man als Reformator und Revolutionär auftritt. Rückgewandtes Gefühl ist immer mehr oder weniger romantisch und ideologisch, und darum ist es schlecht geeignet, das Lebendige und Wirkliche, das seine eigenen Gesetze hat, zu organisieren. Die Vergangenheit darf uns bei der großen Reformarbeit nur über die Kräfte, Gesetze und Formen belehren, denen eine ewige Bedeutung innewohnt, darf nur Aufschluß geben über den vorbestimmten Gang gewisser wiederkehrender Entwicklungen und über die Art, wie die gleichen Ursachen immer die gleichen Wirkungen nach sich ziehen. Wer neue Kulturformen aber alten direkt

nachbilden möchte, wird stets irren und das Unzulängliche schaffen. Nur wer die neue Form logisch aus den Bedingungen der gegebenen Realitäten entwickelt, wird am Ende finden, daß das schöne Neue dem guten Alten wie von selbst ähnlich geworden ist. Alles Klassische ist miteinander verwandt, wann immer es auch entstanden ist; entstehen aber kann es nur da, wo der Mensch, ohne in die Vergangenheit abzuirren, von einer unmittelbaren Gegenwart ausgeht. Darum ist die Grundbedingung aller modernen Kulturarbeit, die Wirklichkeiten unserer Tage anzuerkennen. Es gilt zu sehen, daß dieselben Erscheinungen, die auf Verfall deuten, Keime neuen Lebens enthalten, daß im Gemeinen oft embryonisch das Erhabene ruht und daß das zukünftige Ideale eines breiten Untergrundes von Realität bedarf. Daß, wie Nietzsche einmal gesagt hat, „neben der Krankheit Anzeichen einer unerprobten Kraft und Mächtigkeit der Seele" stehen und daß dieselben Symptome auf Stärke wie auf Niedergang deuten können. Auch der Zukunftsidealismus muß durch und durch modern begriffen werden. Das aber vermag nur zu tun, wer dieses verabscheute, verfluchte und gehaßte Scheinleben der Gegenwart mit tiefem Gefühl liebt. Es trotz alledem liebt. Ein Recht, von Idealen der Zukunft zu sprechen, hat nur, wer Ehrfurcht vor demselben Leben fühlt, dessen Zeitformen er verachtet, wer trotz aller Sehnsucht

zum Edleren von diesem Gegenwartsleben nicht loskommt.

Nur der Liebe zur Gegenwart werden die in seltsamen Metamorphosen sich darbietenden Idealkräfte sichtbar; diese Liebe nur erkennt mit wahlverwandtem Instinkt das höhere Geistige im materialistischen Arbeitsgewirr unserer Tage, das Faustische und Religiöse in ihrer Rastlosigkeit, sittliche Instinkte in ihren Vorurteilen und eine allgemeine Sehnsucht in der mürrischen Unzufriedenheit der Überarbeiteten.

Das transformierte Ideale beginnt aus den Arbeitshintergründen unserer Zeit hervorzuleuchten, wenn man sich fragt: was hält bei so seelenloser Arbeit die Massen nun eigentlich in Bewegung und was ist es, das den ganz Unideellen ein so merkwürdig starkes Verantwortlichkeitsgefühl gibt? Die Antwort, jeden Einzelnen mache die Sorge um seine Existenz fleißig, sie zwinge Alle dazu, ihre Pflicht pünktlich zu tun; um nur beschäftigt zu werden, müsse jeder Arbeiter von vornherein verläßlich sein, und das Gesetz bedrohe jede Pflichtversäumnis mit Strafe: diese Antwort befriedigt nur halb. Solche äußeren Gründe genügen nicht, um die stündliche Allgegenwart des modernen Verantwortlichkeitsgefühls zu erklären. Dieses ist nun freilich ein durchaus subalternes Gefühl; es richtet sich nicht auf die großen Gegenstände der Menschheit, sondern nur

auf das Tägliche, auf das Wägbare und Sichtbare. Aber es ist da, als eine Tugend, einerlei, woher es kommt und wohin es zielt. In ihm ist viel Gehorsam gegen das Leben, gegen das Schicksal; in diesem Pflichtbewußtsein, das bis zum Märtyrerhaften geht, kommt eine lebendige soziale Idee zum Ausdruck. Ein einziger kategorischer Imperativ scheint die ganze Zeit zu beherrschen. Man arbeitet nicht nur des Gewinstes und der Existenz wegen; man arbeitet auch der Arbeit wegen. Man flüchtet sich in die stillwirkende Ethik der Tagesarbeit; flüchtet sich hinein vor den Gespenstern der Ideallosigkeit. Und wird so ein wenig wieder zum Idealisten. Es ist der Idealismus in unserer Zeit sozial dienend geworden. Er hat sich in ein Pflichtgefühl verwandelt, dem hier und da fast religiöse Züge eigen sind; es schwingt darin eine mürrisch verhehlte, nicht ins Bewußtsein dringende Nächstenliebe. Die Idealität hat sich der profanen Notdurft verdingt; unfähig, der jeder Seele eingeborenen Güte zu widerstehen, versucht Jedermann mit ergreifendem Selbsttrug, sich seine ideenlose Arbeit als notwendig und das Notwendige dann als sittlich vorzustellen. Das viel mißbrauchte Schlagwort: Alle für Einen, Einer für Alle, hat heute nicht nur wirtschaftlich mechanistisch betrachtet Bedeutung. Unbedenklich vertraut man täglich seine Interessen, ja, sein Leben wildfremden Personen an; dem nie gesehenen Arzt vertraut man seine Gesundheit, dem

fremden Lehrer seine Kinder, dem uns innerlich entfremdeten Gesinde sein Haus an. Man überläßt sich mit dem Gefühl vollkommener Sicherheit den schlecht bezahlten Führern der Verkehrsmittel, zweifelt nicht an der Zuverlässigkeit des karg besoldeten Beamten, durch dessen Hände Hunderttausende gehen, vertraut den Menschen, von denen man kauft, denen, die dienen und den anderen, denen man selbst dient. Und die tausendfachen Tagesgeschäfte, die Alle mit Allen bis in weite Fernen in Berührung bringen, werden nur dadurch möglich, daß die Grundsätze von Treu und Glauben heute stärker befestigt sind als jemals vorher. Im Gewimmel der Millionen fühlen wir uns sicher und geborgen, erstaunen über jeden Vertrauensbruch und bedenken nicht, daß das allgemeine Pflichtgefühl etwas viel Erstaunlicheres ist. Doch fehlt dann dieses Pflichtgefühl immer wieder dort, wo es sich um höhere, um abstrakte Dinge des Lebens handelt. So sicher man der sozusagen bureaukratisch-subalternen Gewissenhaftigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens sein kann, so wenig darf man mit einem höher gearteten, mit einem im Idealen schöpferischen Gehorsam, mit Verantwortlichkeitsgefühl in den Dingen geistiger Kultur rechnen. Es ist ein seltsamer Widerspruch, daß es einer Zeit ganz an allgemeinen hohen Kulturwerten fehlt, die das soziale Gefühl stärker vielleicht entwickelt hat als irgendeine Zeit vorher. Und das

in einer Epoche, die ganz irreligiös ist und ohne deutlich formulierte sittliche Gesetze dahinlebt. Es sind die Religion und die Ethik selbst, die sich so zum Teil in soziales Pflichtgefühl verwandelt haben. In diesem Pflichtgefühl spricht sich der Instinkt für die Notwendigkeit aus, die so plötzlich millionenweis in den Großstädten Zusammengeströmten, die durch innere Bande sonst nicht Zusammengehaltenen aneinanderzuketten und zu disziplinieren. Der übertriebene Schutz, den das Schwache heute genießt, die Gedanken des sozialen Mitleids und alle die pedantischen Humanitätsideen unserer Zeit sind gewiß, kulturpolitisch betrachtet, eher schädlich als nützlich; aber sie beweisen immerhin die Gegenwart starker Verantwortlichkeitsempfindungen. Aus diesen Empfindungen nur lassen sich auch die vielen Handlungen sozialer Fürsorge erklären, so sehr die auch mit vom Egoismus, von der vorbauenden Furcht diktiert sein mögen. Die soziale Fürsorge kommt dem Bedürfnis zu weit entgegen, als daß man die Idee sozialer Gerechtigkeit darin verkennen könnte. Wille zur Gerechtigkeit ist aber Gottesfurcht. Es schimmert zweifellos Idealismus in den Tendenzen der Arbeiterfürsorge, der Armenpflege, der Unfallversicherung, des Genossenschaftswesens oder der öffentlichen Gesundheitspflege. Wer es wohl beachtet, wie man den Gefahren des modernen wirtschaftlichen Lebens überall zu begegnen sucht, wie

die Ideen der allgemeinen Wohlfahrt sogar wieder zu Objekten der Spekulation werden, der wird zu dem Gedanken gedrängt, daß der Nation über ihren Materialismus schon das Gewissen schlägt. Es gibt keinen großen Unternehmer mehr, dem es nicht Ehrensache schiene, seinen Angestellten Fürsorgeinstitutionen zu schaffen; und der Staat beweist mit seiner Sozialgesetzgebung, wie sehr er sich der Idee ausgleichender Gerechtigkeit verpflichtet weiß. Bis ins Einzelne bekümmern sich die Verwaltungsbehörden um die Volkshygiene und jedes Menschenleben wird in den Millionenstädten behandelt, als sei es unersetzlich. In der polizeilichen Kontrolle sogar ist noch etwas von dem ins Profane transformierten Pflichtidealismus. Etwas Großes ist alles Dieses nicht; aber es ist alles symptomatisch für das Vorhandensein eines idealen Pflichtwillens. Es spricht sich der Erhaltungsinstinkt des Volkes darin aus, wenn die Achtung vor den Daseinsrechten in dieser Weise eine Zeit beherrscht, die theoretisch den Menschen als von tierischer Natur, als einen kunstvollen Mechanismus betrachtet wissen will. Selbst in den ganz materialistisch gerichteten Arbeitstendenzen unserer Zeit nimmt man Anzeichen dieses höheren, einen neuen Kulturzustand ankündigenden Gemeinschaftssinnes wahr. Schon der Umstand, daß so fieberhaft, so rastlos gearbeitet wird, daß der moderne Mensch sich seiner Tätigkeit hingibt, als sei er von einer fixen Idee besessen, als wäre das

Leben nur ein Durchgangsstadium und als hätte man mehrere Leben zur Verfügung, deutet auf innere, über den Erwerbszweck hinauszielende Leidenschaften. Es ist, als wollten die modernen Deutschen sich möglichst schnell über die unvermeidlichen, häßlichen Übergangszustände hinwegbringen. Aus dem unendlichen Gewirr kleinlicher materialistischer Erwerbsgier tritt mit monumentaler Gebärde der Wille zur Macht hervor, der dem Willen zur ethischen und ästhetischen Kultur überall doch voranzugehen pflegt. In diesem sozial gerichteten Machtwillen finden vor allem die Handelnden und Unternehmenden ein ideales Genüge. Denn er ist letzten Endes nichts anderes als Gehorsam gegen die Notwendigkeiten der neuen wirtschaftlichen Entwicklung; er macht das Individuum zum Werkzeug eines historischen Zeitschicksals. Darum sieht man so oft die Wohlhabendsten und wirtschaftlich Mächtigsten anspruchslos und bedürfnislos für sich selbst dahinleben, sieht sie ganz in ihren profan erscheinenden Arbeitsideen aufgehen und das Kontor zu einem Allerheiligsten machen. Dem Machtwillen großer Kaufleute, Fabrikanten und Unternehmer, ja, des ganzen arbeitenden Volkes verdankt das neue Deutschland seine Weltmachtstellung, seine schnelle Expansion und seinen wachsenden Wohlstand. Und die Resultate der stetig noch steigenden Arbeitsfülle werden vom Volke poetisch empfunden. Zu Gegenständen phantasievoller Ver-

wunderung werden ihm die Zahlen der Statistiken, zur Begeisterung reißen die Wunder materieller Arbeitshäufung hin. Betrachtet man dann freilich die vorläufigen Resultate der Arbeitsinbrunst, so scheinen sie so leidenschaftlicher Anstrengung nicht wert. Das aber hindert nicht einzusehen, daß in materialistischer Verkleidung der Idealtrieb da ist. Idealismus ist immer, wo der Segen der Disziplin frei anerkannt wird. Darum eben ist dienende Idealität auch in der erstaunlich konsequent durchgeführten Arbeitsteilung unseres Wirtschaftslebens, in dem bewunderungswürdig geordneten Mechanismus der Weltwirtschaft. Staatsmännische Tugenden haben teil an den weitausgreifenden Transaktionen des Geldmarktes und an den Trustbildungen, und es liegt mehr als ein nur egoistisches Interesse in dem Spähen nach neuen Bedürfnissen, in den Versuchen, das Volk zu immer höheren Ansprüchen, zu Luxus und Wohlleben zu verlocken. Sinn für ideale Verpflichtung ist in der Art, wie die Reinheit der Ehe nicht zwar als eine religiös ethische, aber als eine moralisch soziale Pflicht empfunden wird; er ist in der Leidenschaft, womit die moderne Frau um Männerrechte kämpft, und in dem Eifer, womit die Gesellschaft die individuelle Freiheit verteidigt. Handelt es sich meistens auch nur um Scheinfreiheit, so bleiben doch die Opfer, die ihr gebracht werden, Merkmale eines wahren und tiefen Instinktes von

der Würde des Menschen. Auf Verantwortlichkeitsgefühl deutet endlich auch die Tatsache, daß sich jedem starken und begabten Willen fast der Weg zum Erfolg öffnet, daß die Zeit dem Talent ein Vorzugsrecht einräumt, vorausgesetzt daß sie imstande ist, es zu erkennen. Es wird freilich relativ selten in seinen höheren Formen erkannt und richtig gewürdigt, weil die Idealinstinkte überall nur subalterne Gewalten sind, weil sie nicht herrschend und organisierend hervorzutreten vermögen. Darum wenden sie sich in so vielen Fällen gegen sich selbst. Und was würde doch sein, wenn diese Energien einem starken Kulturwillen dienten!

Wirklich gefestigte soziale Form, die Zeichen eines gesellschaftlichen Lebensstils, sieht man heute eigentlich nur, wo die Vergangenheit solche Gemeinschaftswerte erzeugt und die Tradition sie erhalten hat. Wo das Soziale als Berufsidee oder Standesgefühl wirklich in bewußter architektonischer Organisation hervortritt, da ist es nicht an Wirklichkeiten geknüpft, denen die Zukunft gehört, sondern an Realitäten, die uns in konventioneller Form überliefert worden sind. Das ist ein Entweder-Oder, dem die Kraft eines Zeitgesetzes innewohnt. Das Leben freilich vermag beiderlei Idealismus zu nützen, den noch gebundenen sowohl, wie den schon konventionell gewordenen. Darum zieht unser Volk zum Bei-

spiel immer noch so reichen Nutzen aus dem Berufsidealismus des Soldaten, trotzdem dieser Idealismus durch den modernen Materialismus nicht siegreich hindurchgegangen ist. Dafür ist es dem Soldatenstande aber auch möglich gewesen, sich vor vielen Lastern und Gefahren der Zeit abzuschließen. Der Berufsgeist des Soldaten ist noch aristokratischer Art; darum erscheint er so oft edler und stärker als der noch ganz formlose demokratische Geist, obgleich diesem die Zukunft gehört. Zweifellos wird der Berufsgeist des Soldaten noch mehr von dem demokratischen Zeitgeist unterminiert werden; aber während es geschieht, wird er der sich entwickelnden bürgerlichen Gesellschaft noch wertvolle Lehren geben. Denn seine Organisation stellt etwas Erprobtes dar, dem Züge des Typischen und Allgemeingültigen eigen sind. Wie könnte eine schon konventionell gewordene Organisation sonst ihre Mitglieder so gut erziehen, wie könnte sie sonst Alle, die sich ihr anvertrauen, durch das Berufsgesetz zum Höheren und Tüchtigen hinaufleiten! Nicht grundlos steht in der formlosen modernen Gesellschaft der Berufssoldat immer noch als ein Muster männlicher Ehre da; nicht ohne Ursache wird dem Mann des Volkes die kurze Dienstzeit zu einem der wichtigsten Erlebnisse, so daß er sich in der Folge fest an die so gewonnene, faßbare Vaterlandsidee klammert. Den sozialen Tugenden des Soldaten wird die bürgerliche Gesellschaft erst

etwas Gleichartiges entgegenzustellen haben, wenn sie mit lebendig modernen Sinnen die Ideen der Pflicht, des Gehorsams, der Ehre, der Opferfreudigkeit ebenso bewußt wie der Soldat zu erfassen imstande ist, wenn sie frei wollend als sittliche Forderung vor sich hinzustellen vermag, was jetzt erst ein dunkler Instinkt ist. Kein Stand ist, mit bezug auf die Entwicklungsideen der Zukunft, weniger geeignet, vorbildlich zu wirken, als der Soldatenstand; aber keiner ist auch mehr geeignet, vor Augen zu führen, wie die Menschen ungefähr aussehen werden, wenn sie wirklich zu neuen Idealisten der Tat geworden sein werden, wenn die Herrschenden alle Gentlemen, die Dienenden alle in ihrer Art Charaktere sein werden. In diesem Sinne ist der deutsche Offizier noch vorbildlich. Er wirkt durchweg wie ein adeliger Mensch, weil er durch Gehorsam frei und willensstark geworden ist, durch Ehrgefühl bewußt und höflich, durch das Gefühl seiner Würde vornehm, durch Hingabe an ein Berufsideal tapfer, enthaltsam und bescheiden. Im Soldatenberuf herrscht die Sachlichkeit, die Selbstbeschränkung, die charaktervolle Tüchtigkeit, es ist in ihm Begabung und Jugend, weil dort ein Gesamtheitsideal die persönliche Idealität aufzunehmen vermag. Und das ist der größte Erfolg, den sozialer Idealismus haben kann.

Der Versuch, die nicht historisch konventionellen, die ganz modernen Sozialinstinkte zu all-

gemein gültigen Staats- und Lebensprinzipien auszugestalten, ist am konsequentesten innerhalb der Sozialdemokratie gemacht worden. Dieser Versuch allein schon gibt der deutschen Arbeiterpartei darum historische Bedeutung. Mit großer Kühnheit und tiefem Idealismus haben sich die Sozialdemokraten die Vorteile einer alle Glieder einigenden Gesinnung zu sichern gesucht, indem sie ihre Sozialdogmen und Weltanschauungslehren bis zur religiösen Inbrunst emportrieben. In ihren Lehren vom Zukunftsstaat und von der sozialen Gerechtigkeit ist geradezu christlicher Geist. Daß es die Enterbten der Gesellschaft sind, die Dienenden und Besitzlosen, in denen die latente Idealität der Zeit zuerst zu Bewußtsein gekommen ist, kann nicht Zufall sein. Wer am meisten zu ersehnen hat, ist am hoffnungsvollsten; und der Hoffnungsvollste wird stets am meisten Idealist sein. Lebten wir in einer glaubensfrohen Zeit, so wäre aus den Lehren der Sozialdemokratie sicher eine neue religiöse Bewegung hervorgewachsen, ähnlich wie der Protestantismus einst durch die Bauernkriege sekundiert worden ist. Die Zeit ist aber unfähig, das Religiöse zu produzieren. Und das hat den Idealismus der Sozialdemokraten um Größe und Monumentalität gebracht. Sie verkümmern in dem Widerspruch, daß sie allen höheren religiösen Zeitideen gegenüber den Dünkel der Halbbildung und einen kalten, materialistischen Skeptizismus zur Schau tragen, während sie von romantischer

Idealität doch erfüllt sind. Sie sind politische Partei geblieben, wo sie eine große Kulturpartei hätten bilden können und hätten bilden müssen, weil sie die Gerechtigkeitsidee ganz ins Materielle verlegt und sie damit gemein gemacht haben. Denn so hat die Logik des ökonomischen Materialismus sie gezwungen, ihr soziales Ideal nicht auf Liebe zu gründen, sondern auf Haß. Auch in diesem Fall ist das Niedere dem Höheren wieder übergeordnet worden. Und gerade das hat verhindert, daß das soziale Ideal den Wirklichkeiten der Zeit vorurteilslos entrungen werden konnte. Da die Hälfte des Wirklichen, alles Kapitalistische, alles Bürgerliche, alles wahrhaft Künstlerische, zum Beispiel, von den Sozialdemokraten nicht anerkannt wird, so muß das sozialistische Ideal, das lebendig nur aus dem Ganzen des Lebens hätte hervorgehen können, die fehlende Lebenshälfte durch Theorie ersetzen. Das hat die Sozialdemokraten dann so tief in Tendenz, Ideologie und Romantik geführt, so daß die revolutionärste deutsche Partei heute zugleich die reaktionärste ist. Die idealen Züge werden in dieser Partei materialistisch verstanden und die realen Ziele ideologisch, das Dogma herrscht an Stelle des Lebens. Darum vermag diese Partei nicht zu einer wahrhaften Volkspartei zu werden und auch nicht zum allgemein anerkannten Vertreter wirtschaftlicher Interessen. Und doch ist unendlich viel wahrer Idealtrieb in ihr. Es ist Ursprünglichkeit in ihr und Jugend und ein

Wissensdrang, der fanatisch fast nach oben strebt; in der genossenschaftlichen Despotie ist etwas wie ein römisch starker Gemeinsinn, in dem blinden Gerechtigkeitsdrang ist Gottesfurcht, und in dem ungeschichtlichen, kulturfeindlichen Denken sogar sind noch ursprüngliche Willensenergien. Es ist etwas Großes um die Leidenschaft, womit sich die Mitglieder dieser Partei den Programmideen hingeben, Opfer dafür bringen und womit sie auf befreiende politische Wunder warten.

Wo der soziale Idealismus nicht im Instinktiven stecken geblieben ist, da ist er in diesen ersten Jahrzehnten eines noch unorganisierten neuen Zeitalters stets begrifflich formuliert worden. Die Sozialwissenschaft hat sich seiner bemächtigt; es ist versucht worden, die modernen Lebenskräfte von der Gelehrtenstube aus zu organisieren. Das Sozialempfinden ist auf Formeln und Systeme gebracht worden, und das um so mehr, als sich jeder selbständige Geist heute irgendwie mit den sozialen Problemen auseinandersetzt. Endgültiges ist bei dieser faustischen Sozialgrübelei freilich nicht herausgekommen, weil der Einzelne niemals reflektiv leisten kann, was die Allgemeinheit spontan schaffen muß. Aber es spricht auch dieses Symptom doch für die Gegenwart eines sozialen Idealismus. Überall wird um Sozialideen gekämpft und in den kühlsten Köpfen entzünden sich die Irrlichtflämmchen der Utopie. Es steht die merkwürdige Erscheinung des Idealkonstruk-

teurs Marx, dieses Präzisionsarbeiters des Sozialbegriffs, der zum Heiligen einer großen Partei geworden ist, vor uns da; es taucht der Geniekopf des Realromantikers Lassalle auf und neben ihm blickt ein ruhiger Nationalsozialist wie Rodbertus aus der Zeit hervor. Einer nach dem Andern ziehen die Gelehrten und die autodidaktisch gebildeten Führer des Sozialgedankens vorüber. Ihre Namen und Lehren sind ein wesentlicher Teil der neuen deutschen Geschichte. Denn jeder Einzelne, von Schultze-Delitzsch bis Bebel, von General Booth bis Stöcker, hat seine Gemeinde. Es ist nicht zufällig, daß Sozialethiker wie Ibsen und Tolstoi, wie Ruskin und Dostojewskij in Deutschland ihr verständnisvollstes Publikum gefunden haben; es ist ein beachtenswertes Symptom, daß Stirners und Nietzsches Ideen mit der Gewalt von Gewittern gewirkt haben, daß jeder ernsthafte moderne Dichter zur Hälfte immer Sozialapostel ist und daß die Künste sich in demselben Maße sozialisiert wie demokratisiert haben. Selbst in dem Irrtum, der eine Kunst für Alle will, steckt ein richtiger Sozialinstinkt. In der Poesie und in den bildenden Künsten spielt das soziale Sujet heute fast dieselbe Rolle, wie das christliche Sujet in der gotischen Kunst, das mythologische in der Renaissance. Was moderne Ästhetiker im Kunstwerk den Gehalt nennen, ist in sehr vielen Fällen eine soziale Idee. In allen seinen geistigen Schattierungen ist der Sozialismus eben zum Objekt moderner Welt-

anschauung geworden. Freilich ist, was in der Kunst als soziales Symbol gemeint war, meistens noch Tendenz geblieben; und so ist die Kunst, ihrer Bestimmung entgegen, zur Waffe der Sozialkritik geworden. Die Künstler werden zu Anklägern, zu Agitatoren oder zu Verherrlichern des leidenden Volkes. Was der junge Schiller in „Kabale und Liebe" begann, was Hebbel in seiner „Maria Magdalena" fortsetzte, das haben moderne Dramatiker, wenn nicht kunstvoll, so doch tendenzvoll zu Ende geführt. Ibsen hat eine ganze Sozialkritik gegeben, Hauptmann hat seine stärksten Wirkungen der Sphäre sozialer Problematik abgewonnen und auch der junge Nachwuchs noch erfüllte die Zeit mit sozialen Klagen und Anklagen. Das soziale Tendenzdrama spricht in allen Tonarten von der Bühne herab, als dramatisierter Zeitungsartikel und als Volksversammlungsdramatik, als soziales Rührstück oder als soziale Groteske. Die ganze revolutionäre Kunst- und Literaturbewegung der neunziger Jahre ist ohne die soziale Dominante nicht vorstellbar. Wie sehr es sich den modernen Künsten um Fragen der Religion, Ethik, Politik, Sozialkritik usw. handelt, das beweist auch die Verehrung, die den großen Grenztalenten, den Reformatoren und Propheten zuteil wird. Nietzsche gehört zu ihnen, Ruskin, Tolstoi und alle Geister ihrer Art. Nie sprach die Leidenschaft zum Guten, Großen und Schöpferischen reiner als aus diesen Männern; und nie kenn-

zeichnete die Stärke ihres Kulturwunsches doch auch deutlicher den Mangel an Kultur. Es ist in unserer Zeit der soziale Roman geschaffen worden, der vom Einfluß des Milieus handelt, der uns zeigt, wie der Einzelne Opfer der Zeit wird oder wie er sie napoleonisch zwingt, wie die Zeitideen die Jugend verwirren und verzweifeln lassen und wie sich der Ring der allgemeinen sozialen Verknechtung fest und unlöslich schließt. Als Gegenspiel ist der utopische Roman entstanden, der die Zustände der Gegenwart mittels der Idee zu überwinden sucht; und so wenig er als Kunstwerk bedeutet, so wichtig ist er auch als Symptom des gegenwärtigen sozialen Idealismus. Selbst der moderne Lyriker kommt ohne das Soziale nicht aus, wenn er seine inneren Zustände schildert. Der bildenden Kunst hat das soziale Gefühl die Fesseln des Ateliereklektizismus abgenommen, hat ihr neue Wirklichkeiten und lebendige Stoffe zugeführt. Die moderne Malerei stellt die Arbeit dar, malt ihr Leid und ihre Mühe, aber auch ihr Edles und Heroisches. Millet, Segantini, Meunier und andere ihrer Gesinnung haben auch für die modernen Deutschen gelebt. Aus den Bildern unserer eigenen besten Talente ist der soziale Einschlag nicht fortzudenken. Leibl und Liebermann, als die Führer süddeutscher und norddeutscher Malkunst, sind durchaus sozial empfindende Künstler, wenn in ihren Werken auch nicht die Spur von Tendenz ist. Wo immer in den Ateliers ernst-

haft um neue Kunstwerte gerungen wird, da ist auch in irgendeiner Weise das Soziale gegenwärtig. Am meisten vielleicht in den Arbeitsräumen moderner Architekten. Der Baukünstler sieht sich heute immer mehr gezwungen selbst zum Bauherrn, zum Unternehmer zu werden und auf Vorrat zu bauen, das heißt: ein sozialer Zeitdeuter zu sein und dem Wollen der Epoche tastend voranzuschreiten. Er baut die Großstädte, schafft Millionen neuer Menschen Wohnstätten und dem Arbeitsgetriebe Werkstätten; er sieht sich gezwungen, der Allgemeinheit die sozialen Gedanken abzunehmen, die sie selbständig noch nicht denken kann. Von diesem sozial empfindenden Architekten vor allem, oder, genauer, von dem autodidaktisch von der Malerei und Skulptur zur Baukunst hinaufstrebenden, ist ein neues Kunstgewerbe geschaffen worden. Die Reformatoren der Architektur haben es tief begriffen, daß Kultur nur ein Ganzes sein und nur aus dem Innern kommen kann. Darum sind sie ebensosehr Ethiker, Agitatoren edler Lebensformen, Sozialreformer und Wirtschaftspolitiker wie Künstler und Kunsthandwerker. Nichts beweist vielleicht so anschaulich die Gegenwart eines sozialen Idealismus, wie diese Arbeit des modernen Kunstgewerbes.

In keiner Zeit hat vielleicht die Produktionsfähigkeit in einem so seltsamen Verhältnis zum Produktionswillen, die Unkultur zur Kulturungeduld gestanden. Der Idealismus ist da; aber

er ist im wesentlichen Theorie und Idee, ist nicht natürlich organisiert und ist der Nation darum mehr noch eine Qual als ein Glück. Kultur werden wir erst wieder haben, wenn Keiner mehr an das Soziale denkt, weil Jedermann spontan lebt, was jetzt erst gedacht und tendenzvoll gewollt werden kann.

Eine andere zur Herrschaft berufene ideale Energie, die ebenfalls in eine dienende Stellung gedrängt worden ist, tritt Einem in dem Wahrheits- und Wirklichkeitssinn unserer Zeit entgegen. In unserer religionslosen und glaubensarmen Zeit gibt es kaum einen geistigen Menschen in Deutschland, dem nicht die Liebe zu dem als wahr und wirklich Erkannten selbstverständlich wäre. Dem objektiv Wahren gegenüber weiß man sich heute nicht weniger verantwortlich, wie man sich früher Gott, dem Erlöser und der Kirche verantwortlich gefühlt hat. Man lebt und stirbt gewissermaßen für die Wahrheit. Opfer des wissenschaftlichen Wahrheitssinnes, wie Giordano Bruno oder Galilei sind den modernen Deutschen zu Heiligen fast geworden; als wahrhaft ideal empfindet man es, wenn Forscher und Künstler um ihrer Wahrheiten willen leiden, man rühmt den Erfinder, den nichts im Glauben an seine Idee erschüttert und preist am lautesten den Erfolg, der sich auf Wahrheitsforschung gründet. Voraussetzungslos wahr in Wissenschaft und Kunst zu

sein, ist dem Lebenden Ehrensache. Etwas Großes ist in diesem Arbeitsethos, in diesem unbeirrbaren Willen zum Wahren und Wirklichen. Ja, es ist Religiöses darin; denn diese Ehrfurcht vor dem Seienden ersetzt dem modernen Skeptiker in manchem Punkte den Glauben an die sittlichen Endziele des Lebens. Um so schmerzlicher ist es, daß selbst diese Idealkraft nicht kulturbildend im höheren Sinne ist. Der Fehler besteht auch hier wieder darin, daß ein innerer Trieb als etwas Äußeres begriffen wird, daß das Verlangen nach Wahrheit zu sehr objektiviert worden ist. Auf Kosten der Sache verleugnet der moderne Mensch seine Seele; und damit begibt er sich seiner eigentlichen kulturbildenden Kraft. Da die Wahrheit draußen, als etwas für sich Bestehendes, gesucht und gefunden wird, da keine Wechselwirkung innerer und äußerer Erkenntnisse stattfindet, so vermag sich der neue Deutsche an der Fülle seiner modernen Wahrheiten und Wirklichkeiten nicht ethisch und ästhetisch emporzubilden. Sein Wahrheitsidealismus kann nicht phantasievoll sein, vermag nicht religionsartige Schlußfolgerungen zu ziehen. Er ist nur auf das Sichtbare, Wägbare und Beweisbare, auf das Experimentelle und Wahrscheinliche gerichtet. Dadurch geht ihm höherer Schwung ab, er neigt zum Pessimismus, zur Skepsis. Die Wahrheiten werden nicht gesucht, um die Erhabenheit der göttlichen Weltordnung immer neu zu beweisen, sondern eher, um Beweise gegen

das Göttliche zu sammeln. Man ist enthusiasmiert, aber nicht so sehr über das Wunder des Lebens als Ganzes, als über das einzelne Erkenntnisresultat. Darum gehen aus dieser Wahrheitsforschung scharfsinnige Analytiker hervor, aber nicht starke Synthetiker. Das Musikalische im Menschen wird nicht aufgeregt. Der Mensch ist um der Wahrheit willen da, nicht umgekehrt. Und darum eben kann sich der Verstand so gut mit den Erkenntnisproblemen beschäftigen, darum können die Resultate einer erstaunlichen Empirie so kunstvoll gruppiert, kann die Wahrheitsforschung so fein spezialisiert und in weitverzweigter Arbeitsteilung organisiert werden. Dieser Wahrheitsidealismus baut Eiffeltürme, aber keine gotischen Dome, erklärt die Gesetze der Tonschwingungen, aber führt nicht zu neuer Musik, sagt uns genau was die Kunst darf, kann und soll, aber macht nicht bedeutende Künstler. Er dient, wo er herrschen könnte.

Immerhin: was für ein Diener ist das doch! Welche Fülle von Tugend ist auch wieder in diesem Tatsächlichkeitshunger und in wie vielen Dingen hat er dem modernen Leben doch Nutzen und Freiheit gebracht! Unsere Zeit genießt die Vorteile, die darin liegen, wenn strenge Denkkonventionen, wie jeder Kulturzustand sie mit sich bringt, die Wahrheitsforschung nicht behindern. Mit welcher Freiheit darf nicht Jedermann seine Meinung äußern! Was den Staat nicht

geradezu umzustoßen droht, darf allerorts frei gesagt und propagiert werden. Sogar die staatsfeindliche Theorie wird bis zu gewissen Graden geduldet; die Achtung vor der Wahrheitsforschung ist fast unbedingt. Jedes Forschungsresultat wird gleich zum Gemeinschaftswert; und Gelehrte, Erfinder, Techniker und Forscher sind populär wie es früher nur die Künstler waren. Die moderne Menschheit ist nach neuer Empirie so hungrig, daß sie jeden Mehrer wissenschaftlicher Erfahrung als Kulturheroen preist; und sie zeigt so schnelles Verständnis für die wissenschaftlich technischen Wahrheiten, daß sie gleich immer zur praktischen Verwertung schreitet. Diesem forschenden Wahrheitsidealismus verdanken die modernen Deutschen den Ruhm, vortreffliche Empiriker, bewunderungswürdige Techniker und sehr gründliche Naturforscher zu sein. Von der Wahrheitsforschung ist die moderne Humanität determiniert worden; man hat das Krankhafte im Verbrechen erkannt, die Erkenntnisse der Hygiene so sehr popularisiert, daß daraus eine umfassende Organisierung zugunsten der Volksgesundheit und eine nützliche Förderung des stärkenden Sports hervorgegangen sind. Und es hat das neue Wissen sogar Anfänge einer neuen Weltanschauung gebracht. Die Wissenschaft hat uns die Erde als ein organisch gewordenes, abhängiges Planetengebilde erkennen gelehrt, den Himmel als eine Unendlichkeit von Welten, Zeit und Raum als etwas Relatives, das

Ich als eine notwendige Determination und als ein Glied in der unendlichen Kette der Menschheit. Das Weltwissen hat zwar all unsere Himmel entgöttert; aber dem Phantasievollen hat es die Welt auch bis ins Unendliche geweitet. Die Wahrheitsforschung hat uns den Entwicklungsweg vom Tier zum Menschen gezeigt und hat mit dieser Einsicht die Einbildungskraft der Nüchternen mächtig aufgewühlt. Der Name Darwin ist zum Ausdruck einer modernen Weltanschauung geworden; die Entwicklungslehre wird geradezu mythologisch begriffen. Hier geht der Wahrheitstrieb schon ins Religiöse über. Hinter dem Naturgesetz steht das ewige Müssen, umwebt von der Gloriole des Göttlichen.

In den Künsten hat der Wahrheitstrieb den Kunststoff von Grund auf revolutioniert und die Herrschaft des Akademismus gebrochen. Er hat die Phrase getötet, die Kunst in einer neuen Weise auf Gegenwärtigkeit gegründet und sie von Grund auf naturalisiert, wenn er sie auch, der im allgemeinen nur äußerlichen Reformarbeit wegen, nicht im Wesenskern hat erneuern können. Der Wahrheitstrieb hat im Überschwang jungen Erkennens sogar zuviel getan; er hat oft genug die Ergebnisse der Wissenschaft unmittelbar auf die Künste angewandt, was durchaus unkünstlerisch ist. Aber auch das ist dann ein Zeichen eines nur falsch angewandten Idealismus gewesen. Den Beweis dafür wird nicht verlangen, wer die moderne Revolu-

tionierung der Künste miterlebt hat, wer gesehen hat, mit welcher Leidenschaft die Kunstgesetze, die Techniken, die Wirkungsfragen in Poesie, Malerei, Skulptur, Architektur und Kunstgewerbe neu gedacht worden sind. Die Poesie verdankt dem Wahrheitsidealismus der Modernen eine neubelebte dramatische Prosa, eine poetische vertiefte Vorurteilslosigkeit, und ein neues Verhältnis zum Objekt. Die Malerei verdankt ihm neue Darstellungsmöglichkeiten von Licht, Luft und Bewegung, und Baukunst und Kunstgewerbe sind von ihm zu einer neuen Materialästhetik, einer modernen Bautechnik und zu ganz neuen Zweckbegriffen erzogen worden.

All unser Lebensgefühl wird beeinflußt vom modernen Wahrheitstrieb. Er hat dem modernen Deutschen die Intelligenz geschärft, hat ihn sachlich gemacht und ihn von Sentimentalität befreit. Freilich geben sich alle diese guten Eigenschaften noch profan, weil sie mehr auf ein Äußeres als auf ein Inneres gerichtet sind; aber sie haben über das Romantische und Ideologische doch schon den Sieg davongetragen. Käme ein großes seelisches Wollen hinzu, so dürften wir uns bedeutender Taten versehen. Heute schwankt der Deutsche aber haltlos noch zwischen seinen neuen Wahrheiten einher. Er ist der Diener seiner Wahrheiten und muß sich führen lassen, wohin ihn die Logik der Gedanken weist. Das macht ihn unproduktiv im höheren Sinne, wo so viele Voraussetzungen

zu schöner, fruchtbarer Produktivität doch gegeben sind.

Sucht der Wahrheitssinn die Welt und das Leben neu zu denken, so bemächtigt sich das Gefühl der Erscheinungen mittels einer Empfindungskraft, die Impressionismus genannt worden ist. Der Ausdruck entstammt der Terminologie der neuen französischen Malerei, hat aber allgemach Geltung erlangt für den Bereich des ganzen Lebens. Das Wort bezeichnet, was zu jeder Zeit dem Bewußtsein vom Wesen der Dinge voraufgegangen ist. Impressionismus soll die Fähigkeit bedeuten, alle sinnlich geistigen Eindrücke ursprünglich, ohne Voreingenommenheit aufzunehmen; das Wort steht für die intelligente Gefühlskraft, die im tiefen Erstaunen vor den Wundern des Daseins verweilt und, leidend fast, ein Urwesentliches wahrnimmt. Impressionismus gab es eigentlich zu allen Zeiten, weil jeder Einzelne vor Welt und Leben immer steht, als sei er der erste Mensch. Aber es ist doch ein Unterschied in den Epochen. Aus der Impressionskraft nämlich entwickelt sich im Laufe der Zeit immer die Stilform, die Konvention, das Dogma, das Gesetz. Impressionismus ist etwas Flüssiges, ja Gestaltloses; aber es ist die Vorbedingung zur Form, wie die Empfindung die Voraussetzung des Begriffs ist. Aus der Impression der ethischen Gewalten geht die Religion und sodann die Kirche hervor, aus der Impression

des Ästhetischen die Kunstform, aus der Impression der wirtschaftlichen Kräfte die soziale Organisation. Ist die Form aber gefunden, hat sich die Empfindungskraft in Konvention und organisierte Form verwandelt, so tritt das Formresultat als Stil anstelle der primären, unbeschränkten Eindruckskraft. Darum äußert sich der Impressionismus am stärksten immer in Epochen, wo neue Kulturformen erst werden wollen. Und darum beweist der Impressionismus der modernen Deutschen ebenso sehr, daß sie zu neuen Kulturformen noch nicht gelangt sind, wie daß sie auf dem Wege sind, sich welche zu erwerben.

Begonnen hat man bei uns damit, die überkommenen, leblos gewordenen Weltanschauungsdogmen, die Petrefakte der dem vorigen Zeitalter eigentümlichen Impressionsresultate aus dem Weg zu räumen; und es ist ein neues Weltgefühl dann gekommen, kaum daß der Weg zur Ursprünglichkeit wieder frei war. Dieses Gefühl ist vor der Hand freilich erst ein vager Instinkt; aber der ergreift allgemach die ganze Nation und bereitet sie vor für die Zukunft. Der Deutsche der Gegenwart weiß es noch gar nicht, wie sehr er das Kind moderner Impressionskraft ist. Wie es Zeiten gibt, wo die Nation phantasieärmer ist als sie glaubt — es sind das vor allem die Zeiten des Epigonentums —, so ahnt das Volk in einer Vorbereitungszeit wie der unseren nicht, wie phantasievoll es in seinem unbewußten Empfindungsleben ist. Es

weiß nicht, daß sich in seine Impressionsfähigkeit alles religiöse Ahnen geflüchtet hat, daß sein ethischer Wille darin träumt, daß seine Kunst von hier aus ihren Zukunftsweg schon genommen hat und daß seine Arbeitsfähigkeit an diesem Gefühlsquell sich labt. Dieser Impressionismus ist die unbewußte Einsicht, daß in jedem zufälligen Stück Leben immer die ganze Welt ist, daß in jedem Teil der Natur das Kosmische schwingt, daß das Lebendige allgegenwärtig ist. Dieser Impressionismus ist die Fähigkeit, viel Kausalität, nach Gradwerten geordneten, mit einem Blick zu übersehen; das Subjektive wird darin objektiv und das Objektive subjektiv. Es schlummert darin die Synthese der Zukunft.

Nur aus dieser Weltimpressionabilität kann den Deutschen eine Erneuerung des religiösen Denkens hervorgehen; denn in ihr ist das mystische Erleben der Welt, das philosophische Erstaunen, das tiefe, stumme Wundern ursprünglicher Anschauungskraft. In dem Maße, wie die alten Wertungen an Kraft verlieren, tritt diese Impressionskraft deutlicher hervor. Sie umfaßt nicht einzelne Teile, sondern das Ganze, sie sieht auf das profane Leben mit demselben Blick wie auf das höhere geistige. Darum wendet sich nicht nur der Künstler an seine Impressionskraft, sondern auch der bedeutende Kaufmann, der Fabrikant und Unternehmer. Der Impressionismus dieser Tätigen und Handelnden besteht darin, daß sie bei ihren weit-

verzweigten, den staatsmännischen Blick erfordernden Geschäften viele Ursachen und Wirkungen in einer einzigen Kausalempfindung zusammenfassen. Das kann nicht der logisch verknüpfende Verstand tun, sondern nur das intuitive Gefühl. Spricht man von genialen Kaufleuten und von ihrem Glück, so meint man im Grunde ihre intuitive Impressionsfähigkeit. Und wenn immer wieder die Berufung tüchtiger Kaufleute zu den Staatsgeschäften gefordert wird, so geschieht es aus der Einsicht heraus, daß unsere Berufspolitiker und Staatsdiener mehr konventionalistisch gewordenen Begriffen folgen als lebendigen Impressionen, daß im Gebiete der Politik, trotz Bismarck, die ursprüngliche Intuition weniger als je Geltung hat.

Am reinsten äußern sich die Wirkungen der Impressionskraft im Bereich der Künste. Es zeigt sich dort, daß jene beiden anderen Idealkräfte: das Sozialgefühl und der Wahrheitstrieb, eigentlich nur Diener der Idee sind, die man Lebensimpressionismus nennen könnte. Diese ist die geistige und darum die herrschende, formbildende Idee. Sie enthüllt ihr geistiges Wesen schon dadurch, daß sie nicht gelehrt werden kann, denn sie ist eine Weltanschauung, die der Künstler entweder hat oder nicht hat. Sie ist ein Zwang, Welt und Leben mit ganz bestimmten Empfindungen zu sehen, und von Voraussetzungen aus, die die Ergebnisse der ganzen neuen Zeit sind. Wo immer in der modernen Kunst das soziale Zeitgefühl und der

Wahrheitsdrang zur schönen Stilform ästhetisch erhöht worden sind, ist es mit Hilfe der Impression geschehen. In der Literatur ist die tiefgrabende Psychologie, die den Menschen seinen ursprünglichen Trieben und Leidenschaften nach wieder zu begreifen und dem Momentanen das Wesentliche, das Bleibende abzugewinnen sucht, ganz ein Produkt der Impression. Das moderne Leben gibt sich selbst Rechenschaft mit Hilfe dieser synthetisch gerichteten, poetischen Seelenanalyse. Es ist so zu einer neuen Kunstgattung gekommen, die durch Namen wie Ibsen, Dostojewskij, Tolstoi, Strindberg, Maeterlink, Hauptmann, Dehmel, Paul Ernst usw. bezeichnet wird. Die deutsche Malerei verdankt dem Impressionismus, indem sie dem Vorgange der französischen Malerei selbständig folgt, den Anfang eines wahrhaft modernen Stils, verdankt ihm Persönlichkeiten wie Leibl und Liebermann und den entscheidenden Einfluß auf Künstler wie Feuerbach, Böcklin und Marées. Die Skulptur ist durch den Impressionismus zu einer neuen lebendigen Auffassung der Antike hingeleitet worden, die Baukunst beginnt Bauformen aus phantasievoll begriffenen Notwendigkeiten der Konstruktion abzuleiten, und das neue Kunstgewerbe gelangt zu bedeutenden Werten, auf Grund einer Anschauungskraft, die durchaus vom Eindruck moderner Willensenergien ausgeht. Was irgend in den Künsten mit Recht modern genannt wird, das ist eine Kraftprobe des

Impressionismus; immer mehr beginnt das Erstaunen vor der Welt zum Kunstgefühl zu werden. Es ist ein Irrtum, wenn die Epigonen vom Impressionismus als von einer Dekadence sprechen; er ist kein Ende, sondern ein Anfang. Vorläufer wie Stirner und Nietzsche waren seine Propheten. Er hat den modernen Deutschen von vielen Vorurteilen und Konventionalismen schon befreit, hat ihn frei gegen sich selbst gemacht, gefühlsstärker und unbefangener. Es taucht in seinem Gefolge der Begriff von der Relativität alles Lebens auf; und daraus resultiert dann eine gesunde Skepsis und die Abneigung gegen alles falsche Pathos. Aus dem Nihilismus, aus hoffnungslos scheinendem Pessimismus führt die Impressionskraft zu neuer Zuversicht. Sie lenkt den Großstadtmenschen zur Natur zurück. Nicht zu einer sentimental, ideologisch begriffenen Natur, sondern zu den ewigen Tatsächlichkeiten und stählenden Realitäten der Natur. Überall tritt die Impression des Wesentlichen als ein Korrektiv der Sentimentalität auf. Sie lehrt, das Staatsleben wirklicher als bisher betrachten, nämlich als einen Machtkampf, wie er zur Erhaltung des gesunden Nationallebens notwendig ist; sie lehrt uns die Schule des Leidens zu schätzen und dem Anblick von Not, Elend und Lebensgraus nicht auszuweichen, sondern selbst daraus nach Bestätigungen des ewigen Lebenssinnes zu gewinnen. Die Impression lehrt auf die eigenen Instinkte als auf ein Ursprüngliches

achten; sie läßt die Einbildungskraft von neuem in die Räume der Unendlichkeit blinzeln, in eine jenseitige Welt, die denselben Kausalgesetzen untersteht wie die diesseitige. In dem scheinbar kalten Positivismus der Impressionskraft ist Bejahung; und das ist das Entscheidende. Sie ist, alles in allem, das eigentliche Werkzeug moderner Intuition; darum stammt sie geradenwegs von der genialen Energie der Nation ab und ist die wichtigste aller erkennbaren kulturbildenden Mächte unserer Zeit.

Auf vielen Punkten noch könnten Wirkungen lebendiger Idealkraft gezeigt werden. Das hier Umschriebene genügt aber, um zu beweisen, daß unsere Zeit noch so reich ist an Idealismus wie irgendeine Epoche der Vergangenheit. Nur vermag der Deutsche, wie gesagt, nirgends aus diesen Kräften schon höheren Nutzen zu ziehen, weil sie nicht fruchtbar organisiert sind. Nur dadurch entstehen die Zustände der zivilisierten Kulturlosigkeit, die alle Guten und Tüchtigen erschrecken und deren Grotesken ein wenig an das römische Fest der Saturnalien denken lassen, von dem berichtet wird, daß für vierundzwanzig Stunden das Verhältnis der Dienenden und Herrschenden umgekehrt wurde, dergestalt, daß die Sklaven sich als Herren zu Tisch setzten, während ihre Gebieter sie bedienten. Die deutsche Kulturarbeit des nächsten Jahrhunderts wird darauf gerichtet sein müssen,

der vorhandenen Idealkraft eine neue große Organisation zu schaffen. Eine Titanenarbeit! Denn sie schließt nichts Geringeres ein, als die Stabilierung eines die ganze Nation umfassenden ethischen Ideals, von dem aus alle Gedanken des Lebens und des Todes neu gedacht werden können und das imstande ist, den Deutschen im höchsten Sinne selbstbewußt, kulturbewußt zu machen.

Daß der Deutsche an diesem neuen Selbstgefühl schon baut, leidet nicht Zweifel. Nietzsche trifft das Rechte, wenn er sagt: „Die Deutschen sind noch nichts, aber sie werden etwas; also haben sie noch keine Kultur — also können sie noch keine Kultur haben! Sie sind noch nichts: das heißt sie sind allerlei. Sie werden etwas: das heißt sie hören einmal auf, allerlei zu sein. Das Letzte ist im Grunde nur ein Wunsch, kaum noch eine Hoffnung; glücklicherweise ein Wunsch, auf dem man leben kann, eine Sache des Willens, der Arbeit, der Zucht, der Züchtung so gut als eine Sache des Unwillens, des Verlangens, der Entbehrung, des Unbehagens, ja der Erbitterung, — kurz, wir Deutschen wollen etwas von uns, was man von uns noch nicht wollte — wir wollen etwas mehr!“

Fragt man sich, was nun geschehen müsse, damit die Deutschen auch geistig ein einiges, mächtiges Volk werden, so ist vor allem zu wissen nötig, daß es verkehrt wäre, durch äußeren Anstoß irgendeine dauernde Besserung zu erwarten. Nur aus dem

Innern, aus der Seele aller Einzelnen kann die Erneuerung kommen. Kein Deutscher hat ein Recht, als Reformator aufzustehen und von Zukunftskultur zu sprechen, wenn er nicht zuerst sich selbst, sein ganzes Fühlen und Denken von Grund auf erneuert. Nur von vielen Zentren, von vielen Persönlichkeiten, die das Bessere allmählich über die ganze Nation verbreiten, kann neue Gemeinschaftskultur ausgehen. Eine wohlverstandene Betonung des Persönlichen, des subjektiven Verantwortlichkeitsgefühls ist darum unter den gegebenen Umständen das Nächste. Das letzte Ziel ist es freilich nicht. Das besteht vielmehr darin, die ganz persönlich gewordene Nation gemeinsamen Kulturkonventionen zu unterwerfen; Konventionen, die jeden Einzelnen zur höchsten Leistungsfähigkeit erziehen, während sie ihn in Reih und Glied stellen. Ein Gehorsam ist das Ziel der großen nationalen Selbsterziehung, der aus höchstem Freiheitsgefühl hervorgeht, eine Bildung, die nur um werktätiger Sachlichkeit und lebendigeren Lebensgefühls willen gesucht wird, eine Arbeitstüchtigkeit, die vom Ehrgeiz der Leistung regiert wird, eine Idealität, der nichts Papierenes mehr anhaftet, sondern die mit allen Wurzeln in den Wirklichkeiten haftet, eine Vorurteilslosigkeit, die der Ehrfurcht entspringt, und eine Religiosität, die im Lachen und Weinen des Daseinsgefühls ihren Ursprung hat. Die Zeit will einen Typus des Deutschen, dem der nüchtern wägende, aber

großzügige Realitätssinn des Engländers, womit allein die Weltgeschäfte der Industrie und des Handels erfolgreich betrieben werden können, nicht fremd ist, dem diese Eigenschaften aber doch nur Teile eines umfassenden faustischen Willens sind, weil er nicht von seinem eingeborenen Drang nach Universalismus und kosmopolitischem Weltbürgertum lassen mag. Einen Deutschen, der das Sachliche sachlich, das Wirkliche wirklich, das Profane weltklug behandelt und doch das Geniale und Heilige begreift und es im gegebenen Moment Allem voranstellt; der eines Luther, eines Goethe und Bismarck würdig ist in der Einsicht, daß das Ideale nur aus den wirklichsten Wirklichkeiten hervorgehen kann, daß aber nur solche Realitäten wirklich sind, die von vornherein auf geistigem Untergrund ruhen.

In der Stille bildet sich schon eine Partei so gearteter Deutscher. Eine namenlose, aber täglich wachsende Partei, die sich aus den Besten aller Stände und Berufe zusammensetzt, die durch nichts schon organisiert ist, so daß die Mitglieder sich kaum zu erkennen vermögen und die eine sichtbare Macht darum noch nicht ausübt. Heimlich aber wirkt sie schon bedeutend genug, weil sie die Wahrheit vertritt, deren stummer Majestät auf die Dauer nichts widersteht. Sie zieht die Jugend zu sich heran. Die neue Jugend, die unter reichen Aspekten geboren, von hoffnungsvollen Zukunftskräften erzogen wird; die

nicht mehr mit unaufgeschlossenen Sinnen ins Leben tritt, der die Zeit eine nützliche kritische Kühle des Intellekts empfiehlt und zu der wir doch das Zutrauen haben, daß sie im entscheidenden Moment der großen Begeisterung fähig sein wird. Der namenlosen Partei, wohin diese Jugend graviert, gehört die deutsche Zukunft. Diese Partei ist unsere einzige ganz lebendige Kulturpartei, weil nur sie das Ideal ganz von innen heraus, ganz aus der Seele jedes Einzelnen gewinnen will, weil sie dem nationalen Idealismus den Vollkommenheitstrieb des Individuums zugrunde legt. Weil sie im tiefsten das Fortschrittliche will, denkt sie konservativ; und sie will das Fortschrittliche, weil ihr die Erhaltung aller lebendigen Nationalkraft am Herzen liegt.

Nicht als ein ideologisch konstruiertes Wesen steht der Deutsche der Zukunft vor uns; er ist vielmehr zu begreifen als ein streng national determiniertes Wesen. Aber auch als Einer, dem gerade die Beschränkung zur Lebensmeisterschaft verhilft, weil er frei und sittlich will, was er notwendig muß. Vor neunzig Jahren schon ist dieser Deutsche geschildert worden, wie er uns vorschwebt. Damals nämlich, als Fichte ihn in den Reden an die deutsche Nation seinem Volke malte: „Alle, die entweder schöpferisch und hervorbringend das Neue leben, oder die, falls ihnen dies nicht zuteil geworden wäre, das Nichtige wenigstens entschieden fallen lassen und auf-

merkend dastehen, ob irgendwo der Fluß ursprünglichen Lebens sie ergreifen werde, oder die, falls sie auch nicht soweit wären, die Freiheit wenigstens ahnen und sie nicht hassen oder vor ihr erschrecken, sondern sie lieben: alle Diese sind ursprüngliche Menschen, sie sind, wenn sie als ein Volk betrachtet werden, ein Urvolk, das Volk schlechtweg, Deutsche." An uns, den Gegenwärtigen, wäre es schon gewesen, diese Sätze werktätig zu leben. Wir haben es kaum versucht. Und darum bleiben sie nach wie vor stehen, als eine Aufforderung, der nur der Schwache und Schlechte sich entziehen kann.

Dem Ideal in uns genug zu tun, das ist heute aussichtsreicher als zur Zeit, da Fichte diese Sätze schrieb. Denn wir stehen da, umbrandet von den Wellen eines ins Ungeheure gesteigerten Lebens, im Pleinair gewaltiger Wirklichkeiten, umweht vom Wind eines mächtigen Zeitwillens und umspielt vom hellen Schein einer sich groß öffnenden Zukunft. Welches Leben, welche Kraft, welche Sehnsucht ringsumher! Und, in all dem Graus schrecklicher Erhaltungskämpfe, welcher Heroismus!

Betrachtet die Fernen! Da glüht und glimmt das Licht, das die Menschheit seit Jahrtausenden schon lockt, das ihr bald hell lodernd brannte, um dann wieder lange Zeit nur dämmernd zu schwelen; und dem wir, ein Volk von Sehnsüchtigen trotz alledem, leidenschaftlich auch jetzt wieder zustreben. Eilen wir ihm entgegen, dem

sich uns nähernden Licht, oder jagen wir dem verschwindenden nach? Wir wissen es nicht. Uns führt das sausende Gefährt der Zeit hinein ins große Ungewisse. Vorwärts spähend, wollend und wünschend, jauchzend über den Zauber der schnellen Fahrt, hingerissen vom Schlag des eigenen Herzens, fahren wir dahin. Uns beseelt Entdeckerwille und Eroberermut. Wir Alle gleichen ein wenig dem kühnen Genueser, der auf gebrechlichem Schiff ausging, Amerika zu entdecken und der es mit heiliger Zuversicht fühlte, daß sein Traum von einer neuen Welt eine immense Wirklichkeit sei. Wir fahren dahin durch das tausendfältige Geschehen der Zeit. Es knirscht das Leben, es rauscht die Gegenwart und unaufhaltsam fliegen die Wirklichkeiten vorüber. Keine Straße, kein deutlich übersehbares Gelände und kein Ziel als das unbestimmte Licht am Horizont, auf das die Seele mit stiller Gewißheit blickt. Wir fahren und fahren.......

Ende

FELIX SALTEN: DAS ÖSTERREICHISCHE ANTLITZ

ESSAYS. Geh. 4 Mark, geb. 5 Mark

Salten ist Impressionist, von seinen Essays ist jeder unter dem Zwang einer gewissen Stimmung entstanden, die uns den jeweiligen Gegenstand so und nicht anders beleuchtet zeigt; er scheint tausend Ausdrucksmöglichkeiten zu besitzen, um eine Sache ins rechte Licht zu rücken; er stellt mit bewundernswertem Gelingen irgendein Wort ein, wie der Beleuchter im Theater die verschiedenen Farbenplatten einstellt, um die differenziertesten Stimmungen zu erzeugen, und irgendeine Situation, ein Bild, eine Person, eine Handlung ist gegeben, so deutlich und plastisch, so greifbar gegeben, daß wir sie mitzuerleben glauben. (Basler Nachrichten)

RUDOLF KASSNER: MOTIVE

ESSAYS

Geh. 4 Mark, geb. 5 Mark

. . . Ein Buch von feiner Kultur, das zugleich Themata der Kultur und Kunst behandelt, sei an die Spitze dieser Revue gestellt: nämlich das Buch kluger und tiefsichtiger Essays, das Rudolf Kassner unter dem Titel „Motive“ hat erscheinen lassen. Kassner, der als ein Schriftsteller von feiner und sicherer Kultur schon bekannt ist, plaudert hier über sehr verschiedene Dinge und Personen: über Kierkegaard, über die Skulpturen Rodins, über die Ethik der Teppiche, über den Abbé Galiani, über die Brownings, über Emerson, Baudelaire und Hebbel. Er will seine Themata nie erschöpfen — dazu sind seine Arbeiten auch räumlich viel zu kurz —, sondern er will das letzte geistige Moment, sozusagen die geistige Urformel der Gestalten, die er hinstellt, fixieren, und dieses gelingt ihm überraschend gut und mit sehr prägnanten Worten. Er ist ein Wegweiser, ein Anreger und ist als Schriftsteller ein Künstler. Er bringt sein Fühlen in große Zusammenhänge, er ist ein hervorragender Ästhet und stimmt für eine sehr reinliche Scheidung der künstlerischen Formen.

(Rheinisch-westfälische Zeitung)

RICHARD DEHMEL: BETRACHTUNGEN ÜBER KUNST, GOTT UND DIE WELT

ESSAYS, DIALOGE UND APHORISMEN

Geh. Mark 3.50, geb. Mark 4.50

Liest man die Betrachtungen bedächtig durch, so fällt — rein technisch — sofort auf, wie von anscheinend ganz feststehenden Begriffen und Grundlagen ausgegangen wird, wie diese Begriffe sich um Nuancen verschieben, bis uns der Autor nach und nach und ganz gelinde zu seinem Ziel und damit ungefähr zum Gegenteil dessen gebracht hat, wovon ausgegangen wurde: Ein prachtvolles Spiegelbild des ewig sich erneuernden und umschaffenden Lebens und ein symbolisches Verfahren des Dichter-Schriftstellers, die Gegensätze auszugleichen und eine Harmonie herzustellen. Prachtstücke dieser unwiderstehlichen Art solcher Geistesführung sind z. B. „Naivität und Genie“ und „Licentia poetica“. Wenn es sich in diesen Dingen um die subtilsten und höchsten künstlerischen Angelegenheiten handelt, so bewegen sich andere „Betrachtungen“ auf der Basis der Lebenspraxis. Ich will hier nur „Schulbuch und Kinderseele“ nennen. Vielleicht dürfte auch für feine und empfindende Geister am schönsten und unmittelbar wirkendsten jenes glühend geschriebene Dichterbekenntnis genannt werden, das als „Der Wille zur Tat“ den Schluß der zwölf „Betrachtungen“ bildet. (Neue Badische Landeszeitung, Mannheim)

ALFRED KERR: DAS NEUE DRAMA

Dritte Auflage. Geh. 5 Mark, geb. 6 Mark

In der Kunst, den Inhalt eines Werkes mit wenigen Sätzen bloßzulegen oder das Wesen eines Dichters mit äußerster Knappheit zu umreißen, steht Alfred Kerr heute ohne Nebenbuhler da . . . Ein einziges Schlagwort von Kerr sagt oft mehr als die ganze Kritik eines Mannes, der seine salbadernde Weitschweifigkeit damit entschuldigen möchte, daß er unter einem redenden Stern geboren sei. Nein, Kürze, Knappheit, Prägnanz, Zusammendrängung, Kristallisierung, Extrakt ist wirklich das Wesen der modernen Kritik; und sie muß vor allem in der Form durchbrechen. (Neue Zürcher Zeitung)

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

